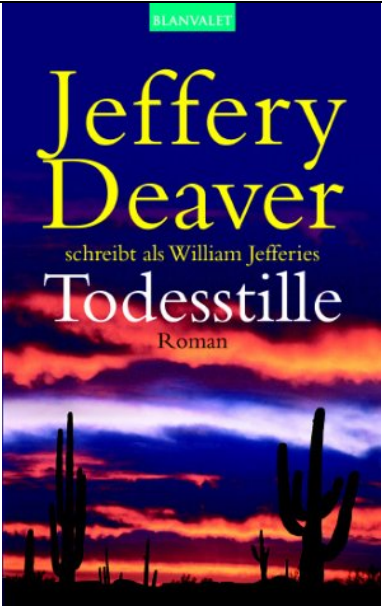


|  |   |
|--|---|
|   | <p><b>Jeffery Deaver</b></p> <p><b>Todesstille</b></p> <p><b>scanned by unknown<br/>corrected by mx</b></p> |
| <p>Wenn irgendwo in der amerikanischen Provinz ein großer Hollywoodfilm gedreht wird, tun die Einheimischen normalerweise alles für eine winzige Rolle – für ihre fünfzehn Minuten des Ruhms.</p> <p>Als die Filmleute John Pellam und Marty Jacobs im verschlafenen Städtchen Cleary eintreffen, wird ihnen jedoch ein ganz anderer Empfang zuteil: Nach einem offensichtlich gezielten Schuss stirbt Marty in seinem brennenden Auto! Erschüttert versucht John, die scheinbar sinnlose Tat aufzuklären. Dabei wird ihm bald klar: Im Gewehr des Mörders steckt auch noch eine Kugel für ihn ...</p> |   |

ISBN: 3-442-35946-5  
Original: Shallow Graves  
Deutsch von Helmut Splinter  
Verlag: Wilhelm Goldmann  
Erscheinungsjahr: 2004  
Umschlaggestaltung: ZEFA/Allofs

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## Buch

Wenn in einer kleinen amerikanischen Stadt ein großer Hollywoodfilm gedreht wird, versuchen die begeisterten Einwohner normalerweise alles, um eine winzige Rolle zu ergattern. Doch als die Filmleute John Pellam und sein Kollege Marty Jacobs im verschlafenen Provinznest Cleary eintreffen, wird ihnen ein ganz anderer Empfang zuteil: Unbekannte werfen Steine durch die Scheiben ihres Wohnwagens. Als sich John und Marty von der deutlichen Drohung unbeeindruckt zeigen, kommt es zur Katastrophe – von einer Kugel getroffen, explodiert der Benzintank in Martys Auto, und der junge Mann kommt in den Flammen um! Als Sheriff Tom Sherman im ausgebrannten Wrack Spuren von Marihuana und Crack entdeckt, legt er John nahe, Cleary so schnell wie möglich zu verlassen, und der Bürgermeister verweigert Johns Filmstudio die Drehgenehmigung – schließlich sollen die örtlichen Jugendlichen nicht von einer Bande kalifornischer Drogendealer verdorben werden. Doch John bleibt. Er will unbedingt herausfinden, wer Marty getötet und ihm den Stoff untergejubelt hat. Welcher der anständigen Bürger von Cleary schreckt nicht einmal vor Mord zurück, um Fremde aus der Stadt fern zu halten?

## **Autor**

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat er sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher wurden in 12 Sprachen übersetzt und haben ihm bereits zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht. Deaver, berühmt geworden durch seine Lincoln-Rhyme-Romane, führt mit John Pellam einen neuen Helden ein, der sich in den USA dank seiner ungewöhnlichen Fahndungsmethoden bereits eine große Fangemeinde erobern konnte.

»Ein Mann sollte zu seinem Wort stehen.«

James Stewart als Rupert Cadell in  
*Cocktail für eine Leiche* von Alfred Hitchcock

## **... Eins**

»Irgendwann mal habe ich diese gruselige Geschichte über dich gehört«, sagte Marty. »Aber ich hatte keinen Schimmer, ob sie wahr ist oder nicht.«

Pellam sah nicht zu ihm hinüber. Er saß am Steuer des Winnebago Chieftain 43 und fuhr zurück in die Stadt. Sie hatten gerade zwei Kilometer die Straße hinauf ein altes Farmhaus gefunden und dem erstaunten Besitzer 1300 Dollar geboten, um zwei Szenen auf seiner vorderen Veranda drehen zu können, sofern er nichts dagegen hätte, dass statt seines rostigen orangefarbenen Nissans ein paar Tage lang ein Mähdrescher in der Einfahrt stehen würde. Für so viel Geld, hatte der Farmer gemeint, würde er, falls gewünscht, den Wagen sogar aufessen.

Pellam hatte ihm gesagt, das sei nicht nötig.

»Du hast mal als Stuntman gearbeitet?«, fragte Marty mit seiner hohen Stimme und dem leichten Mid-West-Akzent.

»Ein bisschen, ja. Nur für ein Jahr oder so.«

»Ah, ja. Der Film, den du gemacht hast?«

»M-hm.« Pellam nahm seine alte schwarze Hugh-Hefner-Sonnenbrille ab. Am frühen Morgen dieses Herbsttages hatte sich ein stahlblauer Himmel von Horizont zu Horizont gespannt. Vor einer halben Stunde hatte sich der Himmel bezogen, und jetzt, am frühen Nachmittag, sah er aus wie zur Abenddämmerung im Winter.

»Es war ein Spielberg-Film«, sagte Marty.

»Für Spielberg habe ich nie gearbeitet.«

Marty überlegte. »Nein? Also, ich habe aber gehört, dass

es ein Spielberg-Film war. Egal, jedenfalls gibt's eine Szene, in der der Hauptdarsteller mit dem Motorrad über eine Brücke fährt und hinter ihm Granaten hochgehen. Der Typ fährt wie der Henker, hinter ihm immer die Granaten. Dann wird er von einer getroffen und in dem Moment durch die Luft gewirbelt, in dem die Brücke unter ihm zusammenkracht. Okay? Man wollte aber eine Puppe nehmen, weil der Stunt Supervisor niemand von seinen Jungs ranlassen wollte. Dann kommst du und sagst dem zweiten Aufnahmeleiter, er soll die Kameras laufen lassen. Und du, na ja, hast es einfach gemacht.«

»Hm-hm.«

Marty sah zu Pellam hinüber und wartete. Dann lachte er. »Was meinst du mit ›hm-hm‹? Hast du oder hast du nicht?«

»Ja, ich erinnere mich daran.«

Marty verdrehte die Augen und beobachtete in der Ferne einen Vogel. »Oh, er erinnert sich ...« Er wandte sein Gesicht wieder Pellam zu. »Dann habe ich noch gehört, dass du nicht richtig durch die Luft geflogen bist, sondern dich an einem Kabel festklammern musstest, während die Brücke unter dir zusammengekracht ist.«

»M-hm.«

Marty wartete immer noch. Es machte keinen Spaß; jemandem Kriegsgeschichten zu erzählen, von dem man sie eigentlich zu hören bekommen sollte. »Und?«

»Ziemlich genau so ist es passiert.«

»Hattest du keine Angst?«

»Klar hatte ich die.«

»Warum hast du's dann gemacht?«

Pellam griff nach unten zu der Flasche Bier, die zwischen seinen ausgelatschten Cowboy-Stiefeln

klemmte. Er blickte in die rotgelbe Herbstlandschaft auf der Suche nach New-York-State-Polizisten, dann hob er die Flasche an die Lippen und leerte sie. »O ja, damals habe ich lauter verrückte Sachen gemacht. War dumm von mir. Der Aufnahmeleiter hat mich rausgeschmissen.«

»Aber die Aufnahme haben sie verwendet?«

»Ging nicht anders. Sie hatten keine Brücke mehr.«

Pellam drückte das ausgeleierte Gaspedal durch, um eine Anhöhe zu nehmen. Der Motor reagierte nicht gerade prompt, ließ von irgendwo aus seinen Tiefen ein Klopfen hören, wie man es halt bei einem alten Wohnmobil gewohnt sein sollte, das ächzend bergauf fährt.

Marty war neunundzwanzig und dünn und trug in seinem linken Ohr einen goldenen Ring. Er hatte ein rundes, glattes Gesicht, und seine Augenlider waren direkt mit seinem Herz verbunden – sie öffneten sich ganz weit, sobald sein Puls einen Zahn zulegte. Pellam war älter. Auch er war dünn, aber eher sehnig, und hatte einen dunklen Teint; den schütterten, grau gesprenkelten Bart, den er sich seit einer Woche wachsen ließ, konnte er schon nicht mehr sehen. Die Lider über seinen graugrünen Augen öffneten sich niemals sehr weit. Beide Männer trugen Bluejeans und Jeansjacken, Marty ein schwarzes T-Shirt, Pellam ein blau kariertes Arbeiterhemd. Mit solchen Klamotten und seinen spitzen Stiefeln sah Pellam eher wie ein Cowboy aus, und wenn jemand – vor allem eine Frau – einen Kommentar darüber abgab, antwortete er stets, er sei mit Wild Bill Hickok verwandt. Das entsprach zwar der Wahrheit, aber in einer solch komplizierten Weise, dass er sich heute nicht mehr genau erinnerte, wo auf seiner Ahnentafel der Revolverheld angesiedelt war.

»Ich würde gerne als Stuntman arbeiten«, sagte Marty.

»Kann ich mir nicht vorstellen«, gab Pellam zurück.

»Doch, das würde mir Spaß machen.«

»Nein, das würde dir wehtun.«

Die beiden Männer schwiegen eine Weile.

»Dann haben wir also einen Friedhof, einen Marktplatz, zwei Scheunen und ein Farmhaus«, zählte Pellam schließlich auf. »Wir haben kilometerweise Straßen. Was brauchen wir noch?«

Marty blätterte durch ein großes Notizbuch. »Ein ganz, ganz großes Feld, ich meine echt tierisch groß, ein Beerdigungsinstitut, ein Haus im viktorianischen Stil mit einem Garten, in dem man eine Hochzeit feiern kann, einen Eisenwarenladen, so viele Innenräume, dass einem schlecht wird ... oh, Mist, das dauert bestimmt zwei Wochen, bis ich wieder nach Manhattan komme. Ich kann keine Kühe mehr sehen, Pellam. Ich habe diese Viecher so verdammt satt.«

»Bist du schon mal auf einer Kuh geritten?«, fragte Pellam.

»Ich bin aus dem mittleren Westen. Jeder reitet dort auf Kühen.«

»Das habe ich noch nie gemacht. Würde ich aber gerne mal.«

»Pellam, du bist noch nie auf einer Kuh geritten?«

»Nö.«

Mit scheinbar echter Bestürzung schüttelte Marty den Kopf. »O Mann ...«

Es war schon drei Tage her, seit sie von der Interstate abgebogen und hier nach Cleary im Staat New York gefahren waren. Der Winnebago hatte dreihundertfünfzig Kilometer zurückgelegt, sich über Hügel mit knorrigen Pinien gequält, vorbei an verschlafenen Farmen, kleinen, einfachen pastellfarbenen Häusern mit Pick-ups,



aufgebockten Wagen ohne Räder und steifer, an langen Leinen aufgehängter Wäsche davor.

Drei Tage Nebel, Septemberstürme, umherwirbelnde gelbe Blätter und Regen, nichts als Regen.

Marty blickte aus dem Fenster, schwieg fünf Minuten lang. Pellam dachte: Schweigen ist Platin.

»Weißt du, woran mich das hier erinnert?«, fragte Marty schließlich.

Der Junge hatte eine Phantasie, die umherschweifte wie eine hungrige Krähe. Pellam hatte keine Ahnung, woran Marty dachte.

»Ich war beim Dreh von *Echoes of War* dabei«, erklärte Marty.

Das war ein Dreiundsechzig-Millionen-Dollar-Vietnamkriegsfilm, für den Pellam keine Lust gehabt hatte, als Location-Scout die Drehorte auszukundschaften. Jetzt hatte er keine Lust, sich den Film im Kino anzuschauen, und er würde auch keine Lust haben, ihn sich in seinem Videoladen in L. A. auszuleihen.

»Du weißt, dass sie ihn aus irgendwelchen Gründen nicht in Asien gedreht haben?«, meinte Marty.

»Ist das 'ne Frage?«

»Nein, ich erzähl's dir nur.«

»Hört sich aber an, als würdest du mich das fragen.«

»Nein. Sie haben beschlossen, den Film nicht in Asien zu drehen.«

»Warum nicht?«

»Ist nicht wichtig. Sie haben es halt nicht getan.«

»Na gut«, gab sich Pellam zufrieden.

»Sie haben ihn in England gedreht, in Cornwall.« Martys dickes, ovales Gesicht wirbelte mit einem breiten Grinsen

in Pellams Richtung. Pellam mochte es, wenn jemand begeistert war. Aber begeistert waren immer nur Menschen, die viel redeten. Na ja, man kann eben nicht alles haben.

»He, wusstest du, dass es in England Palmen gibt? Ich dachte, ich sehe nicht richtig. Palmen ... Egal, der Setdesigner hat beim Truppenstützpunkt unglaubliche Arbeit geleistet mit Einschlaglöchern von Granaten und allem Drum und Dran. Wir sind um fünf Uhr aufgestanden, um zu drehen. Ich hatte echt immer ein komisches Gefühl. Ich meine, ich wusste, dass wir in England sind und dass es nur ein Film ist. Aber alle Schauspieler waren verkleidet, hatten Uniformen an, haben in Erdlöchern geschlafen und Armeeproviant gegessen. Der Regisseur wollte es so haben. Ich kann dir sagen, wenn ich da so rumstand, war mir ganz ... unwohl.« Er überlegte, ob dies der richtige Ausdruck war. Er entschied sich für ein Ja und wiederholte es.

»Unwohl. Ja, genauso fühle ich mich auch jetzt.«

Er verfiel in Schweigen.

Pellam hatte bei mehreren Kriegsfilmen mitgearbeitet, aber im Moment fiel ihm keiner davon ein. Woran er dachte, war das Muster der gesprungenen Scheibe am Seitenfenster seines Wohnmobils. Winnebagos haben dicke Fenster, und man muss schon kräftig zuschlagen, um eine Flasche hindurchwerfen zu können. Auf dem Zettel darin hatte gestanden: *»Lebt wohl«*. Das Wohnmobil war im Lauf der Jahre schon mehrmals Opfer kreativer Zerstörungswut gewesen, aber nie auf eine so zweideutig beunruhigende Art. Die Vandalen hatten offensichtlich absichtlich die Windschutzscheibe verschont; Pellams Blick sollte wohl durch nichts getrübt werden, wenn er aus der Stadt hinausfahren würde.

Pellam hatte auch bemerkt, dass es eine Flasche gewesen war, kein Stein, und sie hätte genauso gut Benzin statt der sorgfältig geschriebenen Nachricht enthalten können.

Genau daran dachte John Pellam im Moment. Nicht an Stunts, Kriegsfilme oder unheilvolle Sonnenaufgänge über England.

»Es wird kalt«, stellte Marty fest.

Pellam streckte seine Hand zum Armaturenbrett aus und drehte die Heizung zwei Stufen höher. Feuchte, nach Gummi riechende Luft machte sich im Führerhaus breit.

Auf dem Boden knirschten Glassplitter unter Pellams Stiefeln. Er schob sie zur Seite.

*Lebt wohl ...*

Cleary hatte nicht viel zu bieten.

Zwei Waschsalons, eine Filiale der Chase Manhattan Bank, eine städtische Bank. Zwei praktisch gleich eingerichtete Bars. Ein Dutzend Antiquitätenläden, deren Schaufenster gerammelt voll waren mit Beistelltischchen, Werbeansteckern von Präsidentenwahlkämpfen, Leuchtern, Dreifüßen, Zinngeschirr, verblichenen Teppichen und ein paar eleganten viktorianischen Gerätschaften. Daneben gab es zwei Immobilienmakler, einen Musikinstrumentenladen mit Schwerpunkt auf Instrumenten für Blaskapellen und einen Eisenwarenladen. Der kleine Teeladen, der eher an eine gemütliche englische Zwergenhütte erinnerte, machte ein Wahnsinnsgeschäft mit Muffins: Muffins mit Ballaststoffen, Müsli und Honig.

Ein alter Ramschladen mit Holzfußboden. Ein paar Drugstores, einen mit einer Theke aus den Fünfzigern, die so authentisch aussah, dass sie ein Setdesigner nicht besser

hinbekommen könnte. Mehrere Häuser waren zu kleinen Geschäften umgewandelt worden. *Crystalmere – Original Schmuckdesign von Janine. Schottischer Import – unsere Spezialität: Shetland-Wolle.*

Zwei Jugendliche mit stoppeligen Gesichtern und frech herausforderndem Grinsen standen unter der Markise des Eisenwarenladens. Die Hemden über ihren kräftigen Oberkörpern hatten sie aufgeknöpft, als würde ihnen der frische Wind nichts anhaben können. Einer von ihnen hob den Mittelfinger in Richtung des Wohnmobils.

»Arschlöcher«, meinte Marty.

In Mexiko, wo Pellam und Marty einen Monat zuvor gewesen waren, waren die Einwohner freundlicher gewesen – aber das konnte auch am Dollar gelegen haben, der in punkto internationaler Brüderschaft und Verständigung einen großen Beitrag leistet.

Pellam zuckte mit den Schultern.

Marty hielt seinen Blick immer noch nach draußen gerichtet und beobachtete die Bürgersteige. »Hier in der Stadt gibt's wohl nicht viele Frauen.« Er runzelte die Stirn, als wäre er enttäuscht, dass er in den Schaufenstern keine Damen mit Badeanzügen aus der *Sports Illustrated* sah.

»Die haben sie im Wald versteckt, als sie gehört haben, dass du kommst.« Pellam suchte einen Parkplatz.

»Ein Kino habe ich auch noch nicht entdeckt.«

»Ja, ein Kino wäre besser für dich«, sagte Pellam. »Mit Filmen hast du mehr Glück als mit Frauen.«

Diesen Kommentar ignorierte Marty. »He, meinst du nicht auch, dass es nichts Besseres gibt, als mit einer Frau vom Lande in einem komischen Hotelzimmer Liebe zu machen?«, fragte er stattdessen beinahe ehrfurchtsvoll.

»Statt in einem normalen Hotelzimmer?« Eigentlich dachte Pellam tatsächlich, dass es gut war, wenn auch nicht das Beste, aber er sagte nicht »Liebe machen« dazu. Er entwickelte auch nicht eine derart ungestüme Jungmännerlust wie Marty. Pellam musste den Burschen im Auge behalten. Er verlor leicht die Kontrolle und schäkerte in den Cocktailbars kleiner Städte schonungslos mit Blondinen – Frauen, die Lichtjahre härter drauf waren als die meisten aalglatten Schönheiten aus Manhattan oder Los Angeles mit ihren stahlharten Augen.

Die Wolkendecke hätte nicht dichter sein können, als sie die Stadtmitte erreichten. Es goss wie aus Eimern, der Regen überspülte die Straßen, riss die Blätter von den Bäumen und nahm ihnen jede Sicht. Das Wohnmobil schwankte wie ein Boot im Sturm.

»Puh«, stöhnte Marty. »Ich würde sagen, es wird langsam Zeit, dass wir uns betrinken.«

Pellam suchte einen geeigneten Parkplatz. Im dichten Regen übersah er den Bordstein, an dem er mit metallischem Knirschen entlangschrappte. Er wusste nicht mehr, ob im Zentrum von Cleary Parkuhren standen. Wenn ja, gab es jetzt eine weniger.

Der Regen hörte nicht auf, trommelte aufs Dach wie ein Dutzend umherwirbelnder, durchgedrehter Breakdancer. Auf den Scheiben waren keine Tropfen mehr zu erkennen, das Wasser rann als gleichmäßige Schicht die Fenster hinab.

Pellam kletterte von seinem Sitz und sah zu Marty hinüber. »Auf drei.«

»Oh, nee, Pellam, da draußen ist es nass.«

»Du wolltest was trinken.«

»Warte, bis es ...«

Pellam öffnete die Tür und sprang hinaus. »Drei!«

»... nachlässt.«

Bis unter das nächste Vordach brauchten sie nur acht Schritte, trotzdem waren sie nass bis auf die Knochen.

Unter dem hohlen Schlag einer Kuhglocke öffneten sie die Tür. Marty blieb wie angewurzelt stehen. »Das ist das Speiserestaurant, Pellam.«

»He, Mann, mach die Tür zu.«

»Das ist das Speiserestaurant.«

»Es ist noch viel zu früh zum Trinken«, erwiderte Pellam.

»Mir ist eher nach Kuchen zumute.«

»Kuchen? Oh, Scheiße.«

Marge's Café war ganz in Türkis und Plastik gehalten und schlichtweg ungemütlich. Die Neonröhren schimmerten grün, ein Licht, das einen gefühlsmäßig sofort in den Flur einer Highschool zurückversetzte.

Sie setzten sich an den Tresen und zogen Papierservietten aus einem Halter, um sich Gesicht und Arme abzutrocknen.

Zwei schmuddelige, stämmige Männer – beide über fünfzig, vielleicht Erntehelfer oder Farmer – mit schwarzem Dreck in den Poren saßen gebeugt über ihren kugelsicheren weißen Kaffeebechern. Sie unterbrachen ihr Gespräch nicht, folgten aber Pellam und Marty mit ihren Blicken wie Retriever, die Vögeln hinterherschpähten.

»Genau, hatte sich mit seinem Traktor fast auf den Kopf gestellt.«

»Auf der Interstate? Hätte Eintritt bezahlt, um das zu sehen.«

»Hat eine Menge anderer Fahrer völlig aus dem Konzept

gebracht ... hab ich dir schon mal erzählt, wie ich meinen Harvester über den Bach gesetzt habe?«

Marty bestellte ein Bier, doch das Mädchen, so um die dreißig mit hübschem Gesicht und breiten Hüften, meinte, sie würde ihm gerne eins geben, doch leider hätten sie keine Genehmigung dafür. »Tut mir wirklich Leid«, wiederholte sie und überlegte krampfhaft, was sie zu ihrer Entschuldigung noch sagen könnte. Ihre Entscheidung fiel auf: »Darf ich Ihnen was anderes bringen?« In ihrer Stimme klang Bewunderung mit. Marty warf Pellam einen triumphierenden Blick zu, dann lächelte er das Mädchen an und bestellte eine Portion Chili und dazu eine Cola. Pellam nahm Kaffee und ein Stück Schokoladenkuchen.

»Ist der auch wirklich selbst gemacht?«, fragte er.

»Wenn Sie meinen, dass man bei A&P was selber macht, dann ja.« Zu ihrer Bewunderung gesellte sich Vernarrtheit, als sie Marty fragte: »Zwiebeln?«

»Ja, Ma'm.«

»Nein«, fiel ihm Pellam ins Wort. Das Wohnmobil war ziemlich klein.

Marty seufzte. Sie sah ihn an, und er schüttelte den Kopf.

»Möchten Sie ihn *à la mode*?«

»Alamo?«

Sie blickte sich um. »Mit Eiscreme, meine ich.«

»Äh, nein. Nur den Kuchen.«

»Euer Wohnmobil sieht ganz okay aus.« Sie rührte sich nicht von der Stelle. »Mein Paps hatte früher einen Travel-All, hat aber mal beim Rückwärtsfahren Mist gebaut – wir waren auf dem Weg zum Lake Webster –, und die Achse ist gebrochen.«

»Ja, man muss schon vorsichtig sein«, meinte Pellam.

»Man konnte sie nie wieder richtig zusammenschweißen.«

»Tja, da hat man den Salat.«

Nach einer Weile kam Bewegung in die Frau. Mit schwingenden Hüften ging sie auf die andere Seite der Theke.

Marty war aufgeregt. »Hast du den Ramschladen da drüben gesehen, Pellam?« Er blickte aus dem Fenster. »Ich war gestern drin. Der Laden ist hervorragend. Die verkaufen Perücken da drin, reihenweise stehen die da rum. Ich meine, wo auf der Welt gehst du einfach in einen Laden, bezahlst neunzehn neunundneunzig und gehst mit einer Perücke wieder raus? Und? Findest du so was auf dem Rodeo Drive? Oder auf der Michigan Avenue?«

»Stimmt, du kriegst echt schon langsam eine Glatze.«

Plötzlich prasselte der Regen gegen die große Glasscheibe, gefolgt von einigen Donnerschlägen. Als Pellam sich zum Fenster drehte, sah er, wie eine Frau aufs Restaurant zugerannt kam, die Tür aufriss und die Kuhglocke ertönen ließ. Angewidert streifte sie ihren grünen Regenumhang ab und entpuppte sich als etwa gleich alt wie Pellam, vielleicht ein, zwei Jahre älter, und trug ein ausgebleichenes rotes Kleid mit hoher Taille, die genau unter ihrer üppigen Brust ansetzte.

»Omakleid« fiel ihm dazu nur ein. Das lange Haar – braun mit leichtem Silberschimmer – war in der Mitte gescheitelt.

Ihr Blick streifte sowohl Pellam als auch Marty. Pellam warf sie so etwas wie ein Lächeln zu, dann wandte sie sich zum Tresen und wischte sich den Regen vom Gesicht.

Auch Pellam und Marty drehten sich zurück. Sie zogen die Polaroidbilder heraus, legten sie nebeneinander auf den Tresen und begannen, über die Einstellwinkel der



Kamera zu reden.

Die Frau in dem Omakleid ließ beiläufig ihren Blick auf ihnen ruhen, dann bestellte sie bei der Kellnerin einen Kräutertee und einen Kleie-Muffin. Zwischendurch schaute sie immer mal wieder zu den beiden Männern rüber.

Die Kellnerin stellte den Kaffee und die Cola vor die beiden und hob ein Stück schaumigen Kuchen aus einem Karton mit Cellophanfenster. Dann verschwand sie wieder, um das Chili zu holen und Marty wieder voller Bewunderung für ihn zu servieren.

Sie machten sich ans Essen. Die Frau im Omakleid beachtete sie nicht mehr, selbst als Pellam zweimal in einem Satz das Wort »Hollywood« verwendete.

»Wie ist der Kuchen?«, fragte Marty.

Nach drei Bissen konnte Pellam nicht mehr. Er schob den Teller zu Marty, der mit seiner Gabel zustach, obwohl noch etwas von dem fetten Chili daran klebte.

Wieder laute Donnerschläge und rappende Scheiben.

»In welchen Projekten hat Lefkowitz derzeit noch seine Finger drin?«, fragte Pellam.

Marty dachte nach. »Der Film in Europa?«

Pellam schüttelte den Kopf.

»Ach ja, ich weiß«, sagte Marty. »Der Western.«

Pellam lächelte. Er stand auf und ging zum Telefon.

»Jetzt guck dir das mal an«, rief er überrascht Marty zu.

»Ein Anruf kostet immer noch zehn Cent.« Die Frau im Omakleid drehte ihren Kopf in seine Richtung. Lächelnd. Er lächelte zurück. Sie wandte sich wieder ihrem Tee zu.

Pellam tippte die Telefonnummer ein, wurde aber in die Warteschleife gesetzt. Es sollte nicht das letzte Mal sein.

Nach einer Weile meldete sich endlich der Produktionsassistent. »Johnny, mein Junge, wo warst du?«

Pellam wusste, dass der Mann am anderen Ende noch jung war, konnte ihn sich aber nicht vorstellen. »Unterwegs.«

»Ha, »unterwegs««, wiederholte er. »Ha.«

»Und?«, begann Pellam träge. »Wie ist das Wetter in Tinsel Town? Hier ist es tierisch heiß. Fast vierzig Grad.«

»Johnny, wie klappt's?«

»Es klappt schon.«

»Freundchen, ich bin nicht zu Witzen aufgelegt. Unser Junge hier dreht schon fast durch mit dem Projekt. Wenn wir die Drehorte nicht bald unter Dach und Fach haben, ist hier die Kacke am Dampfen. Wo, zum Teufel, steckst du?«

»Ich glaube, ich habe gerade das Passende für dich gefunden.«

»Oh, das klingt wie Musik in meinen Ohren. Heirate mich.«

»Ja, es ist perfekt.«

»Sprich mit mir, Johnny, sprich mit mir. Wir stehen unter Druck, *hombre*. Ich meine richtigen Druck, kapiert?«

Pellam fragte sich, wo man lernte, sich wie ein Producer aufzuführen. Vielleicht auf der University of California in Los Angeles. Er zwinkerte Marty zu. »Lefkowitz wird wahnsinnig vor Begeisterung werden«, fuhr er fort. »Die Aufnahme im Morgengrauen wird wunderbar ... kilometerweit nur Wüste. Nirgends ein Baum zu sehen. Ich meine, man sieht nur einen, wenn man ein Teleskop hat und nach Westen schaut, und ...«

»Wüste?«

»Dann haben wir eine kleine Hütte gefunden ... man

kann zwar innen nicht drehen ...«

Am anderen Ende der Leitung herrschte eine Stille wie am Rande des Universums. Dann: »Hütte?«

»... aber keine Angst«, fuhr Pellam fort. »Einen Pferch gibt es. Oh, und ich dachte, ein bisschen von der Inneneinrichtung könntet ihr ja mitbringen. Die Szene, wo ...«

»Du verarschst mich, John.«

Pellam klang verletzt. »Dich verarschen? Nein, wenn ich sage, es ist perfekt, dann ist es perfekt. Ich würde nie ...«

»Du verarschst mich.«

»Erzähl ihm von den *arroyos*«, rief Marty aus dem Hintergrund.

»Ah, ja, die Wasserläufe. Du weißt schon, die Szene, wo sich die Komantschen an die Hütte anschleichen.«

»John, das ist nicht lustig.«

»Was meinst du damit?«, wollte Pellam wissen.

»Es ist kein Western.«

»Was meinst du damit: Es ist kein Western?« Pellam machte eine Pause, während der er so tat, als würde er im Drehbuch nachschlagen. »Wie würdest du ›Arizona im Jahre 1876‹ denn sonst nennen?«

»*Dubistin Arizona?*« Die Stimme hörte sich an wie ein Autoalarm. »*Man hat dir das falsche Drehbuch geschickt?*«

»Oh«, machte Pellam. Er versuchte es, konnte sich aber nicht mehr zurückhalten. Marty, der den Schrei des Produktionsassistenten gehört hatte, hatte sich mit dem Kopf zur Theke hinuntergebeugt und schüttelte sich vor Lachen. Auch Pellam brach in wildes Wiehern aus.

»Du verdammter Hurensohn, Pellam«, brüllte der Produktionsassistent. Pellam fiel, unbeweglich vor

Lachen, gegen die Wand der Telefonzelle und versuchte wieder Luft zu bekommen. »Tut mir Leid«, keuchte er.

»Das – ist – nicht – lustig.«

Obwohl alles auf das Gegenteil hinwies. Als Pellam sich endlich wieder beruhigt hatte, sah er zu Marty hinüber. Wieder brach er in Lachen aus. »Wir sind in einem Ort namens Cleary«, brachte er schließlich heraus. »Im Norden vom Staat New York. Sieht gut aus. Ich denke, es ist perfekt hier. Wir haben siebenundzwanzig von einundfünfzig Einstellungen, aber die wichtigsten Drehs haben wir zuerst gemacht, alles andere ist Nebensache. Wir schießen noch die letzten Fotos, dann schicken wir dir in ein paar Tagen den Bericht.« Er machte eine kurze Pause. »Ich habe das Drehbuch durchgesehen. Kann ich dich zu ein paar Änderungen überreden?«

»Nichts drin. Es ist in Stein gemeißelt.« Jetzt war es der Produktionsassistent, der lachte, ein nachsichtiges Glucksen, mit dem er zeigte, dass er kein Spielverderber war, jetzt aber die Zeit gekommen sei, mit den Albereien aufzuhören und zur Sache zu kommen. »Also, John, du meinst, es sieht gut aus?«

»Es ist ...«

»Wir können nicht mehr warten. Der große Mann wird meine Eier zum Frühstück verspeisen, wenn wir nicht bald vorankommen. Was wolltest du sagen?«

»Wann?«

»Gerade eben. Ich habe dich unterbrochen.«

»Nur, dass die Stadt gut ist. Alles da, was wir brauchen.«

Langsam und deutlich suggerierte er ihm: »Jetzt komm mal wieder runter von deinem Trip.«

»Ha, ha.«

»Jetzt werde ich mal kurz ernst«, meinte Pellam.

»Wir hören, mein Lieber.«

»Das Drehbuch. Dir wird's zwar nicht gefallen, aber ich habe ein bisschen dran rumgedoktert und ...«

»Es geht hier nicht um gefallen oder nicht gefallen – ich werde es einfach ignorieren.«

»Die Geschichte muss ein bisschen aufgepöppelt werden.«

»Vergiss es. Lefty wird auch dir die Eier abschneiden, wenn du nur davon anfängst.«

Pellam erinnerte sich an eine andere Redensweise aus Hollywood. »Die Sache ist, dass das Drehbuch zwar gut, aber nicht hervorragend ist.«

»Aber es ist das Drehbuch von Lefkowitz.«

»Dein Problem«, erwiderte Pellam.

»Nein, meine Eier.«

»Gut, ich habe es versucht. Oh, bevor ich auflege, sollte ich noch erwähnen ...«

»Was? Probleme?«

»Probleme sind das eigentlich nicht. Glaube ich jedenfalls. Aber einen Flugplatz zu finden ist schwieriger, als wir dachten.«

»Einen ...«

»Marty und ich fliegen morgen nach London. Gegen fünf sind wir in Dover.«

»Dover?«

»Das ist Londoner Uhrzeit.«

»Was für einen Flugplatz?«

»Du weißt schon, die Szene mit den Fallschirmjägern ...«

»John, du bist ein Arsch. Hat dir das schon mal jemand gesagt?« Er legte auf.

»Der Typ hat einfach keinen Humor«, stellte Pellam fest, als er zu Marty ging.

Marty machte sich wieder über den Kuchen her.

Eine halbe Stunde später war aus dem Regen feiner Nebel geworden, und das Gewitter war vorübergezogen. Nachdem die Frau im Omakleid ein paar sentimentale Blicke in Pellams Richtung geworfen hatte, musste sie wieder in ihre Salzmine, wie sie es der Kellnerin gegenüber ausdrückte, die ihrerseits Schwerstarbeit leistete, um Marty zu bewundern.

»Machen wir uns vom Acker«, sagte Pellam. Die beiden Männer erhoben sich.

»Tschü-hüss«, rief die Kellnerin.

»Bis später«, verabschiedete sich Marty. »Danke für die nette Bedienung.«

»Gern geschehen«, rief sie zurück.

Als sich die Tür hinter Pellam schloss, flüsterte er: »Aber gerne doch, Süße – wann, wo und wie du willst.«

»Pellam, es ist nicht meine Schuld, dass ich so ein toller Hecht bin.«

»Die ist echt scharf auf dich, Junge. Sie will dich als Vater ihrer Kinder. Von allen zwölf. Sieh dich doch an – ein süßer Fratz mit roten Wangen. Oh, sie wird von dir träumen heute Nacht.«

»Hör auf, Pellam.«

»Vielleicht solltest du überlegen, dich hier niederzulassen«, fuhr Pellam mit ernster Miene fort. »Du könntest einen Franchise-Laden mit Wein aufmachen, dir eine Schildkappe aufsetzen, um deine angehende Glatze zu verstecken, einem Wohltätigkeitsverein beitreten ...«

»Na, du hast gut reden, Alter. Die andere Frau, die dich

dauernd angeglotzt hat, erinnert mich sehr an meine Mutter.«

»Die haben am meisten Erfahrung.«

»Sie ...«

Fünf Meter vor dem Wohnmobil blieben Marty und Pellam wie angewurzelt stehen.

»Jesses, was ist das denn?«, fragte Marty.

Pellam war überrascht, dass der Junge es nicht erkennen konnte, dachte sich aber, dass es wie mit den optischen Täuschungen in wissenschaftlichen Büchern war, bei denen einige Menschen auf Anhieb erkannten, worum es sich handelte, andere es sich aber erklären lassen mussten.

Für Pellam war die Sache klar. Auf der ihnen zugewandten Seite des Wohnmobils hatte jemand mit schwarzem Lack grob das Bild von zwei Grabhügeln mit Kreuzen aufgesprüht. Darunter stand wieder: *Lebt wohl*.

»Oh, verdammt«, flüsterte Marty, als er es endlich erkannte.

Dann gingen sie näher und um den Wagen herum, konnten aber außer diesem Kunstwerk keinen weiteren Schaden entdecken. Sie blickten sich auf der Straße um. Keine Menschenseele.

»Wer war das? Diese Jungs, die wir vorher gesehen haben?«

»Vielleicht«, meinte Pellam.

Eine Weile standen sie vor dem schlecht gezeichneten Bild, bis sich Pellam auf den Weg die Main Street entlang machte.

»Wo willst du hin?«, fragte Marty.

»Ein bisschen Terpentin und Stahlwolle kaufen. Ich will nicht mit Werbung für ein Beerdigungsinstitut rumfahren.«

## ... Zwei

»Man hätte doch erwarten können, dass sie ein bisschen mehr Geld dafür springen lassen«, sagte Pellam zu Janine, der Frau mit dem Omakleid. »Wenn sie was symbolisieren soll, sollte sie auch etwas Klasse haben.«

Er blickte auf die kleine, überlackierte schwarze Kanone, die der Stadt vom Verein der Übersee-Kriegsveteranen geschenkt worden war. Sie sah nicht so aus, als könnte sie eine Kugel weiter als drei Meter schießen. Pellam hatte auf dem Marktplatz gesessen und seine Polaroid-Bilder beschriftet, als sie zufällig vorbeigekommen war und sich auf die Bank neben seiner gesetzt hatte. Er hatte Pfefferminztee gerochen – das, was sie am Tag zuvor in Marge's Café getrunken hatte –, und als er aufgesehen hatte, hatte sie ihn angelächelt. Er war die eineinhalb Meter über das unebene Holz gerutscht, und sie hatten angefangen zu reden.

»Vielleicht taugt sie ja doch was«, meinte Janine. »Der Schein trügt manchmal.«

Pellam fand, dass sie heute geschmackvoller angezogen war – sie trug einen langen Rock, Stiefel und einen grob gestrickten Pullover. Ihr Haar – in der Sonne schimmerte es leicht rötlich – war immer noch in der Mitte gescheitelt. Aus der Nähe betrachtet sah sie älter aus, um die vierzig, obwohl sie es wahrscheinlich nicht war. Das war bei vielen dieser armen Blumenkinder so; vielleicht sind sie gelenkiger und werden älter als andere, aber Sonne und frische Luft können der Haut eine Menge Böses antun.

»Wo ist Ihr junghafter Partner mit dem knackigen kleinen Hintern, derjenige, der wahrscheinlich ein oder zwei Jahre zu jung für mich wäre?«



»Er hat sich einen Wagen gemietet und ist ins Hinterland gefahren, um ein paar Parks auszukundschaften. Wir müssen noch für eine Menge Szenen die passenden Drehorte finden, deswegen haben wir uns die Arbeit aufgeteilt.«

»Für welche Gesellschaft arbeiten Sie?«

»Big Mountain Studios.«

»Haben die nicht *Night Players* gedreht? Und *Ganges* ... Oh, das war ein toller Film. Sind Sie dafür nach Indien gefahren?«

Pellam schüttelte den Kopf.

»Wow, kennen Sie William Hurt? Haben Sie ihn schon mal getroffen?«

»Habe ihn einmal im Restaurant gesehen.«

»Und Willem Dafoe? Glenn Close?«

»Zweimal nein.« Pellam ließ seinen Blick über die in der Hitze flimmernde Stadt schweifen. Elf Uhr vormittags. Heute war es sieben Grad wärmer als am Tag zuvor. Altweibersommer.

»Erzählen Sie mir von dem Film, an dem Sie gerade arbeiten.«

»Wir halten uns vorher immer gerne etwas bedeckt.«

Sie schlug ihn spielerisch auf den Arm. »Bitte? Halten Sie mich etwa für eine Spionin? Meinen Sie, ich würde die Geschichte an MGM verkaufen?«

»Er heißt *Todesstille*.«

»Oh, wie gruselig. Mir gefällt der Titel. Wer spielt mit?«

»Die Rollen sind noch nicht vergeben.« Location-Scouts stand es nicht zu, allzu viel auszulaudern.

»Ach, kommen Sie schon«, drängelte sie. »Das glaube ich Ihnen nicht.« Sie neigte scheu den Kopf vor, so dass

ihr Haar über ihr Gesicht fiel und nur noch die Augen frei ließ wie bei einer verschleierten Mohammedanerin. »Sie können doch wenigstens Andeutungen machen.«

»Es sind nur unbekannte Schauspieler dabei.« Er nippte an seinem Kaffee.

Immer wollten sie alle Einzelheiten hören. Wer spielte in Hollywood »Reise nach Jerusalem« – aber mit Betten? Welche Schauspielerinnen hatten sich was implantieren lassen? Wer schlug seine Frau? Oder ihren Mann? Wer stand auf Jungs? Wer trieb sich in Beverly Hills auf Orgien herum?

Einige wollten sogar was über den Film wissen.

»Es geht um eine Frau, die zum Begräbnis ihres Vaters in ihre Heimatstadt zurückkehrt. Aber sie bekommt heraus, dass er vielleicht gar nicht ihr Vater war, sondern womöglich sogar ihren leiblichen Vater getötet hat. Er spielt in den Fünfzigern in einer kleinen Stadt mit Namen Bolt's Crossing.«

Pellam stand auf und warf den Pappbecher in den mit Tulpen bemalten Abfalleimer.

»Sie trinken zu viel Kaffee«, stellte sie mit finsterem Blick fest. »Koffein – pfui Teufel. Haben Sie keine Probleme beim Einschlafen?«

»In welcher Richtung liegt der Friedhof? Ich will noch ein paar Roids schießen.«

»Ein paar ...?«

»Polaroids. Kommen Sie mit?«

Sie machten sich auf den Weg nach Osten. »Erzählen Sie mir noch ein bisschen über den Film«, bat sie.

»Mehr gibt's im Moment nicht.«

Sie verzog die Lippen zu einem Schmollmund. »Wenn Sie nicht nett zu mir sind, mache ich vielleicht nicht die

Führerin für Sie.«

»Oh, ich brauche eine Führerin? Schaffe ich es sonst nicht mehr zurück in die Zivilisation?«

Mit theatralischer Miene deutete sie mit den Armen auf das Zentrum des Städtchens. »Schlechte Nachrichten, Charlie: Das hier ist die Zivilisation. Besser als das, was Sie hier sehen, wird es nicht.«

Nach einer halben Stunde standen sie auf dem Friedhof.

Seine Reaktion auf den Ort war genauso wie am Tag ihrer Ankunft in Cleary, als Marty den Friedhof vom Highway aus entdeckt hatte – er war perfekt für den Film. Hohe, schwarze Bäume um eine Lichtung herum, auf denen zerborstene Grabsteine schief aus der Erde ragten. Keine großen Denkmäler, keine Mausoleen. Nur Steine, die aus dem Wald herauspurzelten.

Pellam zog die Kamera aus der Tasche und machte drei oder vier Bilder. Auf dem Friedhof herrschte ein seltsames Zwielflicht, das die bauchigen, tief hängenden Wolken auszustrahlen schienen. Das Licht unterstrich die Gegensätze: Rinde war dunkler als in direkter Sonne, Gras und die Stiele der Wolfsmilch waren heller, die Steine bleicher, weiß wie alte Knochen. Viele Grabsteine waren ziemlich verwittert. Pellam und Janine schlenderten durchs Gras auf den Wald zu. Ein straff gespannter, rostiger Stacheldrahtzaun trennte den Friedhof vom Unterholz.

Moment mal ... was war das? Pellam blieb plötzlich stehen und blickte zwischen die Bäume. Er war sicher, dass sie beobachtet wurden, doch als er zur Seite trat, war niemand mehr zu sehen – sofern jemand dort gestanden hatte.

»Aber wenn Redford oder Newman mitspielen und Sie

sagen es mir nicht, dann rede ich kein Wort mehr mit Ihnen.«

»Tun sie nicht.«

»Zwei Banditen habe ich zwölfmal gesehen, *Let it Be* nur achtmal.«

»Waren Sie in Woodstock?«

Sie lächelte überrascht. »Klar. Und Sie?«

»Nein, aber wäre ich gerne gewesen. Erzählen Sie mir von dem Friedhof.«

»Was gibt's da zu erzählen? Hier wurden tote Menschen begraben.«

»Was für eine Art von toten Menschen? Reiche, Arme, Schmuggler, Farmer?«

Sie verstand nicht so ganz, was er wissen wollte. »Sie meinen, was die Toten über die Geschichte der Stadt aussagen?«

Pellam blickte zu einem Grabstein.

### **Adam Gottlieb**

*1846-1899 Ein Seemann auf Deinem Ozean, o Herr.*

»Ein Mann, der die Jahrhundertwende verpasst hat. Pech. Im Prinzip ja, die Geschichte der Stadt, die Atmosphäre.«

Mädchenhaft tanzte sie über ein Grab. »Können Sie sich vorstellen, wie Cleary vor einem Jahrhundert ausgesehen hat? Wahrscheinlich haben nur fünf- oder sechshundert Menschen hier gelebt, wenn überhaupt.«

Pellam schoss mehrere Bilder.

Janine nahm seinen Arm und hakte ihn bei sich ein. Er spürte ihre Brust an seinem Ellbogen. Wie mochte wohl ihr Oberkörper aussehen, fragte er sich. Ob sie viele

Sommersprossen hatte? Pellam mochte Sommersprossen.

Ein paar Minuten gingen sie so weiter. »Ich sehe keine neuen Grabsteine«, stellte er fest.

»Ist das schlimm?«

»Nein. Ich bin nur neugierig.«

»Außerhalb der Stadt gibt es einen neuen Friedhof. Aber das ist nicht die Antwort auf die Frage. In Cleary stirbt niemand. Hier sind nämlich alle schon tot.«

Sie wurde ernst. »Ich muss Ihnen was sagen: Ich bin verheiratet.« Sie sah auf. »Aber wir leben getrennt. Wir kommen immer noch gut miteinander aus, mein Alter und ich, aber auf körperlicher Ebene haben wir nichts mehr miteinander, wissen Sie? Er lebt mit einer Schwarzen zusammen und hat in der Nähe von Fishkill eine Reparaturwerkstatt für Motorräder. Sie ist auch von ihrem Mann getrennt. Ihr Mann hat sie auch verlassen. Er kommt hin und wieder vorbei, aber nicht sehr oft.«

Pellam versuchte die Infos zu sortieren. Es gab also zwei Ehemänner, oder? Einer kam immer mal wieder zurück. Aber welcher? Und zu wem?

»Ich wollte die Sache nur geklärt haben«, fuhr Janine fort.

»Nur für den Fall, dass Sie was hören ... na ja, Sie wissen, wie das ist.« Sie sah ihn an. Ihr Blick lastete so schwer auf ihm wie ihre Brust auf seinem Arm. Eine Antwort war fällig.

»Klar weiß ich das«, meinte er.

Damit schien sie zufrieden zu sein. Als sie ein paar vertrocknete Blätter vor sich herkickte, hoffte er, dass sie keine Schlacht damit anfangen wollte. Es gab nichts Schlimmeres als einen Menschen kurz vor den Wechseljahren, der sich zum Hanswurst machte.

»Erzählen Sie mir von Hollywood. Da geht's auf den Partys ziemlich wild zu, was?«

»Ich gehe nicht oft nach Hollywood.«

»Sind da nicht die Filmstudios?«

»Century City.«

»Wo ist das?«

»Jetzt gibt's dort nur noch Bürogebäude. Früher waren da die Twentieth Century Fox.«

»Aber hallo! Super!«

Sie gingen zurück zum Marktplatz. Nachdem Pellam einen neuen Film in den Apparat eingelegt hatte, sah er auf.

Aus drei Fenstern blickten ihm Neugierige entgegen, die aber schnell ihre Köpfe wieder abwandten. Eine Frau schob ihre sechs Jahre alte Tochter vor sich her. »Das ist Josey«, sagte sie. Pellam grinste das Mädchen an, ohne stehen zu bleiben.

Die Nachricht war rasch bis in den letzten Winkel von Cleary vorgedrungen – jemand wollte hier einen Film drehen. David Lynch, Lawrence Kasdan, Tom Cruise, Meryl Streep, Julia Roberts waren gesichtet worden. Eine Truppe mit Tausenden von Schauspielern würde aufkreuzen. Man würde eine Menge Statisten brauchen. Und Stuntmen. Ein Freifahrtschein nach Hollywood. Gewerkschaftsverträge. Stell dich an für deine fünfzehn Minuten, in denen du berühmt wirst.

Keiner derjenigen, die sich in seiner Nähe herumtrieben, hatte ihn bisher nach einer Rolle gefragt, doch Pellam bekam eine Unmenge schweigender Vorstellungsgespräche aufgezwungen.

»Was treibt man denn hier so in seiner Freizeit?«, fragte er. »Wenn man nicht gerade versucht, eine Rolle in einem

Kinofilm zu ergattern.«

»Uns macht es tierischen Spaß, Touristen das Geld aus den Taschen zu ziehen. Bleiben Sie noch bis Samstag hier in der Gegend?«

»Vielleicht.«

»Dann warten Sie mal ab. Es ist Blättersaison. Hunderte von Autos, und alle schielen zu den Bäumen, als hingen dort Mándalas. Total durchgedreht. Sie geben irrsinnig viel Kohle aus. Ein paar Jahre lang hatte ich einen Teeladen, bevor es mit dem Schmuck losging. Ich habe zwei Dollar für ein Stück Teegebäck genommen. Ein Müsli-Muffin hat zwei Dollar fünfundzwanzig gekostet. Die Leute haben bezahlt, ohne mit der Wimper zu zucken.«

»Und was macht ihr, wenn ihr keine *turistas* ausplündert?«

Sie überlegte. »Wir hocken zusammen. Ich treffe mich mit meinen Freunden, und wir schlagen die Zeit tot. Spielen Trivial Pursuit oder Monopoly. Leihen uns viele Videos aus. Es gibt Volksfeste, Paraden, Veranstaltungen der Agrarstudenten. Heimisches Leben im Amerika des Mittelstands. Die Arbeiter – ich neige immer noch dazu, in Klassen zu denken; früher war ich mal Marxistin –, also die Arbeiter begeistern sich für Kindererziehung, für den Kiwani-Club, um sich als bessere Menschen zu fühlen, für Pfannkuchenfrühstück, Truthahnschießen und für eine der Kirchen protestantischer Konfession, die sie alle in einen Sack stecken können. Aber wir sind sehr tolerant – beide jüdische Familien in der Stadt sind sehr angesehen.«

Sie gingen noch ein paar Minuten weiter. Pellam sah zu ihr hinüber; angestrengt überlegte sie, mit welchem Satz sie ihre Ausführungen zusammenfassen konnte. »Es ist schwer, hier als Alleinstehende zu leben.«

Er ließ die Bemerkung eine Weile auf sich wirken. »Der Film hat auch eine dunkle Seite: Gewalt in der Kleinstadt. Wie sieht's damit aus?«

»Oh, ja. Jede Menge häusliche Gewalt. Letztes Jahr hat ein Mann seine ganze Familie mit dem Gewehr erschossen. Man hat ihn zu Hause angetroffen, als er gerade *Glücksrad* angeschaut hat, während die Leichen um ihn herumlagen. Dann hat die Polizei ein paar Typen aus New York City gefunden, die nicht weit vom Zentrum entfernt ermordet worden waren.«

»Was war passiert?«

»Das weiß man bis heute nicht genau. Es waren wohl ganz normale Geschäftsleute. Sah wie Raubüberfall aus, aber wer weiß? Dann gibt es noch verschiedene Fälle von Tod durch Ertrinken, Auto- oder Jagdunfälle. Eine ganze Menge.«

Pellam schoss noch ein paar Polaroidfotos.

»Schauen Sie, diese Straße hier wird Main Street genannt. Toll, was?«

»Ja. Habe ich noch nie darüber nachgedacht. War mir entgangen.«

Er blieb stehen und blickte ins Schaufenster der Dutchess Realty Company. Das Licht der Morgensonne glänzte auf der Scheibe, und er meinte zu bemerken, dass dahinter jemand saß, eine blonde Frau, die ihn anstarrte. Aber sie war nicht wie die anderen Bittsteller; die Art, wie sie ihn beobachtete, hatte etwas Drängendes und Beunruhigendes.

Dann dachte er, dass er vielleicht langsam paranoid wurde.

*Lebt wohl ...*

Er sah zur Seite, dann wieder in die Scheibe. Die Blonde



war verschwunden. Wie der Spion im Wald, den er sich eingebildet und der den Friedhof beobachtet hatte. Den er sich *vielleicht* eingebildet hatte.

»Ich muss jetzt meinen Laden aufmachen, aber wenn Sie wollen, zeige ich Ihnen einmal das einzige Gebäude, das den großen Brand von 1912 überlebt hat.«

»Das würde ich gerne mal sehen.«

»Meinen Sie das ernst?«

»Klar«, erwiderte Pellam.

*Nein, wir werden den Wurm teilen ...*

Pellam ging eine Nebenstraße entlang, in der Hand das Manuskript mit rotem Einband. Er machte sich Notizen und schoss hin und wieder ein Bild.

*Nein, John, echt ... ich bestehe darauf.*

Er dachte über den Auftrag in Mexiko von letztem Monat nach.

Marty und er hatten außerhalb von Puerto Vallarta einen großen Dschungel gefunden, und nach dem Beginn der eigentlichen Dreharbeiten hatten sich die beiden Männer mit der Mannschaft herumgetrieben, Mescal getrunken und den Regisseur dabei beobachtet, wie er 25000 Meter Film durch einen Softar-Filter verdreht hatte, damit das leicht nebulöse Ergebnis wie eine Nike- oder IBM-Werbung aussah. Die Geschichte hatte etwas mit Fälschern, Schweizer Geschäftsleuten und einer dunkelhaarigen Frau zu tun, die Trudie ähnlich sah, mit der sich Pellam hin und wieder in L. A. traf. Oh, verdammt, er hatte vergessen, sie anzurufen. Das letzte Mal war vor fünf Tagen gewesen. Jetzt muss ich es aber tun. Unbedingt.

In Mexiko hatte Marty dem Kameramann über die

Schulter geschaut, weil er eines Tages selbst mal Kameramann werden wollte. Pellam war schon auf vielen Sets gewesen, auf zu vielen, wie er schon vor Jahren gemerkt hatte, so dass er meistens in eine der Bars in der Stadt ging, in der sich nicht die Handlanger herumtrieben, wie die Mannschaft in der Eröffnungsszene von *Der Schatz der Sierra Madre*, sondern die amerikanischen Touristen, die mit einem Sechs-Tage-Pauschalangebot unterwegs waren. Pellam mied sie wie das örtliche Wasser und verbrachte seine Zeit mit einem Oberbeleuchter, einem alten Typen mit Bart, der zwei Vorlieben hatte – alte Generatoren und ausgemergelte, braunhaarige Frauen.

Die zweite Vorliebe teilte Pellam mit ihm. Er stand auf sportstudiogeformte Körper, hatte aber keine Chance, an so eine Frau ranzukommen, da er zur Kaste der bloßen Mietlinge gehörte. Ja, ein schnippisches Garderoben- oder Makeup-Mädchen würde sich Pellam schon zur Verfügung stellen, aber von einer Frau, die einen Vertrag mit der Schauspielergewerkschaft hatte, konnten Männer wie Location-Scouts oder Elektriker nur träumen – sie hatten keine Chance.

Zwei Wochen lang hatten die Männer eine Flasche Schnaps nach der anderen geleert, in denen Agavenwürmer wie Astronauten auf einem Weltraumspaziergang umherschwammen. Sie hatten sie immer miteinander geteilt. Den letzten hatten sie mit Pellams Messer zerschnitten und in den Rest des rauchigen Schnapses fallen lassen. Der Oberbeleuchter schwor, dass die Würmer halluzinogene Wirkung hätten, und murmelte irgendeinen Hokuspokus vor sich hin, bevor er das Glas kippte.

Pellam meinte, er hätte eine Meise, und er selbst würde nichts merken, außer dass er verdammt betrunken war.

Der Film war miserabel, aber Pellam hatte eine herrliche

Zeit. Und schließlich war er in Mexiko. Wie konnte es einem da schlecht gehen? In den Schlusszenen – ach was, in den Schlusszenen! Im ganzen Film! – gab es mehr Explosionen und Maschinengewehrgeballere als Schauspielerei, doch Pellam war zufrieden, wenn er sah, dass der Schnaps in der Flasche immer weniger wurde und bald den fetten Wurm freilegen würde, während er den Explosionen lauschte. In Wirklichkeit knallte es viel leiser als in der Endfassung, nachdem die Soundeffekte hinzugefügt worden waren.

*Wumm wumm wumm.*

Nach einer Weile war es im Paradies langweilig geworden, und Pellam, der wahrscheinlich nicht viel gelächelt und seine Augen längst nicht so weit aufgerissen hatte wie Marty, aber immer zu einem Streich aufgelegt war, hatte sich ein paar gute Nummern mit den unzähligen ausgestopften Gila-Krustenechsen und Klapperschlangen aus Latex ausgedacht. Sein bester Gag war die Nummer mit dem Stuntman. Er hatte ihn dazu überreden können, an Stiefeln, die an der Decke festgeschraubt waren, kopfüber nach unten zu hängen. Als der Regisseur, bekifft von irgendwelchem starken Gras, ins Zimmer kam, hatte der Stuntman gerufen: »He, du hängst ja an der Decke! Wie machst du das nur?« Der Regisseur hatte ihn schockiert angeglotzt und war erstarrt wie James Arness in der Originalversion von *Das Ding aus einer anderen Welt*, wo er in einem großen Eisklotz eingefroren ist. Der Stuntman war vom Lachen und vom Blutstau im Kopf fast ohnmächtig geworden. Pellam hatte alles gefilmt und sich überlegt, zu Weihnachten das Video an ausgewählte Freunde zu verschenken.

Pellam konnte sich viel erlauben. Drehortsuche ist für das Filmgeschäft dasselbe, was die Schweiz für den Krieg ist. Egal, was sich in Sitzungssälen und beim Casting an

Katastrophen, Machenschaften oder Siegen ereignet – von Location-Scouts hält niemand viel. Produzenten sind Diebe, Schauspieler sind hirngeschädigt, Kameramänner sind *Künstler*, die Leute vom Verkauf sind Gorillas. Und die Autoren hasst sowieso jeder.

Aber Location-Scouts? Das sind Cowboys.

Sie machen ihre Arbeit, dann sind sie weg.

Entweder das, oder sie sitzen am Drehort im Hintergrund, saufen Schnaps, schnappen sich die Skriptgirls, versuchen sich die Schauspielerinnen zu schnappen, und *dann* sind sie weg. Niemand verschwendet einen überflüssigen Gedanken an sie. Pellam hatte noch nie woanders als beim Film gearbeitet, und dort in verschiedenen Bereichen, aber die Drehortsuche war der einzige Job, bei dem er mehrere Jahre durchgehalten hatte.

Mexiko letzten Monat, Georgia letzte Woche.

Und jetzt Cleary in New York. Mit dem milchbärtigen Marty, der auf Blondinen stand. Mit der ehemaligen Hippie-Tante mit kräftiger Oberweite. Mit hundert Hochglanz-Polaroids. Und einem Friedhof.

Mit einigen Leuten, die nicht froh über ihre Anwesenheit waren.

*Lebt wohl ...*

Auf einer kleinen Straße, die scheinbar zu einem Stadtpark führte, blieb er stehen. Es konnte auch Privatgelände sein; die Grundstücke in Cleary waren riesig. Er dachte an sein Grundstück in Beverly Glen, dessen Grenzlinie sich in Zentimetern messen ließ und nicht im Grundbuch mit einer schier unendlichen Zahl an Metern eingetragen war. Pellam blieb stehen und besah sich das riesige, in hellem Grünblau gestrichene Haus im Kolonialstil. Also befand er sich nicht in einem Park, sondern auf einem Privatgrundstück. Und das Haus stand

zum Verkauf, wie auf dem Schild davor zu lesen war.

Pellam überlegte, was es für ein Gefühl sein mochte, ein so großes Haus in einer so kleinen Stadt zu besitzen. Er musterte die Fensterfront. Es musste mindestens sechs oder sieben Schlafzimmer haben. Ihm fielen keine fünf Menschen ein, die er gerne bei sich übernachten lassen würde. Jedenfalls nicht alle gleichzeitig.

Er ging über die Straße. Wie viel würde ein solches Haus kosten?

Wie sah es von hinten aus?

Das fand er nicht mehr heraus.

Pellam hatte die Straße halb überquert, als ein kleiner grauer Wagen über die Hügelkuppe geschossen kam, über Blätter fuhr, die so rutschig wie Öl waren, und ins Schleudern geriet. Pellam versuchte auszuweichen, doch der Wagen traf ihn mit einem lauten Knall der scheppernden Karosserie an der Hüfte.

John Pellam sah: ein Meer aus zumeist gelben Blättern, die gen Himmel stoben; blitzendes Sonnenlicht auf Glas; eine riesige umherwirbelnde Eiche; das blaugrüne Haus, das, wie von einem Tornado erwischt, auf dem Kopf stand. Dann warf jemand den Bordstein nach ihm, und alles um ihn herum verschwand in einem Blitz aus schmutzigem Licht.

## **... Drei**

»Wo haben Sie denn die Narbe her?«

Pellam öffnete die Augen, konnte aber nur daran denken, dass er sich gerne übergeben hätte.

Das sagte er dem Mann im weißen Kittel, der über ihm stand. Dieser war kräftig, über vierzig. Und nachdem der Arzt gesagt hatte, das sei normal, tat Pellam sich keinen Zwang an.

Wie aus dem Nichts tauchte rechtzeitig eine Bettpfanne auf, und während Pellam beschäftigt war, fuhr der Arzt mit seinem beruhigenden Monolog fort. »Wenn jemand nach einer Gehirnerschütterung aufwacht, muss er sich immer erbrechen. Ich meine kein vorübergehendes Weggetretensein, sondern eine richtige Ohnmacht. Tja, dann ist das eine völlig normale Reaktion.«

Der Mann sah aus wie der Tierarzt, zu dem Pellam einmal einen Pudel gebracht hatte. Einen Pudel? Sicher war er sich nicht. Er mochte Pudel, aber er glaubte nicht, dass er jemals einen besessen hatte. Es beunruhigte ihn, dass er sich nicht klar erinnern konnte. Vielleicht litt er unter Gedächtnisschwund. Oder an einem Gehirnschaden?

Er stöhnte. Nach dem völlig normalen Erbrechen spürte er, dass seine Bauchmuskeln brannten, und ein stechender Schmerz in der Kehle gesellte sich zu den Höllenqualen in seinem Schädel. Sein Gehirn fühlte sich wie ein Ballon an, der immer weiter aufgepumpt wurde, bis die Schädeldecke platzen und die Luft wie bei einem undichten Gasrohr zischend ausströmen würde.

Mit einem Schluck Wasser spülte er sich den Mund aus und spuckte es in die Bettpfanne. Es war keine

Krankenschwester da, so dass der Arzt die Bettpfanne wegbrachte und mit einer sauberen zurückkam, die er neben Pellam auf den Tisch stellte.

Nein, es war kein Pudel gewesen, sondern ein Terrier. Einer von Trudies Hunden, glaubte er – ach, Trudie, Trudie ... hatte er sie schon angerufen?

»Das dürfte es dann gewesen sein«, sagte der Arzt, ohne weitere Erklärungen abzugeben.

Pellam nahm eine kurze Untersuchung seines Körpers vor. Er trug nur seine Jockey-Unterhose und einen blauen Bademantel. Langsam hob er die Decke und überprüfte die Körperteile in absteigender Reihenfolge ihrer Wichtigkeit. Abgesehen vom Verband um seinen Kopf war das einzige Zeichen eines Schadens ein Fleck an der Hüfte in der Farbe und Größe einer mutierten Aubergine.

»Ich würde eine Weile gar nichts trinken«, meinte der Arzt.

Pellam sagte brav ja. »Ich wurde von einem Auto angefahren«, fügte er hinzu. Er war enttäuscht, dass es die einzige bedeutsame Aussage war, die ihm einfiel.

»M-hm«, machte der Arzt. Am meisten schien er sich für die Narbe zu interessieren. Sie war etwa dreißig Zentimeter lang, eine glänzende, gezackte Rille von Pellams rechtem Oberarm bis zur Brust und ein Andenken an einen verwirrten Waffenspezialisten. Dieser hatte für eine Szene – die Verfolgungsjagd zweier Autos – die Anweisungen nicht beachtet und den Oldsmobile, den Pellam fuhr, statt mit rauchlosem Pulver mit richtigem Dynamit ausstaffiert. Bei der Explosion war ein fünfzig Zentimeter langes Autoteil in Pellams Oberkörper gelandet. Der Arzt hatte gesagt, falls sich das Ding gerade durch seine Brust gebohrt hätte, wäre er damit an die Wand genagelt worden. »Da haben Sie ja noch mal

Schwein gehabt, Pellam. Echt ein Glückspilz.«

»Ich habe früher als Stuntman gearbeitet«, erklärte er jetzt dem Arzt.

»Ach, Sie sind der Filmmensch.«

Pellam betrachtete sein Gegenüber etwas genauer. Er sah wirklich so aus, als sollte er eher strubbelige Terrier und Pudel behandeln und die Hufeisen beschlagener Kühe reparieren.

»Ich bin der Filmmensch.«

»Aber Sie machen hoffentlich keine Stunts mehr.«

»Das Leben ist aufregend genug.«

»Verstehe.«

»Wie geht's mir?«

»Nichts Ernstes«, antwortete der Arzt. »Gehirnerschütterung, aber kein Bruch. Sie sind gut gefallen – wahrscheinlich, weil Sie durch Ihre Stunts wissen, wie man richtig fällt. Die breite Schürfwunde an Ihrem Kopf könnte sich entzünden, also behalten Sie sie im Auge. Ich werde Ihnen etwas Betadine mitgeben.«

»Ist das hier ein Krankenhaus?«

Der Arzt lachte. »Hier gibt's mich, ein Minilabor, einen Fußpfleger und einen Frauenarzt und Geburtshelfer. Wenn Sie das ein Krankenhaus nennen, befinden Sie sich hier in der Uniklinik von Cleary.«

»Kann ich gehen?«

»Nee. Sie müssen die Nacht über hier bleiben. Sie werden eine Weile ganz schön benommen sein. Ich möchte vermeiden, dass Sie fallen. Es gibt eine Menge Zeitschriften. *Reader's Digest*, ein paar *National Geographics*. Gute Sachen eben. Und eine Bibel, wenn Sie Bedarf haben.«



»Ich muss jemandem eine Nachricht zukommen lassen.«

»Im Flur gibt's ein Telefon. Ich kann für Sie anrufen. Wenn Sie ...«

»Nein, kein Anruf. In meinem Wohnmobil wartet jemand auf mich. Es steht auf der Main Street.« Pellam erzählte ihm, dass Marty gegen sechs Uhr zurückkommen werde.

»Mein Sohn arbeitet hier in der Nähe. Der ist Abteilungsleiter. Er kann kurz freimachen und einen Zettel an die Tür Ihres Wohnwagens hängen.«

»Das wäre nett.«

Der Arzt nahm ein kleines Krankenblatt, das neben dem Bett hing, und notierte etwas darauf.

»Wer war es? Wer hat mich angefahren?«

Der Arzt schrieb weiter.

Pellam überlegte, wer der Fahrer gewesen war und ob er Fahrerflucht begangen hatte – irgendein hohes Tier, oder vielleicht auch ein Jugendlicher.

Er überlegte, ob es wirklich ein Unfall gewesen war.

Er dachte an das Bild mit den Kreuzen auf seinem Winnebago.

Er dachte: *Lebt wohl* ...

Vielleicht sollte er den Sheriff anrufen. Das wäre das Gescheiteste ...

»Sie sitzt draußen.« Der Arzt hob den Kopf.

»Was?«

»Sie ist hier. Sie hat gewartet, um Sie zu sehen.«

»Wer denn?«, fragte Pellam. Meinte der Arzt etwa Trudie? Verdammt, ich hoffe, ich habe sie angerufen.

»Die Fahrerin. Die Frau, die Sie mit dem Wagen erwischt hat.«

»Oh, mit einem Rechtsanwalt?«, fragte Pellam.

»Nein, allein.«

»Kann ich mit ihr sprechen?«, fragte Pellam.

»Sie wollen sie sehen?«

»Warum nicht?«

»Dann können Sie sie sehen«, antwortete der Arzt.

Pellams erster Gedanke war, dass sie hübsch, aber nicht sexy war. Flott und naseweis, dachte er entmutigt. Und überhaupt nicht sein Typ. Eine Frau mit einem kilometerbreiten Lächeln.

Sie war vielleicht zweiunddreißig, dreiunddreißig, sah aber älter aus – ihre toupierten blonden Haare, die dick aufgetragene, blasse Schminke und die fleischfarbene Strumpfhose gaben ihr etwas von einer Matrone. Pellam stellte sie sich als Bewerberin für den Miss-America-Wettbewerb vor, wie sie auf der Bühne einen Stab hoch hinauf in die Luft wirbelte. Als sie die Tür geöffnet hatte, war ihr Gesicht ausdruckslos gewesen, doch sobald sie über die Schwelle getreten war, bildeten sich vom Grinsen tiefe Falten um ihren Mund.

Er erwartete ein »*Mein Gott, wie geht's Ihnen denn?*« in breitem Mid-West-Akzent.

Aber sie kam mit etwas ganz anderem.

»Willkommen in Cleary«, begrüßte sie ihn mit einer tiefen, erotischen Stimme, die ihn beinahe das Pfannkuchen-Make-up vergessen ließ. Sie kam direkt an sein Bett und streckte ihre Hand aus.

Als sie die Narbe sah, stockte sie. Für einen kurzen Moment bekam die Fassade Risse, dann kehrte ihr gewinnendes Lächeln zurück. »Meg Torrens.«

»John Pellam.«

Sie schürzte die Lippen. »Ich weiß gar nicht, wie ich das wieder gutmachen kann.«

Pellam wusste, was er denken sollte: ein Reinform. Rasch hatte er eine Bestandsaufnahme gemacht: ein Brillantring, der auf dem Finger klemmte, ein Ehering und ein Verlobungsring mit einem geschmacklos großen Stein.

»Kein Problem«, meinte Pellam. »So was kann passieren.«

Pellam hatte einmal einen Rechtsanwalt gehabt, einen ehemaligen Hippie, der in einer rechtlichen Angelegenheit ziemlich gute Arbeit geleistet hatte – zu einem Zeitpunkt, an dem Pellam einen Rechtsanwalt gebraucht hatte, der gute Arbeit für ihn leistete. Der Mann mit Pferdeschwanz war ziemlich besorgt darüber gewesen, was Pellam in der Öffentlichkeit von sich gab, und er hatte seinem Klienten eingehämmert, dass es viele Dinge gab, die man nicht zu Leuten sagen sollte, mit denen man vor Gericht zu tun hat. Jetzt fiel ihm ein, dass er vielleicht nicht »Kein Problem« hätte sagen sollen.

Ihr Blick ruhte auf seiner Narbe.

»Daran sind nicht Sie schuld.«

Sie blinzelte.

Er berührte seinen Arm. »An der hier nicht, meine ich. Ich würde Ihnen ja den blauen Flecken zeigen, der Ihren Namen trägt, doch dazu kennen wir uns noch nicht gut genug.«

»Aber das hier sieht ziemlich übel aus«, meinte sie.

»Ist vor langer Zeit passiert.«

»Ich glaube, ich will gar nicht wissen, wie.«

»Ich saß in einem alten Oldsmobile und feuerte mit einem Maschinengewehr aus dem Fenster. Jemand hat mit einer Rakete nach mir geschossen. Ich glaube, es war eine

Rakete, aber ich bin mir nicht sicher. Ich bin in die Luft geflogen.«

Sie blickte ihn an und wartete auf die Wahrheit, bis sie in höfliches Lachen ausbrach, das gleich darauf wieder erstarb. »Ein Maschinengewehr.«

»Eine Uzi, glaube ich.« Pellam runzelte die Stirn. »Nein, eine MAC-10.«

Er nickte wieder. Genau, eine MAC-10. Und eine Rakete. Und ein Terrier, der ein bisschen aussah wie ein Pudel. Er litt nicht unter Gedächtnisschwund. Er sah wieder die Frau an. Wie hieß sie noch mal?

»Eine MAC-10«, wiederholte er.

Sie starrte zurück, bis sie ihm eine weiße Plastiktüte mit Henkeln reichte. »Ein Geschenk!« Sie bekam rote Wangen, was Pellam sehr gefiel. So sehr ihm auch Sommersprossen gefielen, Frauen, die rot wurden, gefielen ihm noch besser. Er konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann er das letzte Mal gesehen hatte, dass eine Frau rot geworden war. In L. A. waren alle Frauen wie Trudie – sie waren dazu genetisch nicht in der Lage.

Er öffnete die Tüte. Das Geschenk war zwar nicht eingepackt, aber jemand hatte eine Schleife herumgewickelt – eine neue Polaroid-Kamera!

»Was ist mit der alten passiert?«, fragte er.

»Die sieht nicht mehr besonders gut aus.«

Er lachte. »Das wäre nicht nötig gewesen. Die Gesellschaft wird das bezahlen.«

Sie lächelte vorsichtig, wohl aus Unsicherheit, ob er ihre Versicherungsgesellschaft oder seine Filmgesellschaft meinte. Er jedenfalls hatte seine Firma gemeint, doch dann war ihm eingefallen, dass ohnehin alles auf ihre Kappe gehen würde – die Kamera, die Veterinärsrechnung und

ein bisschen Kohle für seine Leiden. Der Auberginen-Fleck würde sich vor Gericht gut machen, und jetzt würde er ihn dank seines neuen Spielzeugs verewigen können.

»Danke«, sagte er.

Unsicher, was er noch sagen sollte, hantierte er mit der schicken Kamera herum, legte dann den Film ein, hielt sie hoch und schoss plötzlich ein Bild von der Frau. Sie blinzelte, und einen kurzen Moment lang wurde sie nervös, als hätte sie Angst, dass er Beweise sammeln wollte. *Bzzzt*. Er liebte dieses Geräusch.

Doch er blickte nur auf das Bild, auf dem immer mehr zu erkennen war – aber es war verwackelt. Die Frau stand nicht in der Mitte und hatte die Augen halb geschlossen. Er reichte ihr das Bild.

»Was ...«

Pellam hob die Schultern. »Ein Geschenk. Sie können es einrahmen.«

Sie sah sich das Bild an. »Es ist furchtbar.« Dann steckte sie es in ihre Handtasche und blickte zur Wand zu einer Tafel mit Buchstaben und Zahlen, die mindestens dreißig oder vierzig Jahre alt sein musste. Sie kniff die Augen leicht zusammen, als wollte sie bei der Gelegenheit schnell einen Augentest machen oder als würde sie den Wert der Tafel abschätzen und sich vorstellen, wie sie in ihrem geschmackvoll eingerichteten Haus hing, wo sie mit einem Mann wohnte, der so reich war, dass er ihr den kleinen Bruder des Hope-Diamanten für ihren kleinen Finger kaufen konnte.

»Sind Sie der Mann, der die Filme dreht?«, fragte sie.

»Nö. Ich suche nur die Drehorte, die das Studio dann nicht nimmt.«

»Genau wie ich«, entgegnete sie. »Ich zeige den

Menschen Häuser, die sie dann nicht nehmen.«

Also doch keine Hausfrau, sondern eine Geschäftsfrau. Sieh mal an, Pellam. Der mittlere Westen hat sich geändert, seit du von hier fortgegangen bist. Die gnädige Frau ist die Herablassung in Person.

»Was für ein Film ist das?«, wollte sie wissen.

»Ein künstlerischer«, antwortete er.

»Big Mountain Studios. Die sind berühmt.«

»Irgendwie ja«, meinte Pellam. »Woher wissen Sie, für welches Studio ich arbeite?«

»Ich habe die Genehmigung gesehen, die am Fenster Ihres Wohnwagens hängt.«

Pellam nickte. Und fragte sich, wann – und warum – sie sich den Wohnwagen angesehen hatte.

»Wann werden die Dreharbeiten beginnen?«

»In drei Wochen, so ungefähr.«

Meg nickte. »Ich denke, es gibt eine Menge Leute, die fragen, ob sie eine Rolle haben könnten.«

»Klar, einige. Sie glauben, es wäre ein richtiges Abenteuer. Möchten Sie eine Rolle? Ich könnte ...«

»Ist das eine ernst gemeinte Frage?« Sie blinzelte überrascht.

Er mochte keine Frauen, die nicht merkten, wenn er einen Witz machte.

»Jeder will doch bei einem Film mitmachen«, sagte Pellam, der nicht sie direkt, sondern ihr Bild im Spiegel an der Wand anschaute. »Jeder will reich sein. Jeder will jung sein. Jeder will dünn sein.«

Sie – Meg hieß sie, fiel ihm ein; und MAC-10, Terrier, Trudie anrufen, Meg, Meg, Meg – verkniff sich, was auch immer sie sagen wollte, und sagte stattdessen: »Ich habe

einen Sohn.« Damit schien sie sich wohler zu fühlen, schien die Grenzen abzustecken. *Na los, Leute, lasst den Schlagbaum runter.* Pellam hatte genug von dem Besuch. Er hatte sein Geschenk, sie hatte ihren Sohn und die dicken Ringe ihres Mannes. Jetzt wollte er, dass sie ging. »Er würde gerne in einem Film mitspielen«, fuhr Meg fort.

»Aber Sie wollen das nicht«, entgegnete Pellam in einem Ton, der zu verstehen gab, dass er Bescheid wusste.

»Ich weiß nicht. Er steht echt auf Kalifornien. Wir waren letztes Jahr in den Universal Studios. Ihm hat es tierisch gut gefallen. Mir allerdings auch.«

»Die Universal Studios sind nicht Hollywood. Nur im ganz allgemeinen Sinn.«

»Haben Sie Kinder?«, fragte Meg. Mit ihrem Blick schien sie direkt auf Pellams Herz zu zielen.

»Nö.«

Eine Pause. »Ich denke, es wäre schwer, einen Job wie den Ihren zu machen, wenn man Kinder hat.«

»Stimmt.«

»Oder verheiratet zu sein«, ergänzte sie.

»Stimmt auch.«

»Dann sind Sie es nicht?«

»Geschieden.«

Meg nickte. Ob sie die Information abspeicherte, und wenn ja, in welcher Datei?

»Dann fahren Sie also in der Gegend herum und suchen nach Orten, an denen man Filme drehen kann?«

Einen Moment lang dachte er nach und kam zu dem Schluss, dass dieser Satz sein Leben so knapp beschrieb wie sonst keiner. »Genau.«

Das Schweigen wurde länger.

Sie reichte ihm ein Stück Papier. »Das ist meine Versicherungsagentur.«

Er legte den Zettel auf den Nachttisch neben die Bettpfanne.

»Mein Mann hat gesagt, ich soll nicht mit Ihnen reden ... aber ich musste einfach vorbeikommen.«

*»John, Polizisten und Versicherungsunternehmen werden deine Worte fressen wie Smarties. Du musst diesen verdammten Kannibalen gegenüber schweigen wie ein Grab, kapiert?«*

»So was passiert«, meinte er nur.

»Da lagen so viele Blätter auf der Straße, über die ich gerutscht bin. Ich hatte nicht gedacht, dass jemand mitten auf der Straße sein würde.«

»He, Sie haben schon mal geschauspielert, stimmt's?«

Sie lachte überrascht. »Nein. Ich habe als Model gearbeitet. Nur ein Jahr lang. Woher wissen Sie das?«

»Wegen der Art, wie Sie sich geben ... ich weiß nicht, war nur so mein Eindruck.«

Er spürte, dass sie gerne etwas lockerer werden würde, das Gespräch aber trotzdem an der Oberfläche beließ. »Ich habe eine Weile in Manhattan gelebt und in der Modebranche gearbeitet. Aber ich war zu klein, um richtig gute Aufträge an Land zu ziehen. Abgesehen davon hat es mir sowieso nicht gefallen.« Sie verschränkte die Arme und sah zur Tür, offenbar erleichtert, dass sie nur zwei Meter entfernt war. »Warum fragen Sie mich das?«

»Ich möchte immer möglichst viel von den Einheimischen herausfinden, die dort wohnen, wo ich auf Drehortsuche bin. Es ist ...«

»Einheimisch?« Sie strengte sich an, um sich ihre Wut



nicht anmerken zu lassen, was ihr aber nicht ganz gelang.

»Ich habe den Eindruck, Sie leben hier schon so lange, dass Sie mir eine Ahnung davon geben könnten, wie Cleary wirklich ist.«

Meg verzog das Gesicht. Was auch immer hinter ihrem Besuch steckte – Pellam hatte keinen Schimmer, was das sein mochte –, sie rückte nicht damit heraus. Wie auf ein Stichwort blickte sie auf ihre Uhr. »Ich sollte gehen. Jemand im Büro hat meine Vertretung übernommen.«

»Wenn ich hier rauskomme – meine Haft ist morgen zu Ende –, würde ich Sie gerne zum Mittagessen einladen.«

»Nein, ich ...«

»Keine Sorge«, unterbrach sie Pellam. »Ich werde fahren.«

»Oh, ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist. Ich habe viel um die Ohren. Bin sehr beschäftigt.«

»Ist man denn in Cleary sehr beschäftigt?«

Ja, gut, damit hatte er die Grenze ein Stück weit überschritten. Er hatte vergessen, dass man sehr vorsichtig sein musste, wenn man Menschen in ihrer Heimatstadt angriff. Besonders, wenn man selbst aus einer kommt, die tausend Mal größer ist als ihre. Aber was soll's, ihr Landeier, ein bisschen Sinn für Humor schadet doch nicht, oder?

Sie wurde wütend. »Ja, in Cleary ist man sehr beschäftigt. Es gibt mehr in dieser Stadt, als Menschen wie Sie jemals zu Gesicht bekommen ...«

»Na also, perfekt«, rief Pellam.

Sie runzelte die Stirn.

»Reden Sie weiter. Sie vermitteln mir endlich ein Gefühl für die Stadt. Genau das suche ich.«

»Ich sollte gehen.«

»Nein, sollten Sie nicht«, widersprach er.

»Egal. Ich bin keine Einheimische. Und ich lebe hier erst seit ...«

»Sagen Sie es nicht. Lassen Sie mich raten.« Jetzt war Pellam richtig in Laune gekommen. Oh, verdammt, warum auch nicht? Schließlich war sie es, die *ihn* angefahren hatte. »Zehn Jahre.«

Ihre Augen sprühten Funken. »Wie kommen Sie darauf, dass ich schon so lange hier lebe?«

Wer A sagt, muss auch B sagen.

»Das Make-up, die Haare, die Kleidung ...«

»Stimmt damit was nicht?«, fragte sie empört mit hoher Stimme.

»Nicht doch. Sie haben mich gefragt.«

»Egal.« Meg Torrens ging zur Tür.

»Wann sehen wir uns dann wieder?«, fragte Pellam.

»Da fällt mir doch nur das Wort ›nie‹ ein.« Mit entschlossener Miene umklammerte sie den Türgriff, schien sich aber im letzten Moment daran zu erinnern, dass man Türen in Krankenhäusern nicht zuknallte. Sie riss sie aber gleich wieder auf. »Nur zu Ihrer Information: Ich lebe hier seit fünf Jahren, nicht seit zehn.« Und wieder schloss sie die Tür hinter sich, diesmal etwas heftiger.

Ach, sie wird zurückkommen.

Pellam hörte ihre niedrigen Absätze auf dem Linoleum, dann die Eingangstür. Danach war alles still.

Sie wird zurückkommen. Sie ist schon unterwegs.

Ein Wagen wurde angelassen.

Sie wird zurückkommen.

Der Wagen knirschte über Kies, bevor er auf die Straße fuhr, dann heulte der Motor auf.

Gut, vielleicht doch nicht.

*Bzzzt.*

Marty schob das feuchte Bild in seine Tasche und kniff die Augen zusammen, als er auf eine kahle Stelle am kleinen Berg jenseits der Schlucht schaute. Saurer Regen hatte einen Großteil des Grüns vernichtet. Die Sache sah überhaupt nicht gut aus. Als Marty aufs College gegangen war, konnte man eine Prüfung in Umweltpolitik machen; deswegen erkannte er die durch sauren Regen verursachten Schäden.

Er machte vier Bilder, nummerierte sie und schob sie ebenfalls in seine Tasche. Alle Location-Scouts, die er kannte, verwendeten Polaroid-Kameras, doch Marty war Amateurfotograf und hätte lieber seine alte Nikkomat 35 mm genommen. Die verschiedenen Objektive – Weitwinkel, Teleobjektiv – würden einen besseren Eindruck davon vermitteln, wie die Szene und der Ort später durch die Filmkamera aussehen würden. Doch das Studio bezahlte sein Gehalt, und das Studio verlangte Polaroids.

Also bekamen sie Polaroids.

Marty wollte später mal Kameramann werden. Er kannte sich mit Kameras aus. Ihm gefiel das Summen der mit Öl geschmierten schweren Teile, die absolut nahtlos ineinander griffen. Ihm gefielen die perfekt geschliffenen Schneider-Objektive, wenn sie in ihren mit königsblauem Samt ausgeschlagenen Kästchen lagen. Ihm gefielen die tragbaren Arriflex-35-mm-Kameras, die man am Set wie Raketenwerfer auf der Schulter trug. Ihm gefiel die roboterähnliche Apparatur der Steadicams.

Er dachte, dass er nach zwei, drei weiteren Jahren als Location-Scout reif für den Durchbruch sein müsste. Dann

würde der Aufnahmeleiter rufen: »Heiliger Strohsack, der Kameramann ist beim Saufen – he, du, mach, dass du hinter die Pandaflex kommst. Und fang endlich an zu drehen ...« Bis dahin allerdings würde er sich mit seiner Arbeit als Location-Scout zufrieden geben müssen. Besonders als Location-Scout für John Pellam, wo man jeden Tag so viele Erfahrungen fürs Filmgeschäft sammeln konnte wie bei anderen in einer ganzen Woche.

Marty ging den Hügel hinunter zu seinem Mietwagen.

Du musst ein Gefühl für das gewisse Etwas bekommen.

Marty strengte sich an, um dieses Gefühl zu bekommen. Immer wieder verlangte Pellam von ihm, das Drehbuch zu lesen. Drehbücher sind beschissen zu lesen, aber er blieb dran an der Sache. Pellam würde ihm Fragen zur Handlung stellen. Du musst ein Gefühl für das gewisse Etwas bekommen, sagte er immer.

Das Gefühl ... das waren die zusätzlichen zehn Prozent, von denen Pellam immer sprach – abgesehen von dem ganzen Scheiß und seiner Dann-schmeißt-mich-doch-raus-Einstellung. Die zehn Prozent, die Pellam dazusteuerte. Das war die wichtigste Lektion, die Marty von Pellam gelernt hatte.

Die Sonne schien, und es wurde immer heißer. Marty warf einen Blick auf seine Uhr. Er musste immer noch dreizehn Drehorte suchen, doch angesichts der herrlichen Sonne verging ihm die Lust. Pause. Ein Bier. Marty ging zum Kofferraum und holte sich eine Dose Miller, öffnete sie und setzte sich hinten auf die Stoßstange, um das Manuskript zu *Todesstille* noch einmal durchzugehen. Dann knöpfte er sein Hemd auf und ließ sich seine gebräunte, schmale Brust von der Sonne wärmen.

Ihm gefiel es, in der Sonne zu sitzen und Bier zu trinken. Ihm gefiel das Land, das helle, trockene Gras, das zischte,

wenn man darüberging. In Kalifornien wohnte er in einer Mietskaserne in Van Nuys, doch er zog es vor zu reisen, weil es in L. A. keine Jahreszeiten gab. Ihm gefiel der Herbst. Ob es in New York mehr Arbeit für Kameramänner gab als in L. A.?

Ob es ...

Die Kugel, die den Wagen traf, ließ das Metall wie bei einem lauten Glockenschlag ertönen, und erst eine Sekunde später hörte Marty den Knall des Gewehrs. Marty schnellte mit weit aufgerissenen Augen in die Höhe, ließ Kamera, Manuskript und Bier fallen. Weißer Schaum quoll aus der goldfarbenen Dose.

»Mein Gott«, flüsterte er voller Schrecken, war aber gleichzeitig erleichtert, als er mit offenem Mund auf das große Loch im Wagen starrte. Ihm fiel eine Geschichte aus der Zeitung ein: Eine Frau war bei einem Jagdunfall durch einen Schuss getötet worden, der mehrere Kilometer weiter entfernt abgegeben worden war. »Mein Gott.«

Er dachte: Ein Meter weiter nach rechts ...

Der zweite Schuss, den er nicht mehr hörte, schlug nicht mehr einen Meter weiter rechts ein. Die Kugel traf mitten in den Tank.

Wie auf einer Tonspur hörte man ein lautes *Wusch*, als sich der Feuerball zehn Meter in alle Richtungen ausbreitete.

Aus den tosenden Flammen war Martys fürchterlicher Schrei zu hören.

Und als der Ford zu einer schwarzen Masse verbrannte, hörte man das Fluchtgeschrei von Gänsen und Schwänen, die mit ihrem schwachen Gedächtnis die furchtbare Explosion schon bald wieder vergessen haben würden.

## ... Vier

Zuerst dachte Pellam, die Tragödie beziehe sich auf ihn.

Leukämie. Ein Tumor. Hodgkins'sche Krankheit.

*Es tut mir Leid, Sir. Auf den Röntgenaufnahmen haben wir noch etwas anderes entdeckt.*

Langsam öffnete der Arzt die Tür. Als Pellam sein Gesicht sah, wusste er, dass er schlechte Neuigkeiten mitbrachte. Der Mann hatte die Technik drauf. Pellam hatte sie selbst einmal drauf gehabt. Beim Tod seines Vaters war er dazu erwählt worden, vielen Menschen diese Nachricht zu überbringen. Er ließ den gesenkten Blick und die endlosen Seufzer schon einmal für sich sprechen, bevor er den Mund aufmachte. Diese telepathische Übertragung einer tragischen Nachricht hatte ihm einen Großteil seiner Arbeit abgenommen.

Pellam erkannte den gleichen Ausdruck in den Augen des Arztes. Er war in der Tür stehen geblieben und sah Pellam an, als hätte dessen letztes Stündlein geschlagen.

»'n Abend«, grüßte Pellam.

Dann sah er den Deputy Sheriff, einen jungen Mann, der ähnlich gebaut war wie der Arzt und ein Babygesicht und kurz geschorenes Haar hatte. Jemand hat mein Wohnmobil geklaut – das war Pellams erster Gedanke. Doch die Augen der beiden Männer machten es nur allzu deutlich, und in diesem Moment hatte Pellam es begriffen.

»Marty?«

Der Arzt sah zum Polizisten, der nickte.

»Ein Unfall?«, fragte Pellam weiter.

»Tut mir Leid, Sir«, sagte der stellvertretende Sheriff.

»Was ist passiert?« Pellam stockte der Atem. Die gesamte Luft war aus seinen Lungen gewichen.

»Sein Wagen hat Feuer gefangen«, erklärte der Deputy Sheriff. »Leider muss ich Ihnen sagen, dass Ihr Freund dabei getötet wurde.«

»O Gott.« Pellam schloss die Augen, überwältigt von einem Gefühl des Verlusts. Bilder von Marty schossen durch seinen Kopf. Wie Fotos. Das hatte er schon immer komisch an sich gefunden – obwohl er im Filmgeschäft arbeitete, war seine Erinnerung immer statisch. Kodacolor-Schnappschüsse. Nie bewegten sie sich.

»O Gott ...« Seine Stimme erstarb. Plötzlich dachte er an all die Dinge, die er tun musste. Wen müsste er anrufen? Was sollte er sagen? Es würde Stunden dauern, um diese grausamen offiziellen Arbeiten zu erledigen. Pellam, der Ersatzvater für diesen armen jungen Menschen. »Was ist passiert? Ein Zusammenstoß?«

Der Deputy Sheriff, der nicht älter sein konnte als Marty, doch das für die meisten Polizisten typische Selbstbewusstsein an den Tag legte, antwortete: »Um die Wahrheit zu sagen, Sir, es scheint so, als hätte er Drogen genommen. Wir haben Marihuana und ein paar Röhrchen mit Crack gefunden. Er ...«

»Crack? Marty? Nein, nein, nein ...«

»Die Leiche lag neben dem Benzintank. Wir glauben, dass das Gras irgendwo Feuer gefangen und er versucht hat, es zu löschen. Bevor er es geschafft hatte, flog er in die Luft.«

»Er hat kein Crack genommen.«

»Nun, Sir, ich muss Ihnen sagen, dass wir angerufen wurden, kurz bevor es passiert ist. Ein paar Leute haben gesagt, sie hätten gesehen, wie er ein bisschen Marihuana an einen Jungen hier aus der Stadt verkauft hat. Sie ...«

»Nein.« Pellam platzte der Kragen. »Unmöglich.«

»Der Wagen wurde ziemlich genau beschrieben, Sir.«

»Wer war es? Wer hat Anzeige erstattet?«

»Ein anonymer Anruf. Es wurde ein eingewickeltes Päckchen mit einem ziemlichen Stück Gras darin gefunden. Und etwas Crack. Die Sachen lagen im Wagen. Im Handschuhfach. Es war nicht alles verbrannt.«

Pellam hob die Hände vors Gesicht. Er fragte sich, ob er anfangen würde zu weinen. In den vergangenen zehn Jahren hatte er zweimal geweint. Einmal gleich nach der Beerdigung eines Freundes. Das zweite Mal, als ihn seine Freundin verlassen hatte. Beide Male war er betrunken gewesen. Jetzt war er nüchtern und dachte, dass er nicht anfangen würde zu weinen.

»Wenn es für Sie ein Trost ist – der Gerichtsmediziner hat gesagt, es ging sehr schnell«, meinte der Deputy Sheriff mit Blick auf den Arzt, als suchte er bei ihm die Bestätigung dafür, dass ein schneller Tod besser war als ein langsamer.

Der Arzt reichte ihm einen Pappbecher mit zwei kleinen, weißen Pillen.

»Damit können Sie besser schlafen.«

Pellam schüttelte den Kopf, gab die Pillen aber nicht zurück. Den Becher hielt er mit beiden Händen, den Blick auf die kleinen Kügelchen gesenkt, die er aufmerksam betrachtete. Er sah, wie das Licht, das sich an den Seiten des Pappbechers brach, auf die Pillen fiel, wie absolut gleich sie waren, wie sie aneinander lehnten. Sie sahen aus wie das Symbol für die Unendlichkeit – eine liegende Acht, nur eben dreidimensional.

Eine Sache musste Pellam allerdings für sich behalten – den Zorn, den er spürte. Monatelang hatte er Marty in den



Ohren gelegen, mit dem Kiffen aufzuhören. Er hatte selbst in jungen Jahren verbotene Sachen zu sich genommen, doch er war schockiert, als er herausgefunden hatte, dass Marty für einige Dollar Drogen nach Mexiko eingeschmuggelt hatte. Als Pellam das Zeug gefunden hatte, hatte er den Jungen kurz vor der Morgendämmerung aus dem Bett gezerzt, ihn an die kalte Metallwand des Wohnwagens gedrückt und ihn gezwungen zu sagen, wo er den Rest versteckt hatte. Marty hatte die Sache zugegeben und die Drogen rausgerückt, die Pellam anschließend weggeworfen hatte. Marty hatte versprochen, die Finger davon zu lassen, solange sie zusammen unterwegs waren.

Sollte der Junge sein Wort gebrochen haben?

Und Crack? Davon war nie die Rede gewesen.

»Äh, was ...?«, begann Pellam, an den Deputy Sheriff gewandt, doch seine Gedanken steckten fest. Die Männer sahen ihn geduldig an. Dann erinnerte er sich. »Was muss ich tun?«

»Sie müssen gar nichts tun – nur ausruhen«, antwortete der Arzt. »Ich halte es immer noch für das Beste, dass Sie bis morgen im Bett bleiben.«

»Aber ...«

Der junge Deputy Sheriff, ein umgänglicher, gepflegter Mann, hielt eine Sonnenbrille mit gelben Gläsern in Tropfenform in der Hand. Sie sah aus, als käme sie direkt aus einem Motorradfahrerfilm aus den Sechzigern. »Der Gerichtsmediziner schreibt gerade den Bericht«, sagte er, während er einen Daumen in den Ledergürtel hakte. »Wir haben schon die Familie des jungen Mannes angerufen. Und Ihr Filmstudio.«

Seine Familie ...

*Hallo, Mrs. Jacobs. Sie kennen mich nicht, aber ich habe*

*mit Ihrem Sohn zusammengearbeitet ... vor drei Wochen wurden wir beide in Nogales mit einem Arschtritt aus einem Puff gejagt ...*

»Wir treffen bereits Vorbereitungen, um die Leiche nach Los Angeles zu überführen«, fuhr der Deputy fort. »Wir dachten, dass Sie mitfliegen möchten, deswegen haben wir Ihnen einen Flug in derselben Maschine gebucht. Das örtliche Beerdigungsinstitut hat sich bereit erklärt, die Leiche zum Flughafen von Albany zu bringen. Der Flug geht übermorgen mit American Eagle, Flugnummer 6733.«

»Wenn es ihm so gut geht, dass er reisen kann«, erklärte der Arzt.

*Ihr Sohn, Mr. Jacobs, hat Crack geraucht und ist dabei in die Luft geflogen ...*

»Natürlich«, erwiderte der Deputy. »Ganz klar.« Er beugte sich vor, so dass ein Streifen Fett über dem schwarzen Gürtel seiner mit Vaseline polierten Lederuniform hervorquoll. »Drogen mag ich nicht so sehr, wissen Sie«, meinte er. »Besonders dann nicht, wenn er sie an irgendwelche von unseren jungen Leuten hier verkauft hat. Aber um Ihren Freund tut es mir wirklich Leid. Was passiert ist, war nicht fair. Völlig überzogen, verstehen Sie?«

Die grauen Augen waren voller Trauer, und Pellam dankte ihm. Wieder sah er auf die Pillen hinab. Der Becher war nicht beschichtet, so dass außen sein Schweiß Fingerabdrücke hinterlassen hatte.

»Jetzt nehmen Sie die Pillen«, sagte der Arzt. »Sie brauchen Ruhe.«

Pellam konnte nicht sprechen. Er nickte nur.

»Wir lassen Sie jetzt allein. Wenn Sie Gesellschaft oder sonst etwas brauchen – meine Frau und ich wohnen etwa

hundert Meter die Straße hinauf. Eine Krankenschwester wird die ganze Nacht über hier sein. Sie brauchen ihr bloß Bescheid zu sagen, dann wird sie mich holen.«

»Danke.«

Die beiden Männer verließen das Zimmer. Pellam wollte den Becher auf den Tisch stellen, konnte aber den Abstand nicht richtig einschätzen, traf nur die Kante, so dass er zu Boden fiel. Er hörte, wie eine, vielleicht auch beide Pillen scheinbar endlos irgendwohin über den Boden kullerten. Er kümmerte sich nicht darum, sondern lehnte sich zurück und starrte an die Decke, während es langsam Nacht wurde und er schließlich einschlief.

Der Lärm.

Als Pellam in seinem Winnebago saß, erinnerte er sich daran, wie der Junge immer seitlich auf der schmalen Bank gesessen hatte und mit seinen Adidas vor und zurück geschaukelt war. *Puff-puff*, Pause, *puff-puff*. Ein monotoner Herzschlag.

Gott, war es leise. Pellam legte den Kopf schräg, konnte nichts hören. Ein Brummen, aber das kam aus seinem Kopf – und er hörte Martys Stimme, sein Lachen und den Pseudoherzschlag der Schuhe. Aber auch das kam aus seinem Kopf. Kein Flugzeugdröhnen, keine Lkw-Motoren. Keine lärmenden Kinder, die in ihrem Spiel aufgehen. Pellam saß auf dem Fahrersitz, drehte sich um zum hinteren Bereich des Wohnmobils. Sein Rücken tat weniger weh, wenn er aufrecht saß. Im Stehen, wenn er sich nicht anlehnen konnte, war es eine Höllenqual. Komisch war, dass der Schmerz beim Gehen weniger stark war als im Stehen.

Ach, Marty ...

Er stand auf. Die Tragödie machte ihm mehr zu schaffen

als seine Verletzungen. Staksig ging er ein paar Schritte. Die Krücken, die ihm der Arzt angeboten hatte, hatte er nicht nehmen wollen. Auf der Wunde am Kopf hatte sich dunkler Schorf gebildet, und der Fleck in der Leistengegend war grünlich geworden.

Solange er noch den Mut dazu hatte, packte er die Habseligkeiten des Jungen in eine Einkaufstüte. Zum Ausruhen setzte er sich auf die Bank, besah sich eine Weile die Tüte mit einem braunen und roten Supermarkt-Logo und den spinnennetzartigen Knitterfalten. Dann stand er wieder auf, leerte die Tüte und packte die Sachen in seinen eigenen Lederkoffer, den er acht Jahre zuvor auf dem Rodeo Drive gekauft hatte. Die Hemden, Jeans und Jockey-Unterhosen des Jungen legte er so sorgfältig zusammen, als würde er in einer Wäscherei in Beverly Hills arbeiten.

Dann setzte er sich hin und betrachtete den Koffer eine halbe Stunde lang.

Nachdem er vor ein paar Stunden aus der Klinik entlassen worden war, hatte er sich als Erstes rasiert. Er war erschrocken, als er an einem Spiegel vorbeigekommen war und den unregelmäßig wachsenden, mit Grau durchsetzten Bart gesehen hatte. Er hatte ausgesehen wie ein fürchterlich abgestürzter Fünfzigjähriger. Danach hatte er Martys Vater angerufen. Das Gespräch war nicht gut verlaufen. Der Mann, ein pensionierter Studiobeleuchter, hatte Pellam die Schuld gegeben. Er hatte sich nicht geringschätzig oder höhnisch geäußert, doch während des ganzen Gesprächs nahm Pellam einen argwöhnischen Unterton wahr – als hätte Pellam seinem Sohn die Drogen besorgt, deretwegen er gestorben war. Pellam überlegte, wie der Mann und sein Haus wohl aussehen mochten und welches Verhältnis er zu Marty gehabt hatte. Der Junge hatte sich oft über seine Eltern beschwert, doch bei den

meisten Geschichten, die er ihm erzählt hatte, hatte Pellam sich immer gefragt: Ja und, wo ist das Problem? Marty hatte gemeckert, weil seine Eltern ihm einen Monat lang Fahrverbot erteilt hatten, nachdem er an einer Raststätte betrunken zusammengeklappt war. Und als sie ihn zu einem Berufsberater geschickt hatten, weil er eine Zeit lang Kurse für Schnitttechnik belegt hatte.

Alles nur Highschool-Geschichten – Rumgemeckere und Rumgestöhne.

Pellam hatte sich auch verpflichtet gefühlt, mit Martys Mutter zu sprechen, war aber erleichtert gewesen, als der Vater gesagt hatte, das sei keine gute Idee. Dann hatte er aufgelegt und sich in seinem Wohnmobil nach hinten auf die Matratze gelegt.

Er klappte die Messingverschlüsse vor und zurück. Der Koffer hatte tausend Dollar gekostet.

Pellam spürte die Flasche Demerol in seiner Tasche, zog sie heraus und stellte sie in den Küchenschrank. Er brauchte etwas anderes. Langsam ging er in die Hocke und holte eine nur noch zu einem Viertel gefüllte Flasche Mescal heraus, in der der aufgeblähte Wurm herumschwamm. Pellam goss sich einen Doppelten ein und trank ihn in zwei Schlucken. Er musste husten, spürte das Kribbeln, das von seinem Magen bis hinauf in sein Gesicht zog. Fast gleichzeitig nahm der Schmerz ab. Er goss sich noch einen ein, diesmal weniger, und bückte sich wieder langsam, um die Flasche ganz hinten in den Schrank zurückzustellen. Doch da lag etwas im Weg, und die Flasche fiel um. Der locker aufgesetzte Korken löste sich, und ein viertel Glas von dem Schnaps floss heraus, bevor Pellam sie wieder packen konnte. »Mist.« Den Wurm konnte er zum Glück retten. Er griff nach hinten in den Schrank, weil er wissen wollte, warum die Flasche umgefallen war. Es war etwas Weiches und Knirschendes.

Er zuckte mit der Hand zurück, dachte: Ratten, Mäuse ...

Dann sah er hin. Ach, nur eine Frischhaltetüte. Er griff wieder danach und zog sie heraus. Martys Drogenvorrat. Er blickte die Tüte lange an, dann wickelte er sie in Papierhandtücher, die er unter dem Wasserhahn nass machte und zusammenpresste. Dieses Päckchen steckte er in eine braune Papiertüte, knüllte sie zusammen und ging nach draußen, wo er das Ganze in einen Abfalleimer warf.

Als er den Koffer anhub, keuchte er vor Schmerzen und Anstrengung. Mit steifen Schritten ging er durch die kalte Herbstsonne zur Greyhound-Station, die einen kleinen Teil einer Tankstelle auf der Main Street einnahm.

Der Angestellte strich über das Leder. »Ein hübscher Koffer.«

»Stimmt«, sagte Pellam, als er dafür bezahlte, dass der Koffer zu Martys Eltern geschickt wurde. Nachdem der Angestellte den Koffer zum anderen Gepäck auf den Wagen gestellt hatte, schlich Pellam apathisch davon.

Er erinnerte sich an das letzte Mal, als er mit seinem Vater auf die Jagd gegangen war – in seiner Heimatstadt in Simmons in New York, das wahrscheinlich nicht mehr als hundert bis hundertzehn Kilometer von hier entfernt war.

Damals war er durch das gleiche stoppelige Gras gegangen, durch das er jetzt humpelte, hatte den gleichen Geruch nach feuchtem Laub in der Nase, das in dem gleichen blassen Licht lag. Vor fünfundzwanzig Jahren hatte Pellam senior sich durchs Gras geschleppt, mühsam die lange Browning angehoben und selbst die langsamsten Fasane verfehlt. Zwei Tage später war er mit dem ersten einer Reihe von Herzinfarkten zusammengebrochen, die ihm schließlich das Ende beschert hatte.

Dieser Jagdausflug und der Tod seines Vaters waren für

Pellam untrennbar miteinander verbunden.

Die Erinnerung daran kam in diesem Moment zurück und wollte ihn nicht mehr verlassen.

Langsam schritt er voran, schonte seinen linken Fuß, um den dumpfen Schmerz in seinem Rücken etwas zu lindern. Warum hatte er die blöden Krücken nicht mitgenommen, die ihm der Arzt angeboten hatte?

Der Gipfel des Hügels im Park war von der Polizei abgesperrt worden. Ein dünnes gelbes Band, auf dem alle paar Zentimeter »Sheriffs Department« stand, hing zwischen zwei rostigen Pfosten. An einem Pfosten war unten eine Kette befestigt, die vielleicht dazu diente, den Eingang zu versperren, doch Pellam vermutete, dass die Polizisten dankbar die Gelegenheit ergriffen hatten, einmal ihre gesamte Ausrüstung zur Verbrechensbekämpfung verwenden zu können. Pellam ging um den Pfosten herum und die Zufahrt zum Hügel hinauf.

Keuchend vor Schmerzen kam er oben an und blieb stehen.

Alles ausgelöscht.

Er ging in die Mitte des Parkplatzes – wo einmal Wiese und Kies gewesen waren, lag jetzt ein Haufen dunkler, fruchtbarer Erde, und der Rest war von einem Bagger verunstaltet, dessen Spuren er schon beim Hinaufsteigen bemerkt, sich dabei aber nichts gedacht hatte.

Alles ausgelöscht.

Genau in der Mitte – wohl dort, wo Martys Wagen gestanden hatte – waren keine Spuren mehr zu erkennen, weder von einem Feuer noch von Schuhen oder Reifen. Nur der trockene, lockere Staub von umgegrabener Erde, die wie ein riesiges rundes Grab aussah. Lange Zeit blieb er einfach hier stehen. Dann ging er langsam ein paar Mal

im Kreis herum, lauschte den Vögeln und dem Rauschen des Windes in den Blättern. Es gab wirklich nichts zu sehen. Überhaupt nichts.

»Was ist passiert?«

»Passiert?«, fragte der Deputy Sheriff.

Sie standen auf der Main Street vor dem Wohnmobil. Der kräftige Deputy kam Pellam bekannt vor. Er dachte, es könnte derjenige sein, der ihn nach dem Unfall ins Krankenhaus gebracht hatte ... ach, wie hieß die Fahrerin noch mal? May? Mary? Nein, Meg. Genau, Meg hieß sie ... Die Arme des Polizisten standen wegen seiner kräftigen Muskeln leicht vom Oberkörper ab. Der Griff seiner .357 war beidseitig mit Gummi überzogen. Ob der Deputy seine Waffe schon einmal woanders als auf einem Schießstand verwendet hatte? Auch er trug eine Brille mit Gläsern in Tropfenform, doch waren diese lavendelfarben.

»Ich bin zur Unfallstelle gegangen«, erklärte Pellam.

»Der Boden wurde umgepflügt.«

Lavendelfarben?

»Stimmt, ja. Man dachte, es würde die Leute abschrecken, wenn sie sehen, wo es passiert ist.«

*Abschrecken?* »Was meinen Sie damit?«

»Das war nicht meine Entscheidung. Ich weiß eigentlich gar nicht Bescheid. Hab nur gehört, dass es wegen der Blättersaison und so schädlich für den Tourismus sein könnte.«

»Abschrecken?«, vergewisserte sich Pellam wütend.

Die Stimme des Deputy Sheriff klang monoton. »Es war irgendwie nicht schön. Ein übles Feuer, wissen Sie. Blut. Hier kommen auch eine Menge Jäger her. Wir ...«

»Und warum hängt dann das Band noch dort oben?«



»Band?«

»Das Absperrband der Polizei. Das würde die Touristen doch auch ziemlich schnell abschrecken, meinen Sie nicht?«

»Ach, das Band. Sie haben Recht, Sir. Das haben wir ganz vergessen. Aber danke, dass Sie uns darauf aufmerksam gemacht haben.«

»Gern geschehen«, erwiderte Pellam. »Was ist mit dem Wagen passiert?«

»Wagen?«

Die Miniatursoldaten kletterten wieder mit ihren Nadeln an Pellams Rücken hinauf. Eifrige kleine Kerle. Er dachte an sein Demerol. Er dachte an Tequila – mit oder ohne Würmer. Er hatte heftige Schmerzen, und er verlor die Geduld. »Der Wagen von meinem Freund, der ausgebrannt ist.«

»Ja?«

»Ich würde gerne einen Blick drauf werfen.«

»Ich glaube nicht, dass das möglich ist.«

»Warum nicht?«

Der Deputy Sheriff hatte ein dickes Fell – ein richtiger Bulle. »Nun, Sir, es geht eben nicht.«

»Ich verstehe. Die Erklärung leuchtet mir ein.« Die Männer standen sich gegenüber. Der Deputy blickte forschend über die Straße auf der Suche nach Kriminellen, Pellam blickte forschend ins Gesicht des Deputies. »Wenn Sie mir wenigstens sagen könnten, wo er steht.«

»Ich weiß es wirklich nicht. Ich weiß nur, dass er nach der Untersuchung abtransportiert wurde.«

»Haben sie irgendwelche forensischen Untersuchungen vorgenommen?«

»Ich weiß wirklich ...«

»Schon verstanden«, fiel ihm Pellam ins Wort.  
»Kümmern Sie sich nicht drum.« Jetzt suchten beide die Straße ab. Pellam wandte seinen Kopf wieder dem Deputy zu. »Ich erinnere mich nicht mehr, wie die Firma hieß«, sagte er.

»Wissen Sie's?«

»Firma?«

»Wo mein Freund den Wagen gemietet hat.«

»Avis oder Hertz gibt es hier nicht. Auch nicht in der Nähe.«

»Es würde mir mehr helfen, wenn ich wüsste, wo er den Wagen gemietet hat, nicht, wo er ihn nicht gemietet hat.«

»Sillman's Garage, glaube ich. Etwa vierhundert Meter die Straße rauf.«

»Danke.«

»Das Beerdigungsinstitut Kleman hat alle Vorkehrungen getroffen«, erzählte der Deputy.

»Danke, Officer. Weiß ich sehr zu schätzen.«

»Keine Ursache, Sir. Ich war einmal in L. A. Ich und meine Frau sind nach Disneyland gefahren. Sie wissen schon, ins echte.«

»M-hm.«

»Ich vermute, Sie gehen zur Beerdigung. Der Bürgermeister hat ein Flugticket besorgt.«

»Nein, ich werde nicht hingehen.«

Irgendwo im Hirn des Polizisten musste es aufgeblinkt haben, an seinen Augen aber merkte man nichts. »Nicht?«

»Ich werde noch eine Weile hier bleiben.«

»Hier?«

»Genau.«

»Oh, wir haben erwartet, Sie würden abreisen.«

»Tja, also, das werde ich nicht. Jetzt würde ich gerne den Polizeibericht sehen. Und ...«

»Geht nicht, Sir.«

»Was?« Pellams Wut schnellte in die Höhe wie ein Knallfrosch.

»Er ist nicht öffentlich.«

»Öffentlich?«

»Ja, genau, Sir.«

»Also, ich bin nicht öffentlich. Ich war sein Freund.«

»Tut mir Leid, Sir.«

»Wie war's mit dem Bericht des Gerichtsmediziners? Ist der auch nicht öffentlich?«

»Nein, Sir, ist er nicht. Aber da steht auch nur drin, dass der Tod infolge der Verletzungen eingetreten ist, die sich Ihr Freund aufgrund des durch eigenes Verschulden ausgebrochenen Feuers zugezogen hatte. Das ist fast wörtlich zitiert.«

»Officer, jemand hat meinen Freund umgebracht. Unser Wohnmobil wurde mutwillig zerstört, bevor mein Freund umgebracht wurde und ...«

»In Cleary?«

»Ganz genau«, antwortete Pellam.

»Ich erinnere mich nicht, dass Sie Anzeige erstattet hätten.«

»Haben wir nicht. Ich habe gar nicht daran gedacht, bis das hier passiert ist.«

»Ja, Sir. Aber meinen Sie nicht, Sir, dass sich die Jugendlichen aus der Gegend nicht immer einen Spaß mit Ihrem Fahrzeug erlauben, wenn Sie in eine kleine Stadt kommen, oder? Streiche, Das ist doch bestimmt schon

früher mal passiert, oder?«

»Klar, aber ...«

»Na also.«

»Aber es kam noch nie vor, dass am Tag danach einer meiner Freunde umgebracht wurde.«

»Umgebracht? Nein, Sir. Der Gerichtsmediziner hat gesagt, es war ein Unfall.«

»Ich denke, es gibt nicht mehr viel, was Sie mir sagen könnten.«

»Das stimmt, Sir.« Der Deputy Sheriff setzte seine Sonnenbrille wieder auf, und seine Augen dahinter färbten sich lila. »Wenn Sie noch hier in der Gegend bleiben, würde ich ein bisschen vorsichtig sein, Sir«, fuhr er fort. »Bei diesen vielen Vorfällen. Vielleicht sind Sie so eine Art Pechvogel.«

Pellam versprach, vorsichtig zu sein, dachte aber auch, dass der Deputy womöglich Recht hatte.

## **... Fünf**

Alan Lefkowitz saß in seinem riesigen, makellos sauberen Büro, schaukelte auf einem mit Leder bezogenen Schreibtischstuhl vor und zurück und blickte aus dem Fenster, das ebenfalls riesig und makellos sauber war. Unter ihm auf dem Santa Monica Boulevard floss der Verkehr an Century City vorbei. Seinen Blick hatte er zwar auf die breite Straße voller schicker Autos gerichtet, doch in seinen Gedanken war er im Norden des Staates New York.

Lefkowitz, zweiundfünfzig, Vorsitzender und Hauptaktionär der Big Mountain Studios, arbeitete mindestens zehn anstrengende Stunden am Tag an seinen Filmprojekten. Als Juraabsolvent und ehemaliger erfolgreicher Makler besuchte er an der UCLA und der USC fortlaufende Kurse in Rechnungs- und Finanzwesen – in einem Alter, in dem viele seiner Freunde – nun, wir sind hier in Hollywood; nennen wir sie lieber *Kollegen* –, die ebenfalls Filmproduzenten waren, die harte Arbeit an Untergebene delegierten und viel Zeit mit der »Entwicklungsarbeit« verbrachten – das heißt: in Palm Springs nachdenken und im Beverly Hills Hotel an der Bar sitzen.

Außerdem fand sich auf der Habenseite seiner Bilanz seine Rechtschaffenheit. Er hatte Hollywoods allgemeinem Trend widerstanden, der die Produzenten zu Teenager-Comedy-Serien, Buddy-Cop-Filmen, Science Fiction mit Spezialeffekten und Horrorfilmen verleitete. Sein eigener Anspruch reichte nicht an den seiner Lieblingsregisseure Bergman, Fassbinder, Kurosawa und Truffaut heran, doch in seinem Herzen wollte er

ausschließlich Qualitätsfilme machen.

Da die Filmschulen massenweise Schüler ausstießen, die *Kino* gelernt hatten – aber nie und nimmer *Film* –, herrschte in den USA kein Mangel an unabhängigen Regisseuren, die herrliche kleine, ernste Streifen zu Wege brachten. Doch Lefkowitz' besonderes Talent war, dass er innerhalb des Systems arbeitete. Seine Filme wurden zumeist von den größten Studios finanziert und in den Verleih gebracht. Mit einem von diesen hatte er gerade erst einen Vertrag über fünf Filme abgeschlossen, was in der gegenwärtigen Kinowelt einem größeren Schatzfund gleichkam. Mit Mumm, Temperament und der Fähigkeit, Menschen von seinen Visionen zu überzeugen, war er mit diesem riesigen Unterhaltungskonglomerat ins Ehebett gestiegen, das achtzig Prozent der Kosten für jeden der fünf Filme tragen würde, gleich welcher Art sie sein mochten.

Ein guter Muskeltonus, eine Strandzulassung für seinen Mercedes und die Unterstützung für fünf Filme – mehr war ohnehin nicht möglich. Doch obwohl Lefkowitz es sich mit Fug und Recht leisten konnte, die Mittagszeit mit den Träumereien über sein großes Glück zu verbringen und in seinem dreitausend Dollar teuren Ledersessel vor und zurück zu schaukeln, war das eigentliche Ziel seiner Besessenheit New York.

Der Grund für seine meditative Anwendung lag vor ihm auf dem Schreibtisch, der zwar auch riesig, aber keineswegs sauber war: ein abgegriffenes Manuskript mit rotem Umschlag, übersät mit hingekritzelter Figuren, Zahlen und Wörtern. Es war der erste Film in einer Fünferserie, ein düsterer, lyrischer Film mit dem Titel *Todesstille*. Ein Film, in dem es keine Kumpel, keine Verfolgungsjagden mit schnellen Autos, keine witzigen Teenager, keine Karatekämpfe und keinen Schauspieler

gab, der auf wundersame Weise in einen Hund, ein Baby oder einen Menschen des anderen Geschlechts verwandelt wurde.

Der Erwerb der Rechte hatte einen seltsamen Verlauf genommen, weil der Film seine Runde gedreht hatte – ein anderes Studio hatte das Manuskript gekauft und mit der Produktion begonnen. Einen Monat später jedoch war er wieder gestrichen worden. Lefkowitz, der scharf auf den Film gewesen war, seit er Jahre zuvor das zugrunde liegende Buch gelesen hatte, hatte sofort die Rechte ergattert. Doch das hieß auch, dass er mehr Geld hinblättern musste als gewöhnlich, weil er dem ersten Studio die schon angefallenen Produktionskosten erstatten musste. Was also ein kleiner Kunstfilm werden sollte, wurde über Nacht ein Monstrum mit riesigem Budget.

Und die bekannte Regel in Hollywood erwies sich wieder einmal als richtig: Wenn irgendjemand was will, sind plötzlich alle scharf drauf. In der Woche zuvor hatten zwei andere Studios begonnen, für den Film zu bieten.

Wem gegenüber man in Hollywood loyal ist, kann sich jederzeit ändern, und es hätte ihm passieren können, dass Lefkowitz' Studio die Rechte einfach hinter seinem Rücken weiterverkauft hätte, doch laut Vertrag konnte er absolut darauf bestehen, den Film zu machen.

»Absolut« heißt unter der Voraussetzung, dass der Film eine komplizierte Reihe von Produktionsfristen einhielt. Doch jetzt schien die Gefahr zu bestehen, dass die Fristen gesprengt wurden. Lefkowitz war bereits zwei Wochen hinter dem Terminplan, und er wusste, dass die Studioanwälte die Produktionsleiter zwischenzeitlich darüber informiert hatten, dass der Einsatz umsonst wäre, sollten die geplanten Hauptdreharbeiten nicht in drei Wochen beginnen. Lefkowitz würde gegen den Vertrag verstoßen, und *Todesstille* würde aus seinem Programm

schneller verschwinden als ein goldenes Kettchen von den Straßen von New York.

Darüber dachte Lefkowitz gerade nach, als sein Produktionsassistent, ein hübscher, gefühlsbetonter Mann im Alter von dreißig Jahren, das Büro betrat.

Seit er für Lefkowitz arbeitete, sah dieser junge Mann, der beim Bewerbungsgespräch so eifrig und frech geklungen hatte – »Das Filmgeschäft ist ein Eiertanz, aber ich kann hart durchgreifen« –, gar nicht mehr so jung aus und war eindeutig nicht eifrig. Und die einzigen Eier, an die er regelmäßig zu denken schien, waren seine eigenen.

»Er ruft um drei an«, meldete der Produktionsassistent.

Lefkowitz sah auf seine Oyster Perpetual. Noch fünf Minuten. »Erzähl mir, was passiert ist.«

Der Produktionsassistent begann. »Marty ...«

»Wer ist Marty?«

»Jacob Pellams Hilfskraft.«

»Gut.«

»Er wurde getötet, und ...«

»Mein Gott.«

»Pellam kam ins Krankenhaus. Ich bin mir nicht sicher, aber so, wie es der Sheriff erklärt hat, scheinen es zwei getrennte Unfälle zu sein.«

»Was ist mit Marty passiert?«

»Sein Wagen hat Feuer gefangen.«

»Mein Gott. Was ist mit seiner Familie?«

»Der Sheriff hat angerufen und es ihnen gesagt. Ich habe im Namen deiner Firma angerufen. Du brauchst nichts mehr zu tun, aber ...«

»Wir werden Blumen schicken«, unterbrach ihn Lefkowitz. »Du weißt, welchen Blumenladen ich meine?«



»Ja, wird gemacht.«

»Ich schreibe auch ein Briefchen dazu. Wie geht's Pellam?«

»Weiß nicht genau. Ich habe nur die Nachricht erhalten, dass er sich um drei telefonisch melden wird.«

»Wir sollten diese Klowagen mit Mobiltelefonen ausstatten. Es ist Wahnsinn, dass wir es noch nicht getan haben. Kümmerst du dich darum?«

»Wie es dem Herrn beliebt.«

»Besteht die Möglichkeit, dass wir verklagt werden?«

»Von wem?«

»Martys Familie.«

»Ich weiß nicht ... aber da gibt's noch was, was ich dir sagen muss, Alan. Die Sache wird langsam brenzlich.«

»Und wieso sollte die Sache brenzlich werden?«

»Der Bürgermeister der Stadt, in der das passiert ist, in Cleary ... er hat angerufen. Der Kerl ist wahnsinnig. Der leidet unter prämenstruellem Syndrom. Sie erteilen keine Drehgenehmigung.«

»Gütiger Himmel. O mein Gott.«

»Es ist eine echt kleine Stadt. Sie haben das Zeug gefunden ...«

»Was für Zeug?«

»Äh, Marty hatte etwas Gras dabei. Es heißt, auch ein bisschen Crack, aber ich glaube nicht ...«

»O Mann«, flüsterte Lefkowitz und sah hinaus auf den riesigen, sauberen Highway. Dann schloss er die Augen.

»Warum, warum, warum?« Er wirbelte herum und sah dem Produktionsassistenten ins Gesicht. »Gibt es eine Möglichkeit, dass wir uns den Weg in die Stadt erkaufen?«

»Ich hab's versucht. Mit ein paar tausend. Ich habe ihm förmlich einen geblasen.«

»Und?«

Der Produktionsassistent schluckte. »Er hat mich einen Grabschänder genannt. Dann einen Wichser. Und dann hat er einfach aufgelegt. Die Sache ist geplatzt, Alan. Das ganze Projekt ist geplatzt.«

Lefkowitz fühlte sich wie betäubt. Ein Moment verging.

»Aber Pellam geht's gut?«, fragte er schließlich.

Das Telefon klingelte. Die beiden Männer sahen auf ihre Uhren. Drei Uhr. »Warum fragst du ihn nicht selber?«, meinte der Produktionsassistent.

Pellam lehnte den Kopf gegen das Glas der Telefonzelle. In Cleary gab es doch tatsächlich noch Kabinen mit zwei quietschenden Schwingtüren. Er betrachtete zwei ins Aluminium gekratzte Initialenpaare; von sonstigen Graffiti keine Spur. Ein Initialenpaar sah aus wie *JP*. Er lauschte dem Klingelton am anderen Ende der Leitung und spürte das Vibrieren, das von der heilenden Haut unter dem Verband um seinen Kopf auszugehen schien.

Alan Lefkowitz meldete sich höchstpersönlich am Telefon. Das hatte er noch nie gemacht. Keine Sekretärin. Kein Produktionsassistent. Nur die sanfte Stimme des braun gebrannten, sportlichen, exzentrischen Multimillionärs und Produzenten.

»John, wie geht's? Was ist passiert?«

John spürte am anderen Ende der Leitung so etwas wie echtes Mitgefühl.

»Gut, Lefty, ich bin okay.« Pellam erzählte ihm in groben Zügen von den Unfällen – dass er von Meg Torrens angefahren worden und Marty tot war.

»Die Drehgenehmigungen«, sagte Lefkowitz schließlich.

»Was ist passiert?«

»Drehgenehmigungen? Was ist damit?« Pellam kniff die Augen zusammen. Nein, das hieß nicht *JP* auf der Wand in der Telefonkabine. Es hieß *JD*. Darunter stand mit Markierstift: *Detroit Tigers sind die Nummer eins!!!!* Immerhin: Die Jugendlichen hier konnten lesen und schreiben. In Manhattan hatte er einen ähnlichen Satz gesehen. *Debbo und Ki, die sind die Besten!*

»Sie erteilen keine Drehgenehmigungen. Der Bürgermeister oder jemand anderes. Hat dir das niemand gesagt?«

Pellam war schockiert, eine Hitzewelle durchströmte ihn. Eine Woche Arbeit – für nichts.

Marty war tot – für nichts.

»Habe ich nichts von gehört. Hat man gesagt, warum?«

»Man hat Drogen bei ihm gefunden«, erklärte Lefkowitz. »Marihuana oder so was. Ihr ...«

»Alan, Marty hat nicht geraucht, als er starb. Ich weiß nicht, was passiert ist, aber so war es nicht. Ich habe seinen Vorrat gefunden. Das Päckchen war noch zu und kein einziges Mal geöffnet worden.«

»Egal ... du weißt, dass ich keine Wahl habe.«

»Es war nicht Martys Schuld.« Pellam blickte angespannt durch die Scheibe nach draußen, bis er merkte, dass er direkt ins Fenster von Dutchess County Realty starrte. Die Markise war ausgefahren, und im Innern brannte Licht. Im Büro war niemand.

»Also, es tut mir Leid, John. Aber du wirst das verstehen.«

»Klar.« Plötzlich wurde Pellam bewusst, dass sie aneinander vorbeiredeten. »Äh, nein, Alan, eigentlich

verstehe ich das nicht. Wovon redest du?«

»Ich muss dich ziehen lassen.«

»Alan, was sagst du da?«

»Ich sage, dass du gefeuert bist, John.«

»Was?« Einfach so?

»Ich dachte, dieser kleine Vorfall vor ein paar Jahren hätte dir eine Lehre erteilt.«

»He, was meinst du damit?«, fragte Pellam leise.

»Ich bin wieder da, wo ich angefangen habe – dank dir und Marty.«

»Aber Marty wurde umgebracht. Es war eine Falle.«

Lefkowitz wirkte abgelenkt. »Bring den Wagen ins Büro nach New York. Dort kannst du dann auch deinen Scheck abholen.«

»Einfach ...«

»Tut mir Leid, John«, unterbrach ihn Lefkowitz. »Bei diesem Projekt habe ich keinen Platz für Fehler.«

Er legte auf.

»... so?«

Nach dem Aufwachen steckte sich Meg Torrens als Erstes den zweikarätigen Diamantring an ihren Zeigefinger. Dann legte sie sich noch eine Viertelstunde zurück ins Bett und versuchte, an nichts zu denken.

Es war eine Art Meditation, von der sie irgendwo gelesen hatte. Sie macht den Kopf frei, macht einen gesünder, dient der Entspannung und weckt die Kreativität. Es funktionierte zwar nicht immer, aber die erforderliche Disziplin – mit dem Gehirn spielen wie mit einer aufsässigen Puppe – schien nützlich zu sein. Geringfügig nützlich. So nützlich, wie es

Frauenzeitschriften einem versprechen können.

Neben ihr rührte sich Keith. Er atmete leise.

An nichts denken.

Ein Vogel zwitscherte in der Ferne, auf der Steigung der Lampton Road schaltete ein Lastwagen in einen anderen Gang.

Nichts, nichts, nichts.

Eine Sekunde bevor der Wecker klingelte, spürte sie ihn schon. Ein elektronisches *Bzzzt*. Meg öffnete die Augen, und im gleichen Moment, als sich der Wecker meldete, drückte sie den Ausknopf. Dann tippte sie Keith auf seine festen Schultern. Er war zehn Jahre älter als Meg und hatte mit den für einen Geschäftsmann typischen Speckröllchen zu kämpfen. Aber das machte ihr nichts aus. Seine Beine und sein Hintern waren schlank; man konnte einen ganz schön dicken Bauch akzeptieren, wenn alles andere stimmte. Er hatte ein breites, hübsches Gesicht, das Gesicht eines Schauspielers in der Rolle eines freundlichen Handelsreisenden oder Eisenbahnmagnaten. Sein dichtes, unbändiges Haar musste er mit Spray im Zaum halten, der Scheitel war wie mit dem Lineal gezogen. Immer wieder redete Meg ihm aus, sich die Haare zu färben. Sie fand den Grauschimmer ganz sexy.

Keith griff nach oben, drückte ihre Hand und murmelte irgendetwas vor sich hin. Sie rückte näher an ihn ran, schnupperte die warme Luft, die unter der Steppdecke hervorkam.

Der entscheidende Hinweis war seine Armbanduhr.

Noch schläfrig zog er seine Rolex vom Handgelenk und ließ sie auf den Nachttisch fallen. Wenn er seine Uhr abnahm, wusste sie, was kam.

Seine Hände machten sich auf den Weg.

»Ach, Schatz ...«, sagte sie wie zum Protest, ließ sich aber von ihm auf seine Seite ziehen.

Sie küssten sich, und schließlich zog sie sich die Reizwäsche aus, die er vor einigen Monaten gekauft und schüchtern in einer Schachtel überreicht hatte, als würde er fürchten, sie könnte beleidigt sein.

Der übliche Ablauf begann. Er arbeitete sich mit den Lippen vor – von ihrem Mund über ihr Kinn abwärts. Am Hals ließ er sich etwas mehr Zeit und nahm die Halskette in den Mund. Das tat er oft, und sie fragte sich, ob das Gold einen Geschmack hatte, der ihm besonders gut gefiel. Dann strichen seine Lippen über ihr Schlüsselbein und wanderten hinab zu ihrer Brust und ganz, ganz langsam zu ihren zusammengezogenen, harten Brustwarzen.

Keith war energisch, direkt und effektiv, wenn sie miteinander schliefen.

Meg war bereit für ihn. Auch wenn sie sich von Zeit zu Zeit beim Duschen mit ihren eigenen Händen erforschte, so hatte sie es doch seit dem letzten Mal, als sie vor einer Woche miteinander geschlafen hatten, nicht mehr getan. Deswegen – und obwohl sie zuerst baden und sich die Zähne putzen wollte, obwohl sie sich hässlich vorkam, obwohl sie in fünf Minuten Sam wecken musste, damit er es rechtzeitig zum Schulbus schaffte – und trotz all dieser Widrigkeiten spürte sie, wie das Feuer in ihr entfacht wurde.

Meg lächelte, küsste seinen Oberkörper und seine Brustwarzen, drehte ihn auf den Rücken. Sie streichelte ihn, dann rutschte sie mit dem Kopf zu seinem Bauch hinab. Ihre Leidenschaft wuchs in gleichem Maße, wie er in ihrem Mund größer wurde.

So hatte sich ihr romantisches Leben entwickelt –

gewöhnlich morgens, gewöhnlich spontan. Und Meg Torrens konnte sich eigentlich nicht darüber beschweren. Klar, sie beide sprühten nicht mehr vor jugendlicher Leidenschaft. Aber wer tut das schon nach zehn Jahren Ehe? Die Entschädigung war, dass keiner vom anderen zu viel verlangte. Der Sex war bequem, als würden sie in Antiquitätenläden stöbern oder ein neues Rezept ausprobieren. Angenehme Freuden. Leise und ein bisschen anonym. Beide hatten gelernt, nicht in die Phantasien des anderen einzudringen.

Er musste ihren Kopf festhalten, sonst wäre er gekommen. Dann setzte er sich auf, drehte sie auf den Rücken und küsste wieder ihre Brüste, bewegte sich nach unten. Leckte ihren Bauchnabel. Und noch ein Stück weiter an ihrem Körper hinab, der bestens in Form war.

Nach fünf Minuten zitterte sie heftig unter den geschickten Bewegungen seiner Zunge und Finger. Keuchend und lächelnd lag sie im halbdunklen Zimmer und versuchte den Augenblick festzuhalten.

Keith wartete eine oder zwei Anstandsminuten, bevor er sich auf sie legte. Sie umklammerte ihn, stöhnte in der Art, die ihm gefiel, um die zu bitten er sich aber nicht traute, weil er zu schüchtern war. Sie biss in sein Ohrfläppchen, grub die Fingernägel in seinen Rücken. Sie drückte ihr Gesicht in sein weiches, graues Haar, das ganz leicht nach Schweiß roch, stöhnte wieder. Doch plötzlich riss sie die Augen weit auf.

Es war wie eine Ohrfeige. Wie ein Eimer kaltes Wasser.

Nein!

Die Erinnerung an das Geräusch blieb.

*Bzzzt.*

Es war unerbittlich, doch sie konnte es nicht einordnen. Es zerstörte die ganze Situation. Sie hasste es.

Nein, nein, geh weg, bitte.

Und auf einmal erinnerte sie sich. Im gleichen Augenblick, in dem Keith wild zupackte und ihr die Luft aus den Lungen presste. Sein Körper zuckte, und seine Hüften spannten sich an.

Ja, das war's, was sie nicht losließ – ein Geräusch.

Was sich in ihren Gedanken immer wieder abspielte, war das zufriedene Surren, als sich im Krankenhaus das Bild aus der Polaroidkamera des Mannes geschoben hatte. Sie stellte sich sein schmales Gesicht vor, sie hörte seine Stimme. Sie sah die glänzende, dunkle Narbe. *Ein Maschinengewehr. Ein Oldsmobile. Wie lange leben Sie schon hier?*

Keith rollte zur Seite. Sie presste die Beine zusammen und streckte sich aus. Minutenlang lagen sie nebeneinander. Nein, nein, denke an nichts! Langsam richtete Meg sich auf. Eine Einheimische?, fiel ihr wütend ein. Er dachte, ich sei eine Einheimische?

Und würde schon zehn Jahre hier leben?

»Ich liebe dich«, sagte Keith.

»Ich dich auch.«

Einen Moment blieb sie sitzen, dann bemerkte sie ihr Gesicht im Spiegel. Und den verwirrten, verängstigten Ausdruck in ihren Augen. Sie warf ihrem Mann ein Lächeln zu und zwang sich, alle Gedanken an den Location-Scout aus ihrem Kopf zu vertreiben. Schließlich stieg sie schwungvoll aus dem Bett und ging in den Flur.

Das Badezimmer hatten sie mit schwarzem Langflorteppich auslegen lassen. Der Duschvorhang war schwarz mit roten Rosen, die Wände in Rosa gestrichen. Meg wusste nicht, ob sie es für »achtzehntes Jahrhundert Landhausstil« oder »viktorianisches Bordell« halten sollte.



Sie schüttelte den Kopf und wühlte mit den Fingern in ihrem hellblonden Haar. Das Spray vom Vortag und die Tortur mit den elektrischen Lockenwicklern, die sie immer benutzte, ließen es in alle Richtungen abstehen. Sie würde eine halbe Stunde sorgfältiger Arbeit benötigen, um sich wieder in eine blonde, auftupierte Immobilienmaklerin zu verwandeln.

Missmutig fixierte sie ihr Spiegelbild. Ihre Lippen hatten ihr schon immer Kummer bereitet. Sie waren wie zwei glatte Flächen, denen sie mit Lippenstiften unterschiedlicher Farbnuancen etwas mehr Fülle verlieh. Und wenn sie es nicht vergaß, schob sie die Unterlippe leicht nach vorne. Dadurch sah sie zwar nicht sinnlich aus, sondern eher, als hätte sie einen Schmollmund, aber aus ihrer Erfahrung wusste sie, dass Männer auf Mädchen mit Schmollmund genauso standen wie auf solche, die richtig scharf waren.

Als sie nach dem Duschen ihre schlanken Beine und die schmalen Hüften abtrocknete, trat sie automatisch auf die Waage, obwohl sie seit Sams Geburt nie mehr als achtundvierzig Kilo wog. Sie kämmte ihr Haar und streifte sich ihr Kleid über.

»Sam, los, es wird Zeit«, rief sie in den Flur.

Keith lag immer noch im Bett. Er schien wieder eingeschlafen zu sein. Als sie an ihm vorbeiging, griff er spielerisch nach ihrem Hintern. Vorsichtig schlug sie seine Hand zur Seite und umklammerte seinen Arm. »He, aufstehen!«, rief sie. »Die Welt wartet.«

Er stöhnte.

Meg ging die Treppe hinunter. Erst in der Küche zog sie ihre Schuhe an. Morgens spürte sie gerne den Teppich unter ihren nackten Füßen.

Eine Viertelstunde später waren die Brötchen

aufgebacken und der Kaffee gekocht. Meg nippte aus einem schweren Becher und überlegte, wer sich die verrückten Namen für die Frühstückszerealien für Kinder ausdachte, als Sam die Treppe herunterpolterte. In vielerlei Hinsicht war er Keiths Sohn. Morgens war er völlig erledigt, hatte ein aufgedunsenes Gesicht, und seine Haare standen in alle Richtungen ab. Doch anders als Keith, der vor vierzig Jahren ein ziemlich pummeliges Kind gewesen und jetzt ein pummeliger Mann war, war Sam schlank und rank.

Und ein kluges Köpfchen. Diese Eigenschaft hatte er jedenfalls von seinem Vater. Wenn Meg beten würde, würde sie dem allgemeinen, allmächtigen Schöpfergeist, an den sie beinahe glaubte, dafür danken, dass Sam seine Klugheit von seinem Vater und nicht von ihr geerbt hatte.

Meg Torrens würde mit ihren zwei Jahren Gemeindecollage die Mutter von Samuel K. Torrens, Ph.D. *cum laude*, werden.

Langsam kam Keith die Treppe herunter. Er trug graue Hosen mit messerscharfer Bügelfalte, ein weißes Hemd und eine grün-schwarz gestreifte Krawatte.

Sie goss Kaffee ein. »Danke, Schatz«, sagte er und machte sich an einem süßen Brötchen zu schaffen.

Sie hatten die *New York Times* abonniert, doch Keith bevorzugte den *Leader* aus Cleary, bei dem man, wenn man ihn regelmäßig las, höllische Angst bekam und glauben musste, Dutchess County bestünde nur aus Mördern, Kinderschändern und trauernden Klassenkameraden von Jugendlichen, die mit dem Wagen ihrer Eltern in einen Zug gerast waren, nachdem sie sich den Kopf mit dem Wodka ihres Vaters vollgeknallt hatten. Heute war Dienstag, der Tag, an dem der *Leader* immer erschien. Gierig verschlang Keith die dünne Zeitung und

studierte eifrig den neuesten Tratsch.

»He, Mom«, meldete sich Sam zu Wort, der sich nach vorne gelehnt hatte und kleine Gräben in den Corn Flakes auf seinem Teller zog. »Warum nimmt eine Blondine ein Stück Brot mit aufs Klo?«

Meg wusste, dass ihr Erfolg als Mutter ebenso wie der eines Politikers vor allem von heiterer Unaufrichtigkeit abhing. Sie drehte sich zu ihm, dachte einen Moment nach, gab aber schließlich auf. »Ich habe keine Ahnung. Was?«

»Weil sie die WC-Ente füttern will!« Er lachte, ebenso wie Meg, die ihm einen Rest seines Essens von der Wange wischte. Auch Keith lachte ächzend und strubbelte seinem Sohn durchs Haar.

Sam tauchte ab und schüttelte es wieder zurecht. »Dad!«

Keith warf ihm einen liebevollen Blick zu, bevor er sich wieder seiner Zeitung widmete. Er hatte etwas Schüchternes, selbst seiner Frau und seinem Sohn gegenüber. »Wie wär's, wenn wir am Samstag zum Spiel gehen, falls ich nicht doch zu tun habe?« Als hätte er Angst, sie könnten seinen Vorschlag zurückweisen, sah er nicht auf. »Sie spielen ...«

Er wandte seinen Kopf zu Meg. »Gegen wen spielen sie?«

Die aktuellen und kommenden Gegner des Highschool-Teams gehörten in Cleary zur Allgemeinbildung. »An diesem Wochenende gibt es kein Spiel«, erklärte Meg. »Weißt du nicht mehr? Es findet doch das Fest statt. Wenn du freimachst, können wir alle zusammen hingehen.«

»Ja!« Sam freute sich riesig.

»Hört sich gut an.«

»Vielleicht könnte ich wieder Apfelmus machen«,

schlug Meg vor.

»Ja, klar, könntest du«, entgegnete Keith langsam.

Er und Sam sahen sich an.

»So schlecht war es nun auch nicht«, wehrte sich Meg.

»Es hat richtig gut geschmeckt, Mom. Ehrlich.«

»Vielleicht könntest du das nächste Mal ein bisschen Lebensmittelfarbe dazutun«, meinte Keith vorsichtig.

»Nörgler.« Meg wandte sich dem Immobilienteil der *Times* zu und rechnete sich die Provisionen aus, die sie im vergangenen Jahr hätte verdienen können, wenn sie Häuser in Scarsdale oder Greenwich verkauft hätte statt in Cleary.

Um halb acht warf Meg ihrem Sohn die Frühstücksdose zu, umarmte ihn und schob ihn zur Tür hinaus.

»Hat dieser Typ schon die Versicherung angerufen?«, fragte Keith.

»Welcher Typ?«, fragte Meg zurück.

»Der von deinem Unfall. Der Typ von der Filmgesellschaft.«

*Bzzzt.*

»Ach, der. Den hatte ich ganz vergessen. Ich weiß nicht. Ich werde Jim anrufen und mich erkundigen.«

Keith sah auf seine Uhr. »Mist«, brummte er und ging rasch die Treppe hinauf. Zehn Minuten später war er wieder unten, nachdem er seine heutige Kluft durch Hochglanzschuhe und einen dunkelblauen Blazer ergänzt hatte.

Sie küssten sich flüchtig auf die Wange, dann verließ auch er das Haus. »Tschüss, Schatz«, rief sie.

Keith hob die Hand und sagte noch etwas, was sie aber nicht mehr mitbekam. Seine Worte wurden übertönt von

einem Geräusch, das sich wieder in ihrem Kopf breit machte, das Surren der Polaroidkamera, das sie diesmal nicht wieder vertreiben konnte, ganz gleich, wie sehr sie sich auch bemühte.

## ... Sechs

»Mr. Pellam.«

Lächelnd nahm Pellam die Hand des anderen und blickte sich um.

Hier sah es aus wie in einem schlechten Film – einem, der an Alan Lefkowitz' Qualitätsstreifen nie und nimmer herangereicht hätte. Pellam befand sich in einem kleinen, streng riechenden Büro im Rathaus. An der Wand ein Kalender mit Holzrahmen, in einem ausgetrockneten Blumentopf eine tote Pflanze, ein paar vergilbte Akten, eine Landkarte Stand 1964. Der Geruch nach bitterem, altem Kaffee, nach Papier und muffiger Pappe.

Und am Schreibtisch: ein Lokalpolitiker mit einem angespannten Grinsen, das so gar nicht zu ihm zu gehören schien.

»Sie sind der Bürgermeister. Ist das richtig?«

»Hank Moorhouse.« Silbergraues Haar, babyblauer Anzug, glänzend grünes Hemd und braungelb gestreifte Krawatte. Faltige Haut und Hängebacken. Blutunterlaufene Augen. »Bürgermeister und Gemeinderichter. Aber zunächst möchte ich sagen, wie Leid es mir tut, was mit Ihrem Freund passiert ist. Was kann ich denn für Sie tun?«

Unauffällig musterte Pellam die Am-Sonntag-habe-ich-eine-Besprechung-Aufmachung von Moorhouse. »Ich würde gerne den Bericht des Gerichtsmediziners über den Tod meines Freundes sehen. Der Deputy ...«

Pellam traute kaum seinen Augen, als er sah, dass der Bürgermeister nickte und seinen Blick über den Schreibtisch gleiten ließ. Unter einem Stapel Papier zog er

einen Ordner hervor. »Klar, Sir. Hier, bitte sehr!«

Pellam öffnete den Ordner. Gleich oben drauf lagen Bilder von Martys Leiche – aufgenommen an der Unfallstelle und später während der Autopsie. Der Anblick traf ihn wie ein elektrischer Schlag. Einen Moment lang schloss er die Augen, dann sah er in Moorhouses undurchdringliches Gesicht und schob die Fotos nach hinten, um den kurzen, schlecht getippten Bericht zu lesen.

Todesursache war Schock und Blutverlust aufgrund der starken Verbrennungen. Im Blut waren geringe Spuren von Alkohol, nicht aber von Drogen gefunden worden.

»Woher wollen Sie wissen, dass er wegen Drogen gestorben ist, wenn der Gerichtsmediziner keine nachgewiesen hat?«

Moorhouse lachte vorsichtig durch die Nase. »Das ist doch ganz einfach. Er wurde offensichtlich getötet, bevor er die Möglichkeit hatte, etwas zu sich zu nehmen.«

Pellam reichte die Akte zurück. »Ich würde gerne den Polizeibericht sehen, wenn das geht.«

»Tut mir Leid. Er ist nicht ...«

»... öffentlich.«

»Genau, Sir. Sie haben es erfasst«, sagte Moorhouse.

»Haben Sie in Betracht gezogen, dass man ihn vielleicht ermordet hat?«

»Das ist nicht meine Aufgabe, Sir. Der Sheriff und der Gerichtsmediziner legen das fest. Tom – er ist der Sheriff – ist ein oder zwei Tage lang nicht in der Stadt. Und was den Gerichtsmediziner betrifft, nun, was sagt Ihnen das hier?«

Moorhouse schlug mit der flachen Hand auf die Akte. »Der County-Arzt schien zu denken, dass die Sache

ziemlich eindeutig war.«

»Was ist mit den Genehmigungen?«, wollte Pellam wissen.

Moorhouse rutschte auf seinem grünen Kunstlederstuhl nach hinten. »Dazu brauchen Sie nicht zu mir zu kommen. Die stellt der Stadtdirektor aus.«

»Kann er das?«

»Ja. Hirsche kosten fünfundzwanzig. Bären sind geschützt. Gänse ...«

Pellam lächelte. »Ich habe gehört, dass Sie meiner Filmgesellschaft keine Absperrerlaubnis geben.«

»Ach, das meinen Sie. Stimmt.«

»Warum?«

Moorhouse zog ein Stück Klebeband von einem Halter, rollte es zusammen und begann darauf herumzukauen. »Ihr Freund – wenn er bei einem Autounfall getötet worden oder auf die Straße gerannt wäre, um ein kleines Mädchen zu retten, hätten wir für Sie die Fahnen gehisst und uns über Ihren Laden gefreut. Aber der Junge hat Crack geraucht ...«

»Er hat kein Crack geraucht. Das hat er noch nie. Ich bin monatelang mit ihm rumgereist.«

»Wir haben bei ihm Röhrchen mit Crack gefunden – und Marihuana.«

»Ich glaube nicht, dass es ihm gehörte.«

»Dann ist also jemand hingegangen und hat ein in Folie gewickeltes Päckchen mit Hasch in ein brennendes Fahrzeug geschmissen?«

»Wenn die Polizei das Päckchen dort gefunden hat, dann ist genau das passiert.«

»Was wollen Sie damit behaupten, Sir?«



Dieser Mann schien, ebenso wie die Sheriff-Deputies der Stadt, eine Menge aus diesem »Sir« rauszuholen. Jedes Mal, wenn er das Wort verwendete, schien es eine andere Bedeutung zu haben.

»Dass er keins bei sich haben konnte.«

»Und warum sind Sie sich so sicher?«

»Das bin ich einfach.«

»Tja, Sir, aber das ist eigentlich egal. Es liegt in unserem Ermessen, ob wir Genehmigungen ausstellen oder nicht. Wir haben uns entschieden, es nicht zu tun. Dazu gibt's nichts mehr zu sagen. Wir sind eine unabhängige Gemeinde.«

Pellam blinzelte und fragte sich, was um alles auf der Welt das bedeuten mochte.

»Ich will damit sagen, dass wir Ihren Film hier nicht brauchen, Sir. Wir sind nicht auf Ihr Hollywood-Geld angewiesen.«

»Ich habe nicht behauptet, dass Sie das sind.«

Moorhouse hielt die Hand nach oben. »So. Das war's dann. Es gibt dazu nichts mehr zu sagen.«

»Es scheint so.«

Die Hautlappen an Moorhouses Gesicht dehnten sich leicht, als er flüchtig lächelte. Er öffnete seinen Schreibtisch. »So, wir haben ein Ticket für Sie ... ha, ein Flugticket, kein Ticket wegen Falschparken.«

»Oh, ich werde aber gar nicht abreisen.«

»Sie werden nicht ...«

»... abreisen.«

»Aha, ich verstehe.«

»Ist doch richtig hübsch hier«, erklärte Pellam. »Das mit den Blättern und so.«

»Es kommen Touristen aus der ganzen Welt hierher.«

»Ist mir schon klar, warum.«

»Dann werden Sie sich also eine Weile die Blätter anschauen?«

»Na ja, ohne die Genehmigung ist mein Auftrag flöten. Dann kann ich genauso gut ein bisschen Urlaub machen.«

»Urlaub.« Er kaute auf dem Klebeband und zog die Augenbrauen ein winziges Stück näher zusammen. »Das ist ja wunderbar. Freut mich zu hören, dass unser kleines Örtchen Eindruck auf Sie gemacht hat. Äh, eins sollte ich noch erwähnen, nur zu Ihrem Vorteil. Wegen Ihrem Wohnwagen. Mit dem dürfen Sie zwischen zwei und sechs Uhr morgens nicht in der Stadt parken. Sonst fangen Sie sich noch ein Ticket ein, wissen Sie.« Seine Mundwinkel spannten sich zu einem hämischen Grinsen. »Eins fürs Falschparken, kein Flugticket.«

»Und ich wette, Sie sind hier wie ein Schießhund dahinter her.«

»Tom und seine Jungs tun ihr Bestes.«

Pellam ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen. »Der Wagen?«

»Der Wagen, Sir?«

Verdammt, ich muss lernen, wie man das sagt. *Sir, Sir, Sir, Sir* ... Hörte sich ziemlich zenmäßig an. Wie ein Mantra.

»Der Wagen, in dem Marty gesessen hatte. Derjenige, der verbrannt ist. Sie haben ihn doch noch in Verwahrung, oder?«

»Ich glaube, der wurde verkauft.«

»Nach zwei Tagen?«

»Schrotthandel.«

»Wie denn das?«

»Einen Wagen zu verkaufen ist gar nicht so schwer, Sir.«

»Aber es wird doch ein Verfahren geben, oder nicht? Man wird doch irgendwelche Ermittlungen anstellen.«

»Die polizeilichen Ermittlungen sind mit dem Bericht des Gerichtsmediziners abgeschlossen. Wenn Sie Ihre Neugier befriedigen wollen, müssen Sie zur Autovermietung.«

»Ganz herzlichen Dank für Ihre Hilfe ...« Pellam öffnete die Tür, drehte sich noch mal um und nickte. »Sir.«

Meg Torrens lauschte auf das vertraute Quietschen ihres Stuhls, als sie sich zurücklehnte. Es war der älteste Stuhl in diesem alten Büro, ein alter Lehrerstuhl aus Eiche mit einem komplizierten Federmechanismus unter einem Sitz, der von keinem Nachfolgemodell je übertroffen worden war.

»Wex, ich kann dir versprechen, kleinere Grundstücke für Einfamilienhäuser werden sie nicht durchgehen lassen«, sagte Meg. »Schließlich redest du vom Bürgerausschuss für Städteplanung von Cleary.«

Wexell Ambler saß ihr gegenüber und blickte unglücklich auf das Gutachten, das vor ihm lag.

Der morgendliche Tiefpunkt im Immobilienbüro Dutchess County Realty war auf seinem Höchststand. Im privaten Immobiliengeschäft waren die Abende und Samstage hektisch, obwohl dies ein Adjektiv war, das man, wie Meg mutmaßte, wohl kaum auf die Geschäftswelt von Cleary anwenden konnte, wenn man bei der Wahrheit bleiben wollte. Nein, nein, Mr. Pellam, in diesem Punkt haben Sie hundertprozentig Recht: Die

Menschen in Cleary sind wirklich nicht sehr beschäftigt. Waren sie nie und werden es nie sein. Das kleine Büro: voll gestellt mit drei Schreibtischen und nicht dazu passenden Stühlen, verkratzten Regalen, einem wilden Sammelsurium an Lampen, die ständig eingeschaltet waren, weil sich die Markise vor dem Fenster seit einem Jahr nicht mehr einfahren ließ. Als Schmuck dienten ein gelb werdender Ficus, einige primitive Bilder, die von der Tochter einer Immobilienmaklerin in der Grundschule gemalt worden waren, und eine riesige Karte von Cleary und Umgebung, auf der die Stadt eindrucksvoller aussah, als sie es in Wirklichkeit je sein würde.

Ambler drehte das Gutachten in verschiedene Richtungen, doch keine konnte seine Laune heben.

Wex Ambler war ein großer Mann – über einsneunzig. Schlank. Anfang fünfzig. Einige widerspenstige Büschel seines lichten Haars standen in alle Richtungen ab. Ständig ermahnte er sich, das Kinn seines langen Gesichts hoch zu halten; andernfalls würde die Haut darunter wie ein Lappen herunterhängen. Er spielte Golf, rannte drei Kilometer am Tag und war Mitglied des Stadtrats. Er glaubte, dass er der reichste Mensch von Cleary war – eine seiner wenigen Überzeugungen, die er mit dem überwiegenden Rest der Einwohner teilte. Ihm gehörte Foxwood, der einzige Apartmentkomplex in Cleary, und er war der erfolgreichste Landentwickler in diesem Teil des County. Schließlich waren Immobilien und der Tod eines vermögenden Verwandten die einzigen Möglichkeiten, mit denen ein Mensch in Cleary wirklich reich werden konnte.

Megs heutige Maklerkollegin, eine blonde Pferdenärrin namens Doris, hakte auf ihrer Aufgabenliste mit einem Stift mechanisch ein paar Punkte ab. »Ah, jaaa«, sagte sie jedes Mal. Meg warf ihrer unter Selbstbeweihräucherung

schier erstickenden Kollegin Doris einen verärgerten Blick zu, den diese aber nicht einmal ansatzweise bemerkte, und wandte sich wieder an Ambler.

»Sie sind nicht ...« – Ambler suchte nach einem Wort – »... progressiv.«

Meg lachte. Hast du das etwa jetzt erst herausgefunden, sagte ihr Gesicht.

Sie wusste, dass Ambler einer Reihe von Menschen – seiner Exfrau, seinen Gesellschaftern, selbst Fremden – gesagt hatte, dass sein Lebensziel nicht sei, riesige Berge von Geld anzuhäufen. Ihm habe es vielmehr der unternehmerische Prozess selbst angetan. Es sei ihm egal, was er tue, solange die Herausforderung stimme. Vom Prozess gehe mehr Faszination aus, und darin stecke mehr Leidenschaft als im Geld, das dabei verdient werde.

Trotzdem sagte er jetzt: »Der Unterschied für mich zwischen einem Grundstück von dreitausend Quadratmetern und einem von achttausend ...« – er sah auf und rechnete – »... macht etwa acht Millionen Dollar aus. Insgesamt. Für alle Grundstücke.«

»Aber das ist vor Steuern«, erwiderte sie mit ernstem Gesicht. Sie versuchte einen Witz zu machen.

Ambler war nicht aufgelegt dazu. »Eine Abänderung würde ewig dauern.«

»Das ist das beste Land nördlich der Stadt. Es ist ...«

»Meg.« Doris legte mit ihren Häkchen eine Pause ein.

»Schau mal, da ist er. Scheinst ihn ja gar nicht so arg zusammengequetscht zu haben.«

Sie blickte nach draußen, wo ein dünner Mann in Jeans die Main Street entlangging.

»Ist das ...?«, fragte Meg.

»Jau«, bestätigte Doris.

Ambler folgte ihm mit seinem Blick. »Wer?«

Doris wandte sich ihm aufgeregt zu. »Haben Sie nicht davon gehört? Der Mann von der Filmgesellschaft. Meg hat ihn mit ihrem Auto angefahren.« Nach einem kurzen Lächeln in Megs Richtung machte sie sich wieder an ihre Liste.

»Ich weiß, davon habe ich gehört«, sagte Ambler. »Ich habe gehört, du warst bei ihm im Hotel.«

Meg blinzelte. Doris riss den Kopf hoch, ließ schon wieder Häkchen Häkchen sein.

Ambler schüttelte den Kopf. »Ich meinte, bei ihm im Krankenhaus.«

Megs Lider flatterten. »Ich wollte sehen, wie es ihm geht.«

»Das hast du mir gar nicht gesagt«, beschwerte sich Doris.

»Hast du von seinem Partner gehört?«, fragte Meg.

»Nein«, antwortete Doris.

»Von dem Unfall?«, fuhr Meg fort.

»Was für ein Unfall?« Ambler sah sie an.

»Ich weiß nicht viel darüber. Nur, dass er Hasch geraucht hat und in die Luft geflogen ist. Wurde getötet dabei.«

»Mein Gott.« Doris war entsetzt. »Das Feuer im Park?«

»Genau das.«

Ambler sagte nichts, blickte nur aus dem Fenster.

»So ein Pech. Wissen Sie, Mr. Ambler, letzte Woche hat Meg nur noch davon geredet, dass sie versuchen wollte, einen Vorsprechtermin zu kriegen, als die Jungs hier aufgetaucht sind ...«

»Doris«, schnauzte Meg.

»Meg hat in Manhattan ein bisschen als Model gearbeitet«, fuhr Doris fort. »Sie war ein paar Mal in der *Vogue* und in der *Self*. Und in *Women's Day*.«

»Ich glaube, das wusste ich schon«, sagte Ambler.

Doris ließ sich nicht abwimmeln. »Ich weiß, dass du versucht hast, einen Vorsprechtermin zu kriegen, aber ...«

»Das reicht!«

»... ihn deswegen gleich zu überfahren, geht doch entschieden zu weit!«

Meg formte mit ihren Lippen ein »Miststück« zu Doris, die zurückzwinkerte und sich wieder ihren Häkchen widmete.

Ambler drehte seinen Kopf zum Fenster. Meg folgte seinem Blick, wo Pellam auf der anderen Straßenseite vor Marge's stand und den Deckel eines Styroporbechers mit Kaffee hob.

»Was macht er hier?«, fragte er.

»Sie haben nach Drehorten für einen Film gesucht«, erklärte Meg. »Er ist Location-Scout.«

»Nein, ich meine, warum ist er noch nicht verschwunden? Wenn sein Freund gestorben ist ...«

Doris meldete sich wieder zu Wort. »Also, ich habe mit Danny geredet, der nachmittags bei Marge's arbeitet. Er meinte, er hätte von Betty aus dem Rathaus gehört, dass er eine Weile hier bleibt.«

»Wirklich?«, fragten Meg und Ambler wie aus einem Munde.

»Das hat Betty Danny erzählt.«

»Dann werden sie den Film trotzdem machen?«, überlegte Ambler laut.

»Weiß nicht«, antwortete Doris.

Meg blickte durchs Fenster zu Pellam, vorbei an den spiegelverkehrten Buchstaben. »Hör mal, Wex«, sagte sie, ohne ihren Blick abzuwenden, »ich verstehe, was du sagen willst, aber die Grundstücke haben doch auch gewichtige Vorteile. Sie sind praktisch ganz eben, so dass du nichts ausgleichen musst. Und roden? Nur auf einem Viertel des ganzen Pakets stehen Bäume – Pinien, deren Wurzeln nicht tief in den Boden reichen. Um die brauchst du dich gar nicht zu kümmern, sofern du in der Nähe der Bäume keine Sickergruben anlegen willst.«

»Ich sage doch gar nicht, dass ich die Grundstücke nicht will. Ich sage nur, dass ich keine Aufteilung mit achttausend Quadratmetern will. Wenn ich das entscheiden könnte, würde ich zweitausend machen.«

Sie runzelte die Stirn. »Warum machst du nicht einfach Parzellen aus fünfzehn mal zwanzig Metern, brennst die Bäume ab, baggerst die Grundstücke um und stellst Schlackensteinhäuser drauf?« In ihrer Stimme schwang Ärger mit.

Beide merkten, dass sie zwar miteinander verhandelten, währenddessen aber aus dem Fenster schauten. Praktisch gleichzeitig drehten sie ihre Köpfe einander wieder zu. Ambler stand auf, Meg machte ein finsternes Gesicht. Sie überlegte, ob sie ihn beleidigt hatte. »Ich muss darüber nachdenken«, sagte er.

»Es gibt noch einen anderen Landentwickler, der interessiert ist«, meldete sich Doris zu Wort.

»Wen?«

»Ralph Weinberg.«

»Ach, der.« Ambler klang abschätzig. »Du würdest tatsächlich an einen ... an jemanden wie ihn verkaufen?«

»Sein Geld stinkt auch nicht mehr als das von anderen.«



Ambler schwieg einen Moment. »Ich kann jetzt nicht darüber nachdenken. Tut mir Leid.«

*TODESSTILLE/ BIG MOUNTAIN STUDIOS*

*AUFBLLENDE:*

*AUSSEN TAG – FRIEDHOF, BOLT'S CROSSING, NEW YORK*

*VORSPANN, Blick auf den Friedhof in VERSCHIEDENEN EINSTELLUNGEN. Ungleichmäßige Grabsteine aus Granit, abgeplatzt, zerbrochen und verwittert. Dürres Gras; mattes Licht, gespenstisch wie die Knochen unter der Erde.*

Pellam schob den Bourbon von sich fort und beugte sich über die Schreibmaschine.

Er war zum Beerdigungsinstitut gegangen, um die Überführung von Martys Leiche nach L. A. zu bezahlen, doch dafür hatte schon Alan Lefkowitz gesorgt. Ein paar Minuten hatte er schweigend im Hinterzimmer des Beerdigungsinstituts mit Marty verbracht. Hier hatte es eher wie in einer Lagerhalle ausgesehen. Er hatte etwas sagen wollen, doch ihm war nichts eingefallen. In einer kleinen Kapelle nebenan hatte er eine Bibel gefunden. Drei oder vier Minuten lang hatte er nach einer Stelle gesucht, die ihm vielleicht gefallen würde. Nichts passte. Er hatte die Bibel zurückgelegt, den glatten, schweren Sarg berührt und war zu seinem Winnebago zurückgegangen.

Abends. Der Wohnwagen schaukelte leicht in dem

kräftigen Wind, erinnerte Pellam an ein Boot, obwohl er in seinem Leben erst ein oder zwei Mal auf dem Wasser gewesen war. In seinem Magen grummelte es. Das Abendessen aus Schinken mit einer Soße aus Früchten, das er im Cedar Tap gegessen hatte, schien ihm nicht zu bekommen. Er wandte sich wieder seiner tragbaren Schreibmaschine, einem deutschen Fabrikat, zu und tippte drauflos.

*... Der Friedhof liegt oben auf einer Ebene, begrenzt auf einer Seite von einem Hügel, auf dem oben Tannen stehen. Auf der anderen Seite fällt das Gelände sanft zu einem Fluss hinab. Vom Fuß dieses Abhangs aus gelangt man in die Stadt. Dort steht eine alte Kanone, die, ebenso wie die Parkbänke, oft überlackiert wurde. Die Schaufenster sind farblos und stehen voll mit altem Kram, den keiner will, voll mit Haushaltswaren, die keiner braucht. Die Stadt hat etwas Bemerkenswertes zustande gebracht – sie hat die Müdigkeit in sich aufgenommen und in einen Treibstoff verwandelt, der tausend kleinstädtische Träume antreibt.*

*EINSTELLUNG: Ein Fahnenmast, der durch das im Wind gegen ihn schlagende Seil wie eine Glocke scheppert.*

*EINSTELLUNG: Ein röhrender Vierradantrieb mit blubberndem Auspuff, gefahren von einem JUNGEN MANN, der einer JUGENDLICHEN zugrinst. Er ist der typische Einwohner von Cleary: frech, eingebildet und hilfsbereit, solange man seiner Rasse angehört und von gleicher Abstammung ist. Wir FOLGEN dem Wagen zu ...*

*LANGE EINSTELLUNG: Ein Motorrad fährt langsam auf uns zu, gelenkt von einem Mann über dreißig. Er hat etwas*

*Bedrohliches. Er ...*

Die Autotür, die draußen zugeschlagen wurde, erschreckte ihn. Durch den Vorhang hindurch hatte er Licht gesehen, aber, in sein Schreiben vertieft, nicht bemerkt, dass sie nicht um die Kurve herum verschwunden waren.

»Hallo, Pellam, sind Sie da drin? Ich habe Licht gesehen.« Eine Frauenstimme.

Er öffnete die Tür.

»Hallo«, grüßte er und ließ Janine eintreten.

»Ich bin gerade vorbeigefahren ... wissen Sie.« Sie lachte, stellte eine Einkaufstasche auf den Tisch und sah sich kurz im Wohnwagen um. »Raten Sie mal, an was mich das erinnert. An ein Flugzeug.«

Und woran erinnerte ihn dieser Geruch? Sie hatte ihn mitgebracht. Er dachte an frisch gemähtes Gras. Er warf einen schnellen Blick nach draußen, schloss die Tür und verriegelte sie.

»Das ist der reine Luxus hier«, sagte er. »Die vom Studio sagen immer Klowagen dazu.«

»Warum das?«

»Darüber gibt's verschiedene Theorien. Aber ich will lieber auf keine genauer eingehen.«

»Hören Sie, ich habe von der Sache mit Ihrem Freund erfahren. Es tut mir echt Leid.«

»Danke.«

»Was ist passiert?«

Pellam glaubte, dass man auf Trauer, ebenso wie auf Freude, am besten mit einfachen Erklärungen einging.

»Autounfall.«

»Das ist so traurig. Und schrecklich.« Sie sah ihn an, als

meinte sie auch, was sie da sagte. Ob sie anfangen würde zu weinen? Er hoffte inständig, dass sie es nicht tun würde.

»Wissen Sie noch, was ich neulich über Cleary gesagt habe?«, fragte sie. »Im *Leader* liest man jede Woche von Autounfällen.« Janine musterte ihn und nickte in Richtung seines linken Oberschenkels. »Und wie geht's *Ihnen*?« Bei diesen Kleinstadtgerüchten konnte einem angst und bange werden – sie verbreiten sich schneller als Lauffeuer.

»Rechter Muskel. Falsches Bein. Wird schon wieder werden.«

In ihrer Stimme schwang kein Schmerz mehr mit; er war dankbar, dass sie ihn zum Ausdruck gebracht hatte, ohne ihre Gefühle übertrieben zur Schau zu stellen.

»Ich kann Sie massieren. Ich habe mal Rolfling gelernt.«

»Vielleicht später. Im Moment bin ich da ein bisschen empfindlich.«

Aufmerksam sah sie sich im Wohnwagen um, bis ihr Blick auf die einzige Dekoration fiel: ein Plakat vom New York Film Festival mit *Napoleon* von Abel Ganz. Immer wieder lachte sie leise vor sich hin, als ob alles Neue, das sie hier entdeckte, sie in Erstaunen versetzen würde.

»Ich habe gehört, der Film wird hier nicht mehr gedreht.«

»Stimmt.«

»Aber Sie bleiben?«

»Stimmt auch. Ich wurde rausgeschmissen.«

»Nein! Warum?«

»Das ist Hollywood.«

»Wie deprimierend.« Sie sah aber gar nicht richtig deprimiert aus, als sie ihn am Arm berührte. »Um den Film tut es mir Leid, aber um Sie bin ich froh.«

Darauf erwiderte er nichts.

Sie wartete ein paar Sekunden, dann ließ sie seinen Arm los und sah sich wieder um. »Kriegen Sie hier keine Platzangst?«

»Es ist gar nicht so schlecht.«

»Störe ich Sie auch nicht?« Als sie es sagte, machte sie es sich im selben Moment in der kleinen Essnische bequem.

Manchmal muss man diese Frage mit »Ja, Sie stören« beantworten, und manchmal mit »Nein«.

»Nein, überhaupt nicht«, sagte er.

»Ich habe Ihnen etwas Nachtschisch mitgebracht.«

»Nachtschisch?«

»Ich erinnere mich, dass Sie Nachtschisch mögen. Der Kuchen im Marge's. Als Sie mich getroffen haben, am Montag.« Ihre Augenbrauen hoben sich bei jedem Satz.

»Ich erinnere mich, ja.«

*Sie getroffen?*

»Ich hätte Sie warnen können. Aber mein Nachtschisch schmeckt immer.«

Sie holte die Sachen aus der Tasche – ein kleines Päckchen, sorgfältig in Folie eingewickelt. Als Nächstes eine Thermosflasche, zwei Becher, ein Glas Honig.

»Tee. Kräutertee. Hagebutte und Zitronengras. Ist sehr entspannend.« Sie öffnete die Folie. »Und Brownies.«

»Ah, Brownies.« Pellam betrachtete sie genauer, dann grinste er. »Moment. Sind das ...? Die sind nicht das, was sie zu sein scheinen?«

»M-hm. Sie schmecken ein bisschen bitter, aber so ist Peyotl nun mal. Doch sie sind es wert. Mann, ich sage Ihnen ... sie sind nicht so stark wie Thai-Sticks, aber man

will ja schließlich nicht mit einem Husten aufwachen. Haben Sie einen Teller?«

Er kramte im Schrank. »Plastik.«

»Schämen Sie sich. Einweggeschirr? Womit wird sich die Natur an Ihnen rächen?« Janine zerteilte die Brownies – sie hatte sogar ein Messer mitgebracht. Er probierte ein Stück. Es schmeckte bitter, und in seinem Mund blieben kleine durchfeuchtete Pflanzenstücke kleben. Der Tee war furchtbar, aber man brauchte ihn, um das Gras runterzuspülen.

»Honig?« Sie hielt das Glas hoch.

»Nein.« Er trank von dem Tee, schielte jedoch zur Whisky-Flasche hinüber. War in Versuchung. Aber er befürchtete, Janine könnte meinen, dass es ein widernatürliches Ende für eine Pflanze sei, Schnaps aus ihr zu brennen.

»Echt geil«, lobte er. Sie hatte ihr Stück schon aufgegessen, während er noch an seinem kaute.

Sie blickte auf seine Schreibmaschine. »Darf ich?« Sie zog sie zu sich heran und las konzentriert. Nach ein paar Minuten ließ sie wieder ihr überraschtes Lachen hören.

»Das ist ja fantastisch. Hört sich an wie ein Gedicht. Schreibt man so Drehbücher?«

»So schreibe *ich* Drehbücher.«

»Ich wusste nicht, dass Sie auch Autor sind.«

»Ich schreibe Drehbücher, die niemand liest, genauso wie ...« Er hielt inne. Er wollte sagen: genauso wie Sie Häuser anbieten, die niemand kauft. Guter Spruch, aber die falsche Frau.

»... wie jeder in Hollywood.«

»Ich verstehe. Aber wurden Sie nicht, äh, rausgeschmissen?«

»Das ist eben ein verrücktes Geschäft dort«, sagte er, ohne weitere Erklärungen zu geben.

Sie las noch ein Stück weiter. »Oh, Mann, Pellam, das ist Poesie.«

»Der Film ist gut, könnte aber noch viel besser sein. Außerdem kostet es schweinisch viel, ein Drehbuch bearbeiten zu lassen.«

»Wissen Sie, woran mich das erinnert?«

Renoir? Fellini? David Lynch?

»An wen?«, fragte Pellam nach.

»Khalil Gibran.«

Was? Pellam versuchte zu lächeln. War das nicht dieser Schnulzendichter? Pellam hatte nichts von ihm gelesen, aber seines Wissens gab es Postkarten mit seinen Versen.

Sie sah ihn mit großen Augen an. »Das meine ich ganz ehrlich.«

»Na ja, danke.«

»Die Beschreibungen sind fantastisch.«

»Ich glaube, das Setting in einem Film ist entscheidend«, erklärte er. »Wenn man ihn an einem anderen Ort dreht, kommt ein ganz anderer Film dabei raus. So, als würde man eine Hauptrolle nicht mit Denzel Washington, sondern mit Wesley Snipes besetzen. Gleicher Text, gleicher Regisseur, aber ein ganz anderer Film.«

Khalil Gibran?

»Wenn Sie so schreiben, warum arbeiten Sie dann bloß als Location-Scout?«

»Bloß?«

»Sie wissen, was ich meine.«

Er wusste tatsächlich, was sie meinte. »Mir gefällt es herumzureisen. Ich mag keine Besprechungen. Ich mag

Kalifornien nicht. Ich habe gar keinen Anzug ...«

»Das hört sich an, als würden Sie den Katechismus aufsagen.«

»*In nomine Zanuck et Goldwyn et spiritus Warner.*«

»Ha, ha. Gibt es eine Botschaft in dem Film?«

»Die PR-Abteilung würde sagen, es geht um Leidenschaft und Verrat. Hauptsächlich aber ist es eine Liebesgeschichte, denke ich.«

Sie blinzelte und leckte sich Honig von den rötlichen Fingern. »Sie denken?«

»Es lässt sich doch schwer definieren, was Liebe ist.« Pellam brach sich noch ein Stück von einem Brownie ab. Kein Summen, keine winzigen Menschen, die Watte in die Windungen seines Gehirns stopften. Er war enttäuscht.

Wieder begutachtete sie das Innere des Wohnwagens, zog Schubladen auf und nickte. »Das macht Ihnen doch nichts aus, oder?« Dann öffnete sie einen Schrank und zog einen Stapel alter Notizbücher heraus.

Rasch war er auf den Beinen und nahm sie ihr freundlich lachend aus der Hand.

»Hups, tut mir Leid«, sagte sie. »Ich bin wohl ein bisschen zu neugierig.«

Pellam lächelte und legte die Bücher zur Seite.

Einen Moment lang blickte sie ihn an. »Wissen Sie, dass ich heute genau daran gedacht habe? Sie kommen mir so furchtbar vertraut vor. Sie haben da so was ... Habe ich schon mal was über Sie gelesen?«

»Über mich?«

Janine schüttelte den Kopf. »Vielleicht in einem früheren Leben.« Es klang ganz ernsthaft.

Das hatte er schon einmal gehört.



Manchmal sagen sie: »Wir beide sind seelenverwandt.«

Manchmal fragen sie einfach: »Kann ich mit dir in dein Wohnmobil kommen?«

Manchmal sagen sie auch überhaupt nichts, sondern blicken einen nur mit hungrigen, verlangenden Augen an. Das sind die Schwierigsten.

»In einem früheren Leben, hä?«, meinte Pellam. »Vielleicht waren Sie Pionierin und ich Cowboy.« Er erzählte von seiner Verwandtschaft zu Wild Bill Hickok.

»Heiliger Bimbam, das ist ja furchtbar, Pellam – ein Revolverheld.«

»Sein Name war – das muss ich immer klarstellen – James Butler Hickok. Nicht William.« Blinzelnd sah er zu seinem Brownie hinüber. Das Stück schien zu schweben. Schnell brach er noch eine Ecke ab und schob sie sich in den Mund.

»Na ja, er war ...« Einen Augenblick machte sein Kopf Pause, bis er den Faden wieder gefunden hatte. »... ein Verwandter. Ich meine, ein Vorfahre. Mütterlicherseits.«

Janines Augen tanzten vor Begeisterung. Sie manövrierte ihre strammen Hüften hinter dem Tisch hervor und erhob sich. Wohin wollte sie? Im Wohnwagen gab es nicht viele Möglichkeiten. »War er derjenige mit der Wild-West-Show?«, fragte sie. »Mit Annie Oakley?«

»Nein, nein, nein – das war *Buffalo* Bill. William Cody. *Wild* Bill war ein Revolverheld. War schnell mit der Waffe und so. Genauso wie in den Filmen. *Buffalo* Bill hat ihn eine Weile für seine Show engagiert, aber er war kein besonders guter Unterhaltungskünstler. Er konnte gut Menschen erschießen. Ja, das war Wild Bill. Vielleicht kennen Sie ihn ja aus einem früheren Leben.«

»Oh, Ihre früheren Leben sind aber nicht mit denen Ihrer

Vorfahren gleichzusetzen. Aber vielleicht waren Sie ein Sheriff, der von Wild Bill getötet wurde, und Sie kamen zurück, um ...«

»Er hat keine Sheriffs getötet. Er war Scout und Bundesmarshal.«

»Gut, dann waren Sie eben ein Indianer, den er getötet hat. Oder ein Viehdieb. Vielleicht war ich eine Squaw. Und wir haben uns in der Vergangenheit ein paar Mal getroffen ...«

Pellam verlor den Faden völlig. Sie war hinten im Wohnmobil verschwunden. Gedämpft hörte er ihre Stimme.

»Das ist aber sehr bequem.« Pellam hörte, wie die Lampe am Bett eingeschaltet wurde. »Richtig gemütlich.«

»Denk ich auch.« Er stolperte unsicher in ihre Richtung.

»Vielleicht war ich der Liebhaber der Frau des Viehdiebs ...«

Mehr konnte er nicht sagen.

Janine lehnte sich zurück. Pellam merkte, dass er auf ihre Brüste starrte, was sie ebenfalls bemerkte. »Hübscher Anhänger. Selbst gemacht?« Er zeigte auf den Mond aus Silber mit einem schüchternen Frauengesicht.

Sie beugte sich vor und hielt ihm den Anhänger näher hin. Er versuchte seinen Blick darauf zu richten. »Geht in meinem Laden weg wie warme Semmeln.« Dann runzelte sie die Stirn.

»Was ist los?«, fragte Pellam überflüssigerweise.

»Na ja, ich komme her und bringe Brownies und Tee mit, und du forderst mich nicht einmal auf, es mir gemütlich zu machen.«

Er schaltete das Licht am Bett aus. Das kalte Licht des Mondes, das durch die Vorhänge schien, war fast so hell

wie die Lampe. »Tut mir Leid. Was kann ich für dich tun, um die Sache wieder gutzumachen?«

»Du könntest mir helfen, meine Stiefel auszuziehen.«

Sie hob ihr Bein. Mit der linken Hand fasste er ihre von der engen Jeans umspannte Wade, mit der rechten packte er den Absatz ihres Stiefels. Er senkte den Blick.

Sie trug Cowboy-Stiefel.

## ... Sieben

»Wie viele willst du?«, fragte Billy den Jungen.

»Nimm vier«, sagte Bobby, bevor er antworten konnte.

»Wie heißt du noch mal?«, fragte Billy.

»Ned. Ja gut, ich nehme vier.«

Der Pfannkuchen schlug Purzelbäume in der Luft wie der Knochen in *Odysee im Weltraum*, der sich in eine Raumstation verwandelt. Bobby hielt blitzschnell den beschichteten Pappteller in die Flugbahn, und der Pfannkuchen verwandelte sich in gar nichts, sondern ergänzte das Frühstück des Jungen aus Wurst, Eiern und Toast mit Butter.

»Das ist ja voll fett, ey.« Die Augen des jungen schnellten auf und ab und zogen die Bahn des Pfannkuchens nach.

Billy nickte in Richtung seines Bruders. »Niemand kann sie so toll rumwerfen wie Bobby.«

Noch ein Salto. Ned, ein strammer Bursche von siebzehn Jahren, würde fünf Pfannkuchen bekommen, nicht vier.

Bobby war gleichzeitig verlegen und stolz über das Lob. Er sagte nichts, sondern wischte sich nur die Hände an seiner Kiwani-Club-Schürze ab.

Billy und Bobby waren Zwillinge, fünfunddreißig Jahre alt, etwa gleich groß wie der Junge – knapp unter einsachtzig – und wogen vielleicht neunzig Kilo, waren aber weniger muskulös als er. Sie hatten einen ähnlichen Haarschnitt. Carnaby-Look: mit langem Pony. Jeweils eine Strähne wand sich um die Ohren und bildete eine Locke. Sie wuschen sich das Haar mit Teershampoo und rochen immer etwas nach Medizin. An diesem Tag trugen

sie Braun. Bobby hatte ein weißes Hemd an, weil er sich beim Kiwani-Club freiwillig gemeldet hatte, um das Frühstück zuzubereiten. Billy, der sich ohne besondere Aufgabe hier herumtrieb und immer gerade dort half, wo man ihn brauchte, trug ein beigefarbenes, kurzärmliges Hemd, bedruckt mit einem Muster, das nach einer Gliederkette aussah.

»Wie spät ist es?«, fragte er den Jungen, der auf seine große, leuchtende Uhr schaute. Geburtstagsgeschenk, dachte Billy.

»Fast elf.«

»Dann sind wir ja bald hier fertig«, stellte Bobby fest. Er überflog den Frühstücksraum – das Erdgeschoss der Ersten Presbyterkirche von Cleary – und deutete auf einen Tisch mit Papiertischdecke in der Nähe. »Warum setzt du dich nicht dort hin? Wir kommen gleich nach.«

»Ja, klar.« Ned drehte sein rundes, rot geschrubbtes Gesicht in die Richtung, in die sie zeigten.

Bobby bereitete für sich und seinen Bruder Teller mit Pfannkuchen und Würstchen vor, die Stapel beschmierte er mit Diätmargarine. Auf seinen Teller legte er ein paar Extrawürstchen und begoss das Ganze mit Sirup.

Quer durch den Raum fragte er Earl Gibson, den Direktor der Cleary Bank & Trust und Präsidenten des Kiwani-Clubs, ob es in Ordnung sei, wenn er aufhöre und sich etwas zum Essen nehme. Earl ging zu den Zwillingen und schüttelte ihnen kräftig die Hände. »Aber sicher!«, sagte er und dankte beiden für ihre gute Arbeit. »Kannst du mir nicht dein Pfannkuchen-Geheimnis verraten, Robert?«

Bobby zwinkerte dem Jungen zu. »Sie kriegen Sauerstoff und werden locker, wenn ich sie durch die Luft segeln lasse«, erklärte er.

»Er macht sie hervorragend, Mr. Gibson«, lobte Ned.

»He, Pfannkuchen-Mama, pass auf deinen schwarzen Hintern auf. Mein Bruder Bobby ist in der Stadt«, witzelte Billy.

Sie lachten, dann setzten sich die Zwillinge zu dem Jungen.

Die Zwillinge arbeiteten gerne ehrenamtlich. Sie waren Betreuer bei der *Little League* und arbeiteten regelmäßig beim *Cleary Boys' Club* und den *Future Farmers of America*. Am liebsten aber arbeiteten sie hier beim Herbst-Pfannkuchenfrühstück des Kiwani-Clubs, beim Sommergrillfest der Jay-Cees und, obwohl sie nicht verheiratet waren und keine Kinder hatten, beim Eltern-Lehrer-Verein, wo es zu essen gab, was gerade da war. Schließlich ging nichts über die Kombination aus Essen und Ehrenamt.

Ned gehörte zu den Jugendlichen, die sich ohne Probleme mit Erwachsenen unterhalten konnten, besonders solchen wie den Zwillingen, die sich mit Sport auskannten und sich nicht zu versnobt vorkamen, um hin und wieder einen Witz über Polacken oder die Periode und die Titten von Mädchen zu reißen. Der Junge hatte bereits zu einem weitschweifigen Monolog angesetzt, als Billy und Bobby sich schließlich ganz auf ihn konzentrierten.

»Oh, Mann, ich habe gehört, es muss ganz furchtbar gewesen sein. Sid ist ja irgendwie ein Trottel, aber manchmal ist er ganz in Ordnung. Also, Sid ist vorbeigefahren und hat die Wolke gesehen.«

»Wolke?«, fragte Billy nach, den Mund voll mit Pfannkuchen.

»Ja, eine Rauchwolke. Er sagt: »Sie war total schwarz.« Ich dachte, er sei völlig durchgedreht, Mann, echt. Ich sage: »Entschuldige, du, entschuldige mal, aber Benzin

brennt nicht schwarz.« Aber dann war mir klar, dass es die Reifen gewesen sein mussten. Hast du von dem illegalen Müllplatz drüben in Jersey gehört? Da waren so was wie eine Million Reifen. Sie haben Feuer gefangen, aber das konnte niemand löschen.«

»Das ist mir entgangen«, sagte Bobby und runzelte die Stirn. »Hast du davon gehört?«

»Nö, auch nicht«, gab Billy zurück.

»Ich bin also zum Park gegangen«, fuhr Ned fort. »Stan war da, ließ uns aber nicht allzu nahe rankommen. Ich meine, die Leiche war weg und so, aber der Wagen – den hätten ihr sehen sollen. Total verkohlt. Furchtbar!«

»Ich habe von überhaupt keinem Wagen gehört«, meinte Bobby. »Was ist passiert?«

»Der Kerl hat Freebase oder Crack geraucht. Au weia, der ist hochgegangen wie eine M80. Äh, was ist eigentlich Freebase?«

Bobby zuckte mit den Achseln, schob sich das letzte Stück seines Pfannkuchens rein und nahm sich einen halben vom Teller seines Bruders. »Ich weiß nicht.«

»Was ist mit dem Typen passiert, der den Wagen gefahren hat?«, fragte Bobby.

»Gegrillt. Wie dieses Würstchen.« Grinsend hielt Ned seine Wurst auf einer weißen Plastikgabel nach oben. Dann schob er das ganze Ding in seinen Mund und kaute langsam darauf herum.

»Das war doch der Typ von der Filmgesellschaft, oder?«

»Genau. Ich denke, damit sind die Chancen am Arsch, dass in Cleary ein Film gedreht wird«, mutmaßte Ned. »Der andere ist aber noch hier. Sein Kumpel.«

»Ich würde gerne mal in einem Film mitspielen«, sagte Billy.

»Ja, ihr beiden zusammen!« Ned klang begeistert. »Ich habe noch nie Zwillinge in einem Film gesehen.« Er wischte mit dem Finger Sirup von seinem Teller und leckte ihn langsam ab. »Das wäre voll fett, ey, in einem Film mitzuspielen. Aber wisst ihr, was mir Sorgen machen würde?«

»Nee, sag.«

»Denkt doch mal nach. In einer Liebesszene, ja? Irgendein Typ küsst Sharon Stone oder Kim Basinger oder so einen steilen Zahn, der kriegt doch einen Steifen, oder nicht?«

»Das kannst du laut sagen!«, meinte Bobby.

»Oh, Mann, das wäre total peinlich. Ich würde versuchen, an was anderes zu denken oder so, aber ich wette, ich würde trotzdem noch einen Steifen kriegen. Oh, Mann, und was wäre, wenn ich kommen würde, während ich sie küsse? Wo alle anderen zugucken? Gott, ich würde sterben.«

Die Zwillinge blickten einander an. Keiner von beiden sah aus, als würde er unter diesen Umständen sterben.

»Ich glaube, das wäre toll gewesen, wenn sie hier einen Film gedreht hätten«, sagte Billy. »Und dann rüber nach Osborne ins Multiplex gehen und sich die Main Street auf der Leinwand angucken.«

»Genau, und weißt du, was total geil wäre?«, fragte Ned.

»Wenn sie auf der Leinwand küssen, wisst ihr? Also, wenn das Mädchen dich küssen muss, egal, ob du ein Trottel bist oder nicht. Aber so steht's eben im Drehbuch. Ich würde sie also festhalten, und der Regisseur sagt: ›Film läuft‹ ...«

»Action«, warf Bobby ein.

»Ja, genau, ›Action‹, und dann würde ich ihr meine



Zunge reinschieben, ganz schnell, zack, einfach so! Und sie muss es sich gefallen lassen. Sie würde gucken müssen, als würde sie Spaß dran haben.«

»Aber dann würdest du einen Steifen kriegen«, meinte Billy. »Und es wäre dir peinlich.«

»Ist noch was übrig geblieben?«, fragte Billy.

»Wovon?« Ned lutschte an seiner Gabel.

»Vom Wagen.«

»Nur das Metall. Es war ganz verbeult und verkohlt, aber ...«

»Und wo ist er jetzt?«, wollte Billy wissen.

»Jimmy und ich wollten es uns anschauen«, antwortete Ned. »Er steht in Sillmans Werkstatt. Von denen hat er sich den Wagen geliehen.«

»Was ist er deiner Meinung nach wert?«, fragte Bobby.

»Wert? Der ist Totalschaden, Mann. Von der hinteren Hälfte ist nichts mehr übrig. Der Motor könnte noch in Ordnung sein.«

Bobby sah seinen Bruder an. »Vielleicht sollten wir mal einen Blick drauf werfen.«

»Könnte nicht schaden.«

»He, willst du noch mehr?«, fragte Bobby mit Blick auf Neds Teller.

»Geschlossen.« Ned zeigte zur Küche.

»Quatsch, für dich machen wir sie wieder auf.«

»Na ja, dann Pfannkuchen und Würstchen. Eier will ich keine mehr.«

»Kommt sofort«, sagte Bobby in dem Moment, als Billy das Gleiche sagen wollte.

Wexell Amblers Haus stand auf der Barlow Mountain

Road gleich südlich von Cleary. Das Grundstück dahinter fiel sanft zu einem kleinen Teich hin ab, der auf dem Stadtplan allerdings als richtiger See eingezeichnet war. Hundert Jahre zuvor wollte Samuel Bingham, der Hartford-Versicherungsmagnat, seine Frau an ihrem vierzigsten Geburtstag mit etwas überraschen, das sie noch nicht besaß. Dieser Vorsatz ließ nicht viele Möglichkeiten offen. Aber auf dem dreißig Hektar großen Grundstück gab es eine Senke, die ihn auf eine Idee brachte. Er ließ dreihundert Apfelbäume ausgraben und einen Bach aufstauen, der durchs Grundstück lief.

Das Ergebnis war ein flacher, vier Hektar großer See voller Unkraut, der jetzt von Häusern eingerahmt wurde, die wie das von Ambler im Kolonialstil errichtet waren – Amblers Haus aus dem Jahre 1746 war das älteste – und etwa eine halbe Million Dollar wert waren; dazwischen lagen einige modernere Gebäude, alles Grundstücke mit mindestens achttausend Quadratmetern. Amblers Exfrau hatte Landschaftsgärtnerin gespielt und die Grundstücke sauber und pflegeleicht gestaltet: mit pollenreichen Hemlocktannen, Azaleen, Rhododendron, Buchsbaum. Mit Tulpen und einjährigen Pflanzen hatte sie es irgendwann aufgegeben.

»Die verdammten Hirsche sollen sich ihre Vorspeise gefälligst woanders suchen«, hatte sie gekreischt.

Ambler stand am Rand des Teichs und schwang die Angelrute vor und zurück, um mit der winzigen künstlichen Fliege in den gelben Plastikring zu treffen, der zehn Meter von ihm entfernt auf dem Wasser schwamm. Jedes Mal, wenn er die biegsame Rute nach vorne schnellen ließ, kam er seinem Ziel sehr nahe, doch der böige Wind trieb die Fliege immer wieder zur Seite. Obwohl er sein ganzes Leben lang gejagt und beim Fischen meistens eine Angel mit Kurbel verwendet hatte,

hatte er erst vor einem Jahr mit dem Fliegenfischen begonnen und erfahren müssen, dass es tierisch schwer war. Doch er übte sich in Geduld und nahm erneut den Ring ins Visier, der durch seine gelbe Brille weiß aussah.

Hinter sich hörte er langsame Schritte. Sie waren absichtlich laut und, wie er vermutete, von einem Mann. Jemand trat fester auf als nötig, um auf sich aufmerksam zu machen. Er wollte Ambler nicht erschrecken.

Er blickte über die Schulter nach hinten zu dem jungen Mann. »Mark.«

»Hallo, Wex.«

Der Mann, Ende zwanzig und kräftig gebaut, trug Jeans, eine blaue Weste unter einer karierten Jacke und Schnürstiefel. Seine dünnen Lippen verzogen sich zu einem ernsten Lächeln, und sein sandfarbener Schnauzer darüber wirkte auf bescheidene Weise fromm. Trotz Bürstenhaarschnitt trug er einen Mittelscheitel. Steckte man ihn in einen Polyester-Anzug, sähe er aus wie ein typischer Supermarkt-Manager. Ambler mochte ihn nicht besonders; andererseits hatten sich in seiner Baufirma die Probleme mit der Arbeitsmoral und den Außenständen fast in nichts aufgelöst, seit er Mark eingestellt hatte.

Der Junge kaute Tabak. Ambler hoffte, er würde das widerliche Zeug ausspucken, damit er ihn runterputzen könnte. Doch er behielt den Priem im Mund wie ein Pitcher der New York Yankees und blickte glücklich über den See.

»Schon was gefangen?« Das war nur so als Einleitung dahingesagt. Schnapper, Schlangen und Algen waren die einzigen Lebewesen im See. Jeder wusste das.

»Noch nicht.«

»Ich habe mich umgehört. Scheinbar stimmt es. Was diesen Typen betrifft.«

»Er ist noch hier.«

»Ja, Sir.«

»Wozu?«

»Fragt Leute aus wegen seinem Freund, der getötet wurde.«

»Verdammt.«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, Wex.«

»Besteht die Möglichkeit, dass dich jemand gesehen hat?«

»Nein. Mit Sicherheit nicht.«

»Wie sicher?«

Mark war vollkommen geduldig. Es war komisch, wie ruhig und geduldig wirklich gefährliche Menschen sein konnten. »Niemand hat mich gesehen.«

»Als ich gehört habe, dass der Wagen ausgebrannt ist, dachte ich, das Zeug sei auch völlig zerstört.«

»Ich habe es in Folie eingewickelt. Es lag im Handschuhfach. Das hat vielleicht geholfen.«

»Geholfen? Was meinst du damit?«

»Ich meine nicht geholfen im positiven Sinn. Ich meine, dadurch wurde es nicht verbrannt. Habe halt Hasch und ein paar Crack-Ampullen reingepackt.«

»Es gibt doch wohl keine Möglichkeit, deinen Anruf beim Sheriff nachzuverfolgen?«, unterbrach ihn Ambler schnell, als wollte er die Einzelheiten nicht hören. »Vielleicht hat man das Gespräch aufgezeichnet.«

»Wex, Sie wissen doch, dass Tom gar nicht so ein Gerät hat. Außerdem war er sowieso gerade beim Frisör. Ich habe Gladys die Nachricht hinterlassen. Sie kennt meine Stimme nicht. Habe gesagt, dass ein paar von uns ihn gesehen hätten.«

»Ich hätte Moorhouse nicht drängen sollen, das Gelände umzupflügen.« Ambler fiel noch etwas anderes ein. »Was ist mit Fingerabdrücken?«

Darauf antwortete Mark nichts, sondern blickte nur auf die Reihe farbenprächtiger Bäume jenseits des Sees.

»Tut mir Leid«, entschuldigte sich Ambler. »Natürlich hast du dich darum gekümmert. Ich hatte nur gedacht, dieser Pellam sei abgehauen. Das macht mich richtig nervös.«

Die Fliege landete zu weit hinten und verfang sich im Schilf. »Mist«, schimpfte Ambler. Er zog sein kompliziertes Anglermesser mit Hakenlöser und Fischentschupper heraus, um die Leine durchzuschneiden, dachte dann aber, dass sich vielleicht eine Kanadagans darin verfangen könnte. Ambler trug L.L.-Bean-Schuhe für zweihundert Dollar. Er hatte keine Ahnung, wo seine Gummistiefel waren. Seufzend watete er ins Wasser, um die Leine zu lösen. Unter seinen Schuhen spürte er den weichen Matsch. Kleine Blasen stiegen um seine Beine herum auf.

»Soll ich das für Sie machen?«, fragte Mark.

»Nein.« Unsicher ging Ambler durchs Schilf, machte den Haken frei und stapfte langsam zum Ufer zurück. »Diese Art von Männern kenne ich.«

»Wen meinen Sie?«

»Den Mann von der Filmgesellschaft. Er geht erst, wenn er seine Antworten gefunden hat.« Wieder seufzte Ambler.

»Sie kennen ihn?«

»Ich kenne diesen Typ«, sagte er ungeduldig.

Mark blickte auf den See hinaus und nahm eine Gruppe von Gänsen ins Visier, die zur Landung ansetzten. Es war

ein sehnsüchtiger Blick – als wünschte er, er würde den Lauf seiner Schrotflinte auf einen Punkt drei Meter vor einem der Vögel ausrichten. »Möchten Sie, dass ich ihn im Auge behalte?«

»Ja, tu das.«

Ein Moment verging. Ein Schwan schwamm vorbei. Ambler wusste, dass sie gemeine Viecher waren, so schön sie auch sein mochten.

»Soll ich noch was anderes für Sie erledigen?«, fragte Mark schließlich.

Ambler sah ihn an, dann ließ er sich auf die Knie fallen und entwirrte die Angelschnur.

»Ist das hier der Laden, in dem Autos vermietet werden?«, fragte Pellam den jungen Mann.

Der Junge trug eine Arbeitshose und stand unter einem gelben Monte Carlo, der auf einer Tribüne aufgebockt war. In der Werkstatt gab es zwei Reparaturplätze und ein kleines Büro. Überall stank es nach Öl, Benzin und verbranntem Kaffee; Pellam hatte Tränen in den Augen vom Rauch.

»Ja, Sir.« Er wechselte gerade das Öl, und abgesehen von den dunklen Rändern unter seinen Fingernägeln schien kein einziger Schmutzfleck an ihm zu sein.

»Das scheinen Sie gut drauf zu haben, dass Sie noch so sauber sind.«

»So viel zu arbeiten brauche ich hier nicht.«

Pellam gähnte. Er war müde. Winnebago-Betten sind schmal, und Janine war ein großes Mädchen. Und eine fordernde Liebhaberin. Auch ein bisschen verzweifelt. Es hatte ihn genervt, dass sie immer wieder gesagt hatte, wie gerne sie Sex mit ihm mache und wie gut er sei. Er glaubte

nicht, dass Frauen in zwei Stunden zu so vielen Orgasmen fähig waren. Zumindest nicht in einer Winnebago-Koje.

Einmal war er mitten in der Nacht aufgewacht, als sie weinte. Er hatte sie gefragt, was los sei. Wütend hatte sie geantwortet, das würde er nicht verstehen. Er hatte das Gefühl gehabt, sie würde erwarten, er müsste sie zu einer Erklärung drängen, doch er war wieder eingeschlafen und erst um sieben aufgewacht. Da hatte sie bereits in dem kleinen Kühlschrank herumgekramt und war dabei gewesen, ein riesiges Omelette zu machen, das sie mit Heißhunger verschlungen und er aus Höflichkeit gegessen hatte.

»Sind Sie Sillman?«, fragte Pellam den jungen gepflegten Mann.

»Nein, Sir, ich arbeite nur hier.«

»Gibt es hier einen Sillman?«

»Ja, Sir, aber der ist in Florida.«

Pellam ging vorne an die Hebebühne und hielt wieder Ausschau nach dem Autowrack. Er war nicht sicher, ob er es sehen wollte. Doch das spielte keine Rolle, da er zwar eine Menge klappriger Wagen sah, aber kein verbranntes Wrack.

»Ich habe gehört, dass Sie den Wagen vermietet haben, der verbrannt ist. Sie wissen schon, der von neulich.«

»Oh, ja. Das war furchtbar.«

»Wissen Sie, was mit dem Wagen passiert ist?«

»Gestern war er noch hier. Stand draußen hinter der Werkstatt. Dann wurde er verkauft.«

»Verkauft?«

»Ja, Sir. Als Schrott.«

Und wieder dieses *Sir*. »Hat Ihnen denn niemand von der Versicherung gesagt, dass Sie das nicht tun sollen?«

»Mir?«

»Na ja, irgendjemandem eben.«

»Ich weiß nicht, Sir. Mir hat niemand gesagt, dass ich etwas nicht tun soll. Ich habe gehört, dass Mr. Sillman mit der Familie des Jungen einen Vergleich geschlossen hat. Hat ihnen eine Menge Geld bezahlt. Hunderttausend, habe ich gehört.«

Mann, für eine Stadt, in der es niemand eilig zu haben schien, wurden manche Dinge aber so richtig schnell erledigt.

»Warum sollte Sillman mit der Familie einen Vergleich schließen? Es hieß doch immer, der Fahrer sei selbst schuld gewesen.«

»Ich bin kein Anwalt, Sir. Nur der Mechaniker.«

»Wissen Sie, wer ihn gekauft hat?«, fragte Pellam.

»Nö.«

»Wer könnte es denn wissen?«

»Sillman. Er hat den Wagen verkauft.«

»Ich dachte, er ist in Florida.«

»Clearwater.«

»Aber Sie haben doch gesagt ...«

»Ach so, er ist erst heute Mittag geflogen.«

»Das ist alles, was Sie darüber wissen?«

»Das ist alles, Sir.«

»Und wann kommt Sillman zurück?«

»Vielleicht nächsten Monat.«

»Das ist zwar eine dumme Frage, aber Sie wissen nicht zufällig, wo ich ihn erreichen kann?«

»Clearwater ist eine große Stadt.«

»Wie schon gesagt, das war eine dumme Frage. Einen



Monat, hm? Macht er immer so lange frei?«

»Ja, macht er oft.«

»Diese Werkstatt ... muss ziemlich gut laufen, wenn jemand einen Monat Urlaub machen kann«, meinte Pellam.

»Sie würden sich wundern, Sir. Das ist übrigens ein hübsches Wohnmobil, das Sie da haben. Soll ich es voll tanken?«

»Heute nicht.«

Pellam ging hinüber zu den drei Männern, die hinten im nach Bier und Maische riechenden Hudson Inn Poker spielten. »Was dagegen, wenn ich mich dazusetze?«

Am Anfang waren sie ein bisschen ungemütlich, seine Tischgenossen. Dann spendierte Pellam die erste Runde Budweiser – in der *großen* Flasche. Dann die nächste, und am Tisch wurde die Stimmung etwas lockerer. Fred war am gesprächigsten. Fast siebzig, rotes, ledriges Gesicht. Er war kein Farmer gewesen, worauf man als Erstes getippt hätte, sondern hatte sein Leben lang bei der Eisenbahn gearbeitet und war vor zehn Jahren frühzeitig in Rente gegangen. Pete, Mitte vierzig, betrieb von seinem eineinhalbstöckigen Haus aus, das fast zwei Kilometer vor der Stadt lag, eine Versicherungsagentur. Noch bevor die nächsten Karten gegeben waren, hakte Pete bereits bei allem nach, was Pellam sagte. Pflichtete ihm viel zu oft bei und nickte kräftig. »Moment!«, sagte er immer und ließ Pellam wiederholen, was er gesagt hatte, um sicher zu sein, dass er auch alles richtig mitbekommen hatte. Der vierte in der Runde war Nick. Einundzwanzig und so gelangweilt, wie es in Cleary wohl sonst niemand sein konnte. Er verdrehte die Augen, sagte »Scheiß!« und verzog sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen, von

dem Pellam schließlich dachte, es sei wohl gar nicht so gemein, wie es aussah. Es gehörte einfach zu ihm wie seine Nase. Für Pellam war er ein Forschertyp. Ein erfolgreicher Verteidiger in der Football-Mannschaft der Highschool, der dazu neigte, Fett anzusetzen, sobald er auf dem Karrieretrip sein würde.

Fred erzählte den anderen, dass Pellam der Abkömmling eines berühmten Revolverhelden sei. »Wild Bill Hickok.«

Pellam schloss für einen Moment die Augen. »Woher zum Teufel weißt du das schon wieder?«

Fred zuckte mit den Schultern. Petes Augen weiteten sich noch ein paar Millimeter. »Heiliger Bimbam. Ich eröffne mit fünf«, sagte Nick.

Janine, natürlich. Es musste Janine gewesen sein. »Ich gehe mit und erhöhe um fünf«, sagte Pellam.

»He, den Film habe ich gesehen«, sagte Pete. »Wer hat da mitgespielt? Jimmy Stewart? Ich weiß nicht mehr. Er war einer der besten Schützen im Westen, dieser Wild Bill. Der klassische Revolverheld. Wen hat er erschossen? Ich weiß nicht mehr. Vielleicht Billy the Kid. Es war einfach nur ... unglaublich. Bei zehn gehe ich mit. Er hat 'ne Kugel in den Rücken gekriegt ... oh, he, tut mir Leid, Pellam.« Er blickte nach unten und wurde rot wegen seines Ausrutschers.

»Meine Güte, Pete, ich habe den Mann doch gar nicht gekannt.«

»Man weiß ja nie.«

»Geber geht bei zehn mit«, meldete Fred. »In den Rücken geschossen. He, Pellam, sitzt du deswegen mit dem Gesicht zur Tür?«

Er lachte. »Nein«, sagte er, verschwieg aber den eigentlichen Grund für die Wahl dieses Platzes, nämlich

dass er auf der anderen Straßenseite ins Büro der Dutchess Realty Company schauen konnte, wo sich die weiße Bluse von Meg Torrens verschwommen im trüben Licht absetzte. Er hatte sich gedacht, dass ihm eine Immobilienmaklerin am besten Bericht erstatten könnte über die verschiedenen Charaktere von Cleary – und wer etwas dagegen haben könnte, dass hier ein Film gedreht wird.

»In den Rücken geschossen? Mann, das war ein verdammt mieser Schuss«, sagte Nick und warf noch ein paar Chips in die Mitte. »Ich gehe mit.«

Sie spielten fast eine Stunde, in der Pellam nach und nach fünfzig Dollar verlor, den größten Teil davon an Fred.

Pete starrte ihn immer noch aufdringlich an, als Fred sagte: »Ha, Pellam, du bist doch ein alter Pokerspieler. Hast du schon mal einen Deadman auf der Hand gehabt?« Er wandte sich an Nick. »Weißt du, was das ist?«

»Was das ist? So was Furchtbares, dass es jeden umpustet? So was wie ein Royal Flush?«

»Das hatte Wild Bill auf der Hand, als er erschossen wurde. Full House mit Assen und Achtern. Hast du das schon mal gehabt, Pellam?« Fred stapelte seine reichhaltige Sammlung an verbeulten Chips.

»Kann mich nicht dran erinnern.«

Nick stand auf und ging aufs Klo. »Ich hab mal eine Frage«, meinte Pellam zu den anderen beiden. »Angenommen, ich hätte ein Autowrack. Wo würde ich das hier in der Gegend verkaufen?«

»Fährt es noch?«

»Nö, nur noch das Blech.«

Die beiden sahen sich an. »Da gibt's ein paar

Anlaufstellen«, antwortete Pete. »Ich würde zu Stan Grodsky's Schrotthof gehen, draußen auf der Route 9.«

»Er ist Polacke und beschießt dich«, hielt Fred dagegen.

Pete wurde wieder rot. »Er hat gefragt, wer Wracks kauft. Und Stan kauft Wracks.«

»Er wird dich beschießen«, wiederholte Fred.

»Einmal habe ich da ein gutes Geschäft gemacht«, meinte Pete.

»Sagst du.«

»Ja. Ich habe hundert Säcke Schnelltrockenzement zu je drei Dollar gekauft.«

»Aber das waren Säcke zu vierzig, nicht sechzig Pfund«, widersprach Fred. »Und wie viel war auf dem Boden verklumpt?«

»Nur ganz wenig.«

Fred lachte spöttisch.

Während Pellam die Adresse aufschrieb, zog Fred eine Grimasse. »Es gibt noch ein paar andere. Bill Shecker's Army & Navy, drüben auf der 106, etwa fünf Kilometer nördlich von hier.«

Pete dachte fieberhaft nach. »Ach ja, da gibt's auch noch die R&W. Die sind ebenfalls auf der Route 9.«

Fred nickte. »Genau, an die hab ich gar nicht gedacht.«

Nick kehrte zurück. Der Tisch stand voller brauner, glänzender Flaschen. Der Kellner räumte ein paar ab, dann setzten die vier Männer ihr Spiel fort. Pellam beobachtete Nick, der mit seinen dicken Händen die Karten verteilte.

Sie spielten weitere zwanzig Minuten. Dann bemerkte Pellam, wie sich auf der anderen Straßenseite etwas bewegte. Schwer zu sagen in dem Dämmerlicht, aber es hätte eine hübsche Blonde in weißer Bluse mit zu viel

Pfannkuchenschminke und einer hautfarbenen Strumpfhose sein können, die gerade ein Kleinstadt-Immobilienbüro abschloss. Er betrachtete die drei Buben auf seiner Hand, schob sie zusammen und erhob sich.

Die anderen sahen zu ihm hoch.

»Ich gebe mich geschlagen.«

»Ist schon schwer, sein Geld zu verlieren«, sagte Fred.

Nick machte ein finsternes Gesicht. Es war zu früh zum Gehen. Pellam brach die ungeschriebenen Gesetze unter Glückspielern. »Mach, was du willst.«

»Vielleicht komme ich morgen wieder vorbei.«

»Ja, komm mal wieder vorbei. Egal wann. Ich würde gerne deine Meinung über das hören, worüber wir vorhin geredet haben. Du weißt schon.«

Pellam hatte keine Ahnung. »Klar, 'n Abend, die Herren.«

Als er auf dem Bürgersteig war, hatte Meg ihr Büro abgeschlossen und machte sich auf den Weg zu ihrem Wagen.

Er merkte, dass jemand neben ihm war. Das überraschte ihn. Jemand griff seinen Arm.

Janine küsste ihn auf den Hals. »Ich bin's, Cecil B.« Sie presste seinen Oberarm gegen ihre Brust. »Ich habe gerade den Laden zugemacht und wollte bei dir am Wohnmobil vorbeischaun und Hallo sagen. Wie geht's dir?«

»Ganz gut«, antwortete Pellam, der sich zwang, nicht hinter Meg herzuschauen.

Sie zwickte ihn in den Oberschenkel, passte aber auf den blauen Fleck auf. »So schmerzempfindlich wie gestern scheinst du heute nicht zu sein.« Ein schüchternes Grinsen.

»Ich dachte mir, mein Lieber, du hast meine Wohnung

noch nicht gesehen. Wenn du vorbeikommst, mach ich dir was zum Abendessen. Ich würde sogar Fleisch machen, wenn du willst.«

»Wie wär's, wenn wir das verschieben? Ich muss ein Päckchen für mein Studio fertig machen. Muss die ganze Nacht arbeiten.«

»Morgen gehe ich zur Selbsterfahrungsgruppe und übermorgen zur Frauenkrisenintervention. Vielleicht kann ich ... oh, Mist, dann kommt mein Alter vorbei. Er will mir sein neues Motorrad zeigen ...« Sie trat einen Schritt zur Seite und begutachtete Pellams Gesicht. »He, du bist doch nicht etwa eifersüchtig?«

»Kein bisschen.«

»Braver Junge.« Sie ließ ihren Blick nicht von seinen Augen, dann beugte sie sich plötzlich vor und küsste ihn auf den Mund. Sie hatte die Lippen leicht geöffnet. Überrascht schreckte er einen Moment lang zurück, bevor er ihren Kuss erwiderte.

»Und am Samstag ist das Apfelfest, wo ich einen Stand habe. Wie wär's dann am Sonntag?«

»Klar. Gut.«

Wo war Meg? Er hatte sie aus den Augen verloren. Verdammt, warum hatte sie bloß eine schwarze Jacke angezogen? Er konnte sie nicht mehr sehen.

»Falls du Krämpfe kriegst, dann am besten in deiner rechten Hand«, sagte Janine und boxte Pellam spielerisch gegen den Kiefer. Knochen traf auf Knochen, und er blickte sie verständnislos an. »Und es wäre gut, wenn du mich nicht versetzen würdest. Mama mag das nämlich nicht.«

»Ja, meine Liebe.« Er lächelte und hoffte, dass sie seinen Sarkasmus bemerkt hatte.

Nicht weit entfernt heulte Megs Toyota auf. Pellam hörte den röhrenden Auspuff, dann sah er, wie der graue Wagen rückwärts vom Parkplatz fuhr. »Also, ich habe zwar keine Lust, aber ich mache mich trotzdem lieber an die Arbeit. Bis Sonntag also?«

»Ich mache den Laden um vier zu. Wie wär's, wenn ich bei dir im Wohnwagen vorbeikomme? Dann fahren wir zusammen zu mir.«

»Hört sich prima an.«

Er küsste sie auf die Wange und marschierte los Richtung Toyota, der jedoch eilig davonfuhr. Die Bremslichter leuchteten auf, als er scharf um die Ecke bog. Und dann war er verschwunden.

»Mist.«

Pellam ging langsamer, blieb stehen und machte schließlich kehrt Richtung Wohnmobil.

Und dachte über Schrottplätze nach.

Am Ende des verlassenen Straßenblocks bog er in die Seitenstraße, in der sein Winnebago stand.

Und dachte darüber nach, was er sich zum Essen besorgen könnte.

Und darüber ...

Beinahe wäre er in den Wagen hineingelaufen. Der kleine graue Toyota wartete am Straßenrand.

Als er seine Hände aufs Dach legte und sich zum Fenster hinunterbeugte, wo sie, den Blick starr geradeaus gerichtet, mit den Händen am Lenkrad saß, fragte sie: »Sind Sie allein?«

»Nö, Sie sind ja da.«

»Ich dachte, Sie seien vielleicht verabredet.«

»Verabredet?«

»Waren Sie nicht gerade unterwegs mit ...« Sie rang mit sich, bis die gehässige Seite gewann. »... Miss 1969?«

»Geschäfte«, meinte er nur.

»Ah, Geschäfte.«

»Wie wär's, wenn wir was trinken gehen?«

Er wusste, dass sie nein sagen würde, doch er war neugierig, in welcher Form sie es tun würde. Es gab tausend verschiedene Möglichkeiten, wie eine Frau zu einem Mann nein sagen kann, und alle haben eine andere Bedeutung.

»Geht nicht. Ich treffe mich heute Abend mit meinen Freundinnen. Bridge.«

»Wie wär's mit Poker? Ich kann schauen, ob sie uns da oben in der Bar mitspielen lassen.«

Sie lachte. Einen Moment lang schwiegen sie. »Ich wollte Ihnen sagen, dass es mir Leid tut um Ihren Freund. Ich habe von dem Unfall gehört.«

»Danke.«

»Ich wollte mich auch entschuldigen.«

Er hob eine Augenbraue.

»Wegen neulich, im Krankenhaus«, fügte sie hinzu.

»Quatsch, ich habe mich völlig daneben benommen«, wehrte Pellam ab. »Ich hasse Krankenhäuser. Da kriege ich immer schlechte Laune.«

»Nein ...« Sie betrachtete den Tachometer. »Ich war unverschämt.«

Ein Wagen mit frisiertem Motor rührte vorbei. Der Auspuff knallte, als er am Stoppschild langsamer fuhr und dann wieder beschleunigte.

»Da gibt's noch was«, sagte sie.

»Ja?« Er lächelte.



Meg schluckte und versuchte einen Schutzschild gegen den Flirt aufzubauen. »Sozusagen eine Aktion auf den letzten Drücker. Aber hätten Sie Lust, zum Abendessen vorbeizukommen?«

»Kochen Sie, wie Sie fahren?«

Sie blinzelte und suchte nach einer schlagfertigen Antwort. Er merkte, wie ihre Gedanken rasten. Doch sie entschied sich, nicht wieder die Geistreiche zu spielen. »Gegen acht. In dieser Gegend ist das schon unmöglich spät. Eigentlich ist das die Zeit, in der man ins Bett geht.«

»Ich bringe eine Flasche Wein mit.«

»Ist nicht nötig.«

»Kein Grund zur Sorge.«

Meg erklärte ihm den Weg. Er speicherte ihn in seinem Gehirn ab und wiederholte die Beschreibung laut. »Also, bis dann«, verabschiedete er sich grinsend. Er trat zurück, als sie das Gaspedal drückte und der Toyota abzischte. Der Gang war die ganze Zeit eingelegt gewesen, und sie hatte die Kupplung gedrückt – um notfalls für einen schnellen Abgang vorbereitet zu sein.

Meg blickte nach hinten und winkte, ohne zu lächeln. Dann verschwand sie in der Dunkelheit.

## **... Acht**

Meg Torrens verrührte den frischen Dill in der sauren Sahne und lauschte auf ihren Mann, der sich ein Stockwerk höher langsam bewegte.

Keith Torrens machte es Spaß, sich fürs Abendessen umzuziehen.

Dazu legte er seine Kleider aufs Bett. Das hatte er einmal in einem historischen Film gesehen. Jeder andere in Cleary, der sagt, er würde sich zum Abendessen umziehen, würde sich anhören wie ein Idiot. Oder witzig klingen wollen, während er eigentlich nur vorhatte, seine verschwitzten Klamotten auszuziehen. Doch Keith schien diese Art der Formalität angeboren zu sein. Meg fand es ganz reizend. Er mochte ein bisschen launisch und zu still sein, aber er war eine Forschernatur. Brillant. Anders als alle anderen.

Meg mochte gescheite Männer.

Sie mochte Männer, die auch auf Äußerlichkeiten achteten.

Sie mochte erfolgreiche Männer.

Und all das vereinte Keith in sich. Nie hatte sie jemanden kennen gelernt, der sich dem eigenen Geschäft mit solcher Hingabe widmete. Er hatte es immer haben wollen, sein eigenes Geschäft. Keith, der Träumer. Selbst als Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung bei Sandberg Pharmaceutical in der Nähe von Poughkeepsie – kein Job, den man gleich verteufeln musste, wie sie ihn unzählige Male erinnerte, wenn er voreilig kündigen wollte – war er besessen von dem Gedanken, selbständiger Unternehmer zu sein.

Zuerst hatte er nicht gewusst, wie er es anstellen sollte, hatte anfangs an eine Beraterfirma gedacht. Aber das hatte den Beigeschmack eines geschassten Mitarbeiters aus dem mittleren Management. Dann hatte er an ein Labor gedacht, das Forschungsaufträge entgegennimmt. Aber das war eher eine Sache für Versager und Akademiker und würde, was entscheidend war, Keith nicht das Einkommen verschaffen, das er ebenso hartnäckig anstrebte wie ein Firmenschild mit seinem Namen.

Doch eines Tages vor zwei Jahren war er nach Hause gekommen und hatte verkündet, er werde es jetzt tun.

»Was tun?«, hatte Meg unsicher gefragt.

»Ich kündige.«

»Das haben wir doch schon so oft besprochen«, hatte sie ihn erinnert.

»Dale hat das Geld.«

Keiths Freund von Sandberg und sein Geschäftspartner in spe.

»Wie viel Geld?«, hatte Meg nachgefragt.

»Genug.«

Und sie hatte gewusst, dass sie ihn nicht mehr davon abbringen konnte.

Mit einer Hypothek von hundertfünfundachtzigtausend Dollar, einem Sohn, der am Massachusetts Institute of Technology studieren wird, und einer Frau, die in einem guten Jahr zwölftausend Dollar an Provisionen einstrich, hatte Keith den Sprung gewagt.

In aufreibenden Achtzig-Stunden-Wochen hatten sich Keith und Dale mit Hilfe ihres Anwalts aus den engen Wettbewerbsklauseln von Sandberg freigekauft und ihre Firma eröffnet.

Es hatte sie ein bisschen geärgert, dass er sie nicht an

dem Geschäft beteiligt hatte. Nicht dass sie irgendwas mit der technischen Seite zu tun haben wollte – mit der Einrichtung der Fabrik, der Finanzierung oder der Einstellung von Mitarbeitern. Darin war sie nicht gut genug, das wusste sie selber. Aber sie dachte, sie wäre eine ziemlich gute Maklerin, und dass Keith das Firmengelände über einen anderen Immobilienmakler gekauft hatte, hatte ziemlich wehgetan. Eines Abends hatte sie sogar eine Nachricht von ihrem Konkurrenten, diesem Schwein, entgegengenommen.

Ein anderer Makler!

»Schatz«, hatte sie gesagt. »Das ist genau das, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Warum hast du mich nicht gefragt?«

Zuerst hatte er sie überrascht angeschaut, dann verzweifelt. Sie merkte, dass er überhaupt nicht daran gedacht hatte, sie darum zu bitten. Er hatte eingestanden, dass er die Sache wohl verpatzt hatte. Mit kläglichem Blick hatte er sich entschuldigt. Wie ein Junge, der den Muttertag vergessen hatte. Und voller Reue war. Sie hatte gelächelt und ihm verziehen.

Brillant. Aber manchmal kam er nicht auf das Nächstliegende. Das war richtig auffällig. Wie konnte jemand nur so sein?

Sam rauschte durch die Küche. »He, Mom, weißt du, warum es keine Dinosaurier mehr auf der Erde gibt? Ein Asteroid ist auf die Erde geknallt, und seine giftigen Gase haben sie alle getötet.« Er schnüffelte an der Soße. »Bäh.«

Und weg war er wieder.

Ist das wirklich so gewesen? Wie konnte es sein, dass alle Tiere auf dem ganzen Planeten auf einmal getötet wurden? Mussten wir mit der Evolution wieder von vorne anfangen? Vielleicht wäre die Zivilisation mehrere

Millionen Jahre weiter, wenn nicht ein einziger Asteroid  
...

Meg füllte die Schälchen mit der Soße und ordnete die Cracker auf dem Teller wie Blütenblätter. Als der Tisch gedeckt war, streifte sie durchs Erdgeschoss.

Sie hatte das Haus selbst eingerichtet. Tapeten von Laura Ashley – kleine blaue Blumen, wie mit der Spritzpistole aufgesprüht. Eine acht Zentimeter breite, burgunderfarbene Bordüre entlang der Wände unterhalb der Stuckverzierung. Webteppiche. Die meisten antiken Möbel hatte sie auf einmal gekauft, auf einer Auktion in Vermont. Zum Teil rustikaler Landhausstil, kümmerlich und übermalt, und ganz viel Viktorianisches. Und ein Badezimmer wie im Puff, dachte sie wieder. Das muss ich ändern. Überall Trockenblumen, Kränze, Vasen und Zierdeckchen. Im Wohnzimmer hingen Fotos aus dem neunzehnten Jahrhundert. Sie hatte sie in Cleary in einem Antiquitätenladen gekauft und auf sepiafarbenem Papier in alte Rahmen fassen lassen. Manchmal erzählte sie Besuchern, es seien Vorfahren von ihr, und erfand komplizierte Geschichten dazu.

Meg drehte das Licht der Wandleuchten herunter und ließ die romantische Stimmung auf sich wirken. Sie schüttelte den Kopf, drehte das Licht wieder hoch und ging die Treppe hinauf.

Keith saß auf dem Bett und polierte seine Schuhe. Dann unterzog er seine Mokassins einer Untersuchung, als wäre er Diamantschleifer.

Bis sie anfang, sich auszuziehen. Einer seiner glänzenden Schuhe fiel ihm fast aus der Hand. Er grinste.

»He, Junge«, warnte Meg. »In zwanzig Minuten kommt unser Gast. Den Gedanken kannst du dir abschminken.«

Er stellte die Schuhe auf den Boden, schlüpfte hinein,

gab ihr einen unschuldigen Kuss und verließ das Schlafzimmer. Meg warf ihre Kleider auf den Korb und schlüpfte in ihren Bademantel.

*Do Do a Do ...*

Sie ging ins Badezimmer.

*Don't Do a Don't ...*

Unter dem harten Wasserstrahl der Dusche, ihr Haar von einer durchsichtigen Haube mit traurig aussehenden Möwen geschützt, einem Weihnachtsgeschenk von Sam, fragte sie sich, was an diesem Abend wohl die *Don'ts* sein mochten.

Zwischen Meg und Keith hatte sich der Spruch zum geflügelten Wort entwickelt, nachdem sie ihm von einem Film erzählt hatte, den sie an der Highschool im Sexualkundeunterricht gesehen hatte. »*Don't Do a Don't and Do Do a Do*« war das Thema des Films gewesen, ein so spitzfindiger Euphemismus, mit dem vor sexuellen Risiken gewarnt worden war, dass sich keiner vorstellen konnte, was genau *die Don'ts* waren.

Die Neins des heutigen Abends waren: Rede nicht von dem Film, über den Tod seines Freundes, über Hollywood ...

Was zur Frage führte, warum sie ihn überhaupt eingeladen hatte.

Als sie aus der Dusche stieg, hörte sie die tröstlichen Töne, die ihr Mann von sich gab, als er ein Stockwerk tiefer durch die Endlosschleife der Fernsehprogramme zappte.

Sie legte einen schwarzen Angorapullover mit einem Stern aus Perlen über der linken Brust und eine schwarze Hose mit messerscharfer Bügelfalte zurecht, bevor sie sich an den Schminktisch setzte. Dort verteilte sie den

schweren Grundierungspuder auf dem Gesicht und begann, blauen Lidschatten aufzulegen. Mitten in der Bewegung hielt sie inne.

*Was ist so typisch Cleary-mäßiges an mir?*

Fünf Jahre, keine zehn, Mr. Pellam.

*Bzzzt.*

Meg ging ins Badezimmer und entfernte die Schminke mit einer Creme. Aus dem Frisiertisch zog sie eine neuere Ausgabe der *Vogue* heraus und blätterte in ihr herum.

»Hallöchen«, grüßte Pellam.

Meg war fest davon überzeugt, dass in Hollywood jeder Mann glaubte, der Gedanke, seiner Frau treu sein zu müssen, sei so abgedroschen, dass er sich in einem Klatschblatt als Schlagzeile gut machen würde. Doch Pellams schwacher Handschlag und unschuldiger Wangenkuss sagten ihr, dass sie in ihm eine Ausnahme gefunden haben könnte.

Seine Augen allerdings waren wie ein kleiner Spähtrupp, der ihr Gesicht erkundete. Beinahe musste sie lachen, als er herauszufinden versuchte, was an ihr an diesem Abend so anders war. Sie merkte, dass er sich für den französischen Zopf entschied.

Auch Keith begutachtete sie auf diese Weise. »Neuer Pullover, Schatz? Sieht super aus.« Er hatte ihn ihr vor zwei Jahren zu Weihnachten geschenkt.

Pellam trug schwarze Jeans und ein graues, bis oben hin zugeknöpftes Hemd ohne Krawatte, dazu eine schwarze Sportjacke.

Mit einem ständigen Lächeln auf den Lippen blickte er sich im Haus um und unterhielt sich mit Keith. »Sie sehen aus, als hätten Sie sich von dem kleinen Zusammenstoß –

entschuldigen Sie den Ausdruck – mit meiner Frau ganz gut erholt«, sagte Keith. »Man sollte in der Stadt eine Verordnung erlassen: Jeder muss Sturzhelme aufsetzen, sobald Meg fährt.«

»Schon gut, Männe«, sagte sie mit einem schiefen Lächeln. »Sollen wir mal über deine Stoßstangen reden? Sollen wir mal über deine Karosserien reden?«

Keith verdrehte die Augen. »Schon gut. Manchmal fahre auch ich irgendwo drauf.«

»Haben Sie gut hierher gefunden?«, fragte sie Pellam.

»Die Wegbeschreibung war perfekt.«

Keith sah zur Tür hinaus. »Oh, ein Winnebago?« Er trat auf die Veranda.

»Trautes Heim, Glück allein.« Zu Meg sagte Pellam:

»Hab Ihnen ein Geschenk mitgebracht.« Er reichte ihr eine kleine, flache Tüte. »Ach ja«, meinte er dann und reichte ihr dazu noch eine in Papier eingewickelte Flasche, die sich als einer ihrer bevorzugten Weine – ein Merlot – herausstellte.

Meg blickte auf die kleine Tüte. »Was ist das?«

Pellam zuckte mit den Achseln.

Sie öffnete die Tüte und musste lachen. »Liebling!«, rief sie und sah ihren Mann an. Pellam grinste. Sie hielt einen Autoaufkleber in die Höhe – »*So Many Pedestrians, So Little Time.*« – und summite die Melodie des 80er-Jahre-Hits vor sich hin.

Keith wollte sich schier ausschütten vor Lachen. »Der ist echt gut, Sir. Das ist sehr gut. Kommen Sie, ich zeige Ihnen das Haus.«

Meg blickte die Treppe hinauf. Ein kleines Gesicht schielte zwischen den Pfosten des Treppengeländers nach unten.



»Sam, komm runter.«

Ihr Sohn sprang die Treppe herunter.

Er ging direkt auf Pellam zu und streckte seine Hand aus:

»Einen schönen guten Abend.«

Megan war mächtig stolz auf ihren Sohn.

Pellam lächelte – vielleicht wegen der formellen Begrüßung, vielleicht auch wegen des festen Händedrucks. Meg wusste, dass kinderlose Männer und Frauen Kinder meistens für so etwas wie Haustiere hielten. Meg hatte hart mit ihrem Sohn gearbeitet. Er war höflich und direkt. Meg stellte die beiden einander vor. »Das ist mein Sohn Sam. Sam, das ist Mr. Pellam.«

»Komm mit nach oben, Sam«, schlug Keith vor. »Wir werden deine Hausaufgaben noch eine Weile verschieben, so dass du Mr. Pellam dein Zimmer zeigen kannst.«

»Ja!«, rief der Junge mit hoher Stimme.

Die Männer verschwanden nach oben.

Meg ging in die Küche und schenkte drei Gläser mit dem Wein ein, den Pellam mitgebracht hatte. Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas und betrachtete durchs Fenster den Winnebago. Sollte sie zu den anderen nach oben gehen?

Nein, irgendetwas in ihr sagte ihr, sie sollte hier bleiben.

Zehn Minuten später endete das Knarren des Fußbodens über ihr an der Treppe. Nächste Station der Besichtigungstour war Pellams Wohnmobil. Sam wollte schon aus der Tür hinausstürzen, doch Keith sorgte dafür, dass er seine Jacke anzog. Meg bot den Männern Wein an. Als Pellam sein Glas nahm, nickte er ihr mit einem Lächeln zu. Keith hingegen schüttelte den Kopf. »Ich warte bis nachher.« Am liebsten trank er harte Sachen.

Scotch.

»Mom, ich habe Mr. Pellam den Computer gezeigt, dann meine Diebstahlsicherung und den Metalldetektor ...«

»Er hat ihn selbst gebaut«, meinte Pellam. »Kann ich kaum glauben.«

»Dad hat geholfen«, räumte Sam ein.

»Aber nicht viel«, sagte Keith.

Gemeinsam gingen sie zur Tür. »Wir bekommen eine Führung durch den Winnebago«, erzählte Keith seiner Frau.

»Das Essen ist fertig«, sagte sie darauf.

»Schatz, das ist ein Winnebago«, widersprach er geduldig. Und ein Blick zu Sam sagte ihr, dass die Sache ein kalt gewordenes Abendessen wert sei.

Als sie auf die Veranda hinaustraten, fragte Sam: »He, Mr. Pellam, mögen Sie Bomben?«

»Ich hatte mit ein paar zu tun.«

»Hä?«

»Filme.«

Meg lachte.

»Irgendwann kann ich Ihnen vielleicht diese Übungsbomben zeigen«, fuhr Sam begeistert fort. »Die gibt's auf dem Schrottplatz. Sind echt toll. Mom will nicht, dass ich mir welche kaufe, aber ... wow, echt toll. Darf ich auf dem Fahrersitz sitzen?«

»Du darfst sogar auf die Hupe drücken«, meinte Pellam.

»Voll fett, ey.«

Am Tisch bot sich Pellam ein reichhaltiges Bild: Ossobuco, Püree aus Süßkartoffeln, Salat aus grünen Bohnen, Broccoli. Wie hatte sie das nur in den zwei

Stunden geschafft, nachdem sie ihn auf der Straße abgefangen hatte?

Sam war im Bett, Keith servierte, und Pellam sah sich immer noch um. Ihm war, als hätte er nie zuvor ein Haus gesehen.

Keith rückte seine Krawatte zurecht und hob sein Weinglas. »Auf meine wunderbare Frau und ihr hervorragendes Essen.«

Während des Essens unterhielten sie sich über dies und jenes. Über die Politik in Washington, den Smog in Los Angeles. Pellam fragte Keith, was er arbeitete.

»Ich bin Inhaber einer kleinen Firma, die rezeptfreie Arzneimittel herstellt. Hustensirup, Aspirin und solche Sachen.«

»Er ist viel zu bescheiden«, meldete sich Meg zu Wort. »Keith setzt Bristol-Meyers ziemlich hart zu. Es ist ein mühsamer Kampf, aber er kommt langsam ans Ziel.«

»Für uns Kleine ist es anstrengend. Aber ich liebe die Herausforderung. Das ist das Spannende daran, wenn man ein Geschäft aufzieht – der Wettbewerb.«

»Sind Sie eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung?«

»Ja. Das muss man sein bei den ganzen Klagen wegen Personenschaden. Die größten Gemeinkosten neben den Gehältern sind die Versicherungsbeiträge.«

»Haben Sie einen Partner?«

Schweigen. Meg stocherte auf ihrem Teller herum. Pellam hatte eine unangenehme Frage gestellt. »Dale Meyerhoff«, antwortete Keith schließlich. »Wir haben in einem pharmazeutischen Unternehmen in der Nähe von Poughkeepsie zusammengearbeitet. Er ist vor kurzem gestorben.«

»Gestorben? Oh, das tut mir Leid.«

»Autounfall«, erklärte Meg.

»Letztes Jahr. Es war ein ziemlicher Schock«, fuhr Keith fort.

Pellam merkte, dass sie den Verlust schon vor einiger Zeit verarbeitet hatten, aber dass sie sich nun wegen ihm, Pellam, unwohl fühlten – wohl aus Angst, dass es ihn an Marty erinnern könnte. »Dann sind Sie also jetzt für alles zuständig, oder?«

»Ich musste viel lernen«, meinte Keith. »Dale, mein Partner, war für den Verkauf und die Finanzen zuständig. Ich bin eigentlich nur Chemiker. Ein Wissenschaftler. Ein Trottel, sozusagen.«

»Das Studio, für das ich gearbeitet habe, hat mal einen Film über einen Chemiker gemacht.«

»Echt?« Keith lächelte. »Normalerweise kriegt man nur Filme über Polizisten, Monster und Privatschnüffler zu sehen.«

»Ich denke, es war kein richtiger Chemiker. Der Film hieß *Der Alchemist von Surrey*. Er wurde in England gedreht, bei uns in den Kinos aber kaum gezeigt.«

»Hexen und Zauberer also?«

»Alchimisten galten früher als Wissenschaftler«, erklärte Pellam. »Wir haben viel rumgeforcht. Blei in Gold verwandeln wird mit Transmutation bezeichnet. Wahre Alchimisten betreiben Sparygia.«

Meg überprüfte die Teller, schob die Schüsseln in Pellams Richtung, als seiner fast leer war. Keith schien von der Geschichte fasziniert zu sein und vergaß zu essen.

»Sparygia?«, fragte Meg nach.

»Es bedeutet, dass man aus Dingen, meistens Pflanzen, die Grundeigenschaften extrahiert«, erklärte Pellam. »Ein Alchemist versuchte also die Essenz von etwas zu finden,

und diese Essenz hatte Kräfte, die über die rein chemische Zusammensetzung des Materials hinausgingen.«

»Ich erinnere mich daran, hatte mal einen Kurs in Wissenschaftsgeschichte am MIT belegt. Wovon handelt der Film?«

»Er basierte auf einer wahren Geschichte. Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es in England einen reichen Mann namens James Price. Und wie viele andere reiche Leute damals, so hat auch er sich aus Liebhaberei mit Wissenschaft beschäftigt. Na ja, vielleicht war es ein bisschen mehr als Liebhaberei, da er zum Mitglied der Royal Society ernannt wurde. Irgendwie war er auch ein Spinner. Ein bisschen bizarr. Er hat sich ein Labor eingerichtet, draußen auf dem Land, bei sich zu Hause in Surrey. Er betreibt heimliche Forschungen, dann lässt er seine Freunde und Kollegen von der Royal Society in seinem Labor zusammenkommen, wo er was vorbereitet hat – die drei Grundbausteine der Alchimie: Quecksilber, Salpetersäure und Schwefel ...«

Keith lachte. »He, wissen Sie, was das ist?«

»Lass ihn weitererzählen«, drängte Meg.

»Was?« Pellam wusste nicht, was Keith meinte.

»Die Formel für ein Geschoss. Salpetersäure und Schwefel sind im Schießpulver, und das Knallquecksilber befindet sich in der Zündkapsel.«

Pellam lachte. »Das hätte ich damals schon wissen sollen. Das wäre eine schöne Metapher für den Film gewesen. Aber egal, Price hatte in abgedeckten Kisten noch ein paar andere Zutaten – irgendwas Geheimen. Er brachte also die ganzen Leute zusammen und veranstaltete einen großen Auftritt. Er sah aber furchtbar aus. Krank und bleich, erschöpft. Dann mischte er ein weißes Pulver mit den drei Grundstoffen zusammen und verwandelte sie

in einen Silberbarren. Dasselbe tat er mit einem roten Pulver und stellte Gold her. Die Metalle wurden von einem Gold- und Silberschmied geprüft und waren angeblich echt.«

»Dann hat er die Zutaten in einer Verkaufssendung im Spätprogramm angeboten und ein Vermögen verdient«, sagte Meg.

Keith bedeutete ihr zu schweigen.

»Aber genau hier fängt es an, interessant zu werden«, fuhr Pellam fort. »Price blieb bei der Alchimie und hat eine Menge Gold hergestellt, aber nach ein paar Monaten wurde er immer kränker. Als schließlich die Royal Society darauf bestand, dass er seine Experimente unter Beobachtung wiederholte, stimmte er zu. Eines Morgens fuhren drei Mitglieder der Gesellschaft zu ihm ins Labor. Price bat sie herein, bereitete seine Chemikalien vor und trank einen Becher mit Gift. Er starb vor ihren Augen – ohne zu verraten, woraus die Pulver bestanden.«

»Was war das?«, fragte Keith, der auf seinem Stuhl nach hinten kippte. »Ein Streich? Und deswegen musste er sich selbst umbringen?«

»Das haben wir offen gelassen. Es ist schwer, Filme zu drehen, die auf wahren Geschichten basieren. Man kann der Wahrheit nie gerecht werden.«

Das brachte Meg zum Lachen.

Keith warf Pellam einen argwöhnischen Blick zu. »Sie kommen mir irgendwie bekannt vor.«

»Echt?«, fragte Pellam.

»Waren Sie jemals berühmt?«

»Keith«, schimpfte Meg.

»Ja, in den Augen meiner Mutter«, antwortete Pellam.

Meg lachte, Keith schüttelte den Kopf. »Das wird mir

schon noch einfallen.« Noch einmal sah er Pellam an, als würde er ihn wiedererkennen, dann schien er den Gedanken fallen zu lassen und erzählte von seiner Firma und den neuen Produkten. Geschichten, die nur einen Geschäftsmann interessieren konnten. Pellam nickte und biss die Zähne zusammen, um sein Gähnen zu unterdrücken. Er war ganz froh, dass Keith kein Filmfan war und überhaupt nichts von dem Hollywood-Tratsch hören wollte. Andererseits war er äußerst langweilig. Pellam hörte kaum zu – bis er merkte, dass Keith über eine Frau redete, die er als Miss Woodstock bezeichnete, die das Sternzeichen sowie ein paar andere intime Einzelheiten von allen Männern der Stadt kannte. Meg beugte sich vor und zog mit einem schüchternen Lächeln Pellams Blick auf sich. Er wusste, worauf sie aus war, weswegen er seinen Blick auf Keith gerichtet hielt, bis sie in der Küche verschwand.

Ist das Weibervolk weg, kann man endlich über ernste Dinge reden. Keith senkte den Kopf. »Haben Sie mit dem Versicherungsvertreter geredet? Über den Unfall?«, fragte er.

»Noch nicht. Meg hat mir die Adresse gegeben. Der Arzt meinte, in ein paar Tagen werde er die Rechnung fertig haben. Er wollte noch auf die Rechnung vom Röntgenlabor warten.«

»Wenn Sie irgendwelche Probleme haben, kommen Sie ruhig zu mir.«

»Ja, vielen Dank.«

»Wie lange werden Sie in der Stadt bleiben?«

»So genau weiß ich das nicht. Ich ...«

Meg kam zurück. »Der Kaffee ist gleich fertig.« Sie setzte sich wieder.

»Erzählen Sie doch mal. Sind Sie verheiratet?«, fragte

Meg.

Das hatte er ihr doch schon erzählt. Im Krankenhaus. Vielleicht hatte sie die Frage wegen Keith gestellt, um zu zeigen, dass sie es noch nicht wusste. Es würde dann bedeuten, dass sie ein kleines Geheimnis miteinander teilten. Pellam begutachtete ihre Kleidung. Die Anstecknadel über ihrer Brust. Sie sah heute jünger aus. Das Make-up war besser. Vielleicht musste sie Makler-Tarnfarbe auftragen, wenn sie Häuser verkaufte.

Er merkte, dass er sie anstarrte, die Frage aber noch nicht beantwortet hatte.

»Nö«, sagte er. »Bin vor ein paar Jahren geschieden worden.«

»Stimmt ja. Das hatten Sie schon erzählt.«

Ach so, nur ein schlechtes Gedächtnis. Mehr nicht.

»Ich habe eine Freundin, mit der ich mich ab und zu treffe. Nichts Ernstes. Sie heißt Trudie.« Verdammt! Er hatte vergessen, sie anzurufen. Das würde er morgen machen. Endgültig.

Eine Eieruhr schellte in der Küche. Als Meg sich erhob, blickte Pellam wieder auf die Anstecknadel an ihrem Pullover. Dachte an Janines Anhänger. An ihre Brüste. Sie hatte einen Mond gehabt. Meg trug eine Sonne.

»Nachtsch«, verkündete Meg, als sie mit einem Tablett aus der Küche zurückkam.

»Bei Nachtschen ist Meg echt toll«, lobte Keith.

Sie stellte das Tablett ab.

»Brownies«, stellte Pellam fest.

»Mögen Sie Brownies?«, fragte sie.

»Kann gar nicht genug davon kriegen.«



Der beigefarbene Wagen fuhr vom Highway ab auf einen asphaltierten Parkplatz, der nach und nach in Kies überging.

Sleepy Hollow Motor Lodge.

»Wir sind da«, verkündete Billy.

Die Zwillinge stiegen aus, und Bobby schnappte sich eine große Tasche vom Rücksitz. »Heineken«, sagte er, stolz darauf, dass er im Land des Gennie Ale Importware gekauft hatte.

Sie atmeten tief ein. »Herbst. Ich liebe das«, sagte Bobby.

Billy sah auf seine Uhr. »Schon spät.«

Bobby ging an ihm vorbei und öffnete die Tür zu einem hässlichen, quadratischen Raum, der viel zu heiß und viel zu hell erleuchtet war.

Billy folgte ihm hinein. »Wie im Backofen«, sagte er und öffnete ein Fenster.

»Verdammt heiß. He.«

Keiner von beiden mochte das Hotel besonders. Billig, Plastikeinrichtung, schmierig. Es erinnerte sie an Brooklyn, wo sie geboren wurden, oder an Yonkers, wo sie bis zur Junior Highschool gelebt hatten, als ihr Vater von der Bäckerei Stella D'Oro gefeuert worden und mit der Familie nach Dutchess County umgezogen war. Er hatte, wie er behauptet hatte, einen Antiquitätenladen gekauft, der sich aber, wie die Jungs zu ihrer Freude feststellten, als ein Schrottplatz herausstellte.

Sie hatten die Highschool erfolgreich abgeschlossen. Bobby nur knapp, obwohl er der Captain im Schützenverein war. Billy hatte im Durchschnitt ganz gut abgeschnitten. Als ihr Vater starb, hatten sie das eineinhalbstöckige lindgrüne Haus samt Schrottplatz

geerbt, den sie nach sich selbst umbenannten: Robert und William. Sie hatten sich gegenseitig versprochen, nur Zwillinge zu heiraten, wodurch das heiratsfähige Material in Dutchess County sehr dezimiert wurde und ihr gesellschaftliches Leben sehr begrenzt war.

Sie hatten noch ein paar andere Geschäfte am Laufen, die sie alle paar Wochen nach New York führten. Doch immer waren sie froh, wenn sie wieder in ihr Haus fuhren – auf einem Gelände, das zufällig eines der ersten war, die Wex Ambler in Cleary erschlossen hatte. Es war ein hübsches Haus. Groß und voller Dinge, die sie liebten – dunkle Stillleben mit toten Vögeln und Kaninchen, Drucke von springenden Fischen, geschnitzte Holzfiguren von Pferden und Bären und eine Sammlung von Modellfahrzeugen. Die beiden teuren Liegesessel standen direkt vor einem riesigen Stereofernsehgerät. In Reichweite von Billys Sessel stand eine Mikrowelle, mit der sich während der Quiz- und Talksendungen hervorragend Nachos und Chili aufwärmen ließen.

Ein perfektes Zuhause für zwei allein stehende Männer.

Und genau das, was dieses schmutzige Hotel nicht war.

Billy merkte man seinen Ekel an, als er im Badezimmer auf ein Silberfischchen trat.

Sein Bruder zuckte mit den Achseln. »Uns bleibt nicht viel anderes übrig. Wir haben keine andere Möglichkeit.«

»Das heißt aber nicht, dass ich das hier mögen muss.«

Bobby zuckte mit den Schultern, womit er eine Art widerstrebender Zustimmung signalisierte. Dann setzte er sich aufs Bett und öffnete zwei Dosen Bier, die die Zwillinge auf einen Zug leerten. Billy schaltete den Fernseher ein, schimpfte, weil die Fernbedienung kaputt war.

Fünf Minuten später klopfte es an der Tür.

Billy öffnete. Ned, der Junge vom Pfannkuchenfrühstück, stand dort in Jeans, T-Shirt und einer Jacke der Football-Mannschaft von der Uni.

»Ned, he, wie geht's. Komm rein.«

»Hallo, ihr zwei. Was ist los?«

»Noch nichts«, lachte Bobby, der mit seiner Antwort eine Millisekunde schneller war als Billy.

Ned verstand den Witz nicht und runzelte die Stirn.

»Irgendwie heiß hier«, sagte er.

»Ja, ein bisschen. Komisches Wetter.«

»He, ist ja richtig hübsch hier. Total.« Ned schaute sich um.

Die Zwillinge blickten sich schief an, während Ned die braunen und orangefarbenen Plüschbezüge, die braunen Furniermöbel und die an die Wände getackerten Blumenbilder betrachtete. Er sah aus, als würde er den großen Ballsaal in einem Hotel auf der Fifth Avenue bewundern.

Sie öffneten die nächsten Bierdosen und schalteten zu einer Wiederholung der *Bill Cosby Show* um.

»Hier ist er ja ziemlich dumm«, stellte Bobby fest.

»Cosby, meine ich. Er zieht nur Grimassen für die Kamera und zählt sein Geld. In *Tennisschläger und Kanonen* hat er mir besser gefallen. Da war er ein echter Schauspieler.«

»Den habe ich nie gesehen«, sagte der Junge.

»Der lief auch vor deiner Zeit. Da waren diese beiden CIA-Agenten. Ein Weißer, das war Robert Cummings ...«

»Culp«, korrigierte ihn Billy.

»Robert Culp, richtig. Und Bill Cosby. Mann, war das

ein geiler Film. Die kannten sich aus mit Karate.«

»Klar, aber in der Episode hier spielt Lisa Bonet mit«, stellte Bobby fest.

»He, Ned, würdest du einen Steifen kriegen, wenn du Lisa Bonet küssen würdest?«, rief Billy.

»Ich krieg schon einen Steifen, wenn ich sie nur sehe.«

»Ist tierisch heiß hier drin«, sagte Billy. Er zog sein Hemd aus – darunter trug er ein ärmelloses Unterhemd – und wischte sich damit den Schweiß vom Gesicht. »He, Ned, du bist doch ein starker Junge. Schau doch mal, ob du nicht die Temperatur etwas runterkriegst.«

Der Junge zog seine rotweiße Jacke aus und warf sie aufs Bett. Fünf Minuten kämpfte er mit dem Drehknopf der Klimaanlage, bis er puterrot im Gesicht war.

»Mist, ist eingerostet.«

»Ach, vergiss es«, meinte Bobby. »Dann schwitzen wir einfach.« Er knöpfte sich sein Hemd – er trug nichts darunter – bis zum Bauchnabel auf und wedelte mit dem Stoff, um sich Kühlung zu verschaffen. Die Zwillinge ließen sich in die beiden Sessel fallen. Ned wollte sich gerade auf den Boden setzen. »Ne, ne, du kriegst den Ehrenplatz«, sagte Billy und nickte in Richtung des Bettes. Ned ließ sich auf die schwabbelige Matratze plumpsen. Bobby reichte ihm noch eine Dose Bier, dann schauten sie eine halbe Stunde Fernsehen.

»He, willst du mal was probieren«, fragte Bobby schließlich.

»Denke schon. Weiß nicht«, meinte Ned.

Bobby zog einen Umschlag aus der Tasche und schüttelte ihn. »Überraschung.«

»Was ist das?«, wollte Ned wissen.

Bobby öffnete den Umschlag und zeigte dem Jungen,

was drin war.

»Verdammt, was ist das?«

In der Tüte befanden sich zwei Dutzend Teile, die wie Pfefferminzstangen aussahen.

»Sie sind süß«, lockte Bobby.

Billy schüttelte leicht den Umschlag, bis drei oder vier Teile auf Neds Hand gerutscht waren. Ned hob die Hand und schnüffelte daran.

»Die riechen aber nicht nach viel.«

»Genau.«

»Werden wir jetzt hier so dämliche Bonbons essen?«

»Klar, warum nicht?«

Billy und Bobby nahmen jeder eins. Der Junge hob die Hand an seine Lippen, doch die Zwillinge berührten sein Handgelenk. Billy von rechts, Bobby von links. »Oh-oh. Nur eins auf einmal.«

»Hä?«

»Nur eins.«

Der Junge ließ die anderen zurück in den Umschlag gleiten, steckte sich eins in den Mund und kaute langsam.

»Ist ja tatsächlich süß. Das ist ...« Er brach mitten im Satz ab. Dann riss er die Augen weit auf, gleich darauf sanken seine Lider herab. »Mann«, flüsterte er. »Das ist ja voll geil, ey.« Mit einem blöden Grinsen rieb er sich über die Ohren, als wären sie verstopft. »Oh, Mist, was ist das?« Seine Worte gingen in ein Kichern über. »Mann. Hervorragend.«

Sie wussten, was passierte – es war, als würden seine Gehirnwindungen mit Watte ausgefüllt werden, als würde sich eine Wärme über ihn legen, ein Gefühl, das von den Fingerspitzen ausging und sich über die Haut ausbreitete,

als würde sich eine Frau langsam auf deinen Körper legen, sich zu einer warmen Flüssigkeit auflösen, dahinfließen, verschmelzen ...

»Geht's dir gut?«, fragte Bobby.

Der Junge kicherte. »Oh, Mann.« Er öffnete den Mund und atmete ein, als würde er die Luft kosten.

Billy erhaschte den Blick seines Bruders. Sie nickten sich leicht zu. Bobby verschloss den Umschlag und schob ihn dem Jungen in die Hosentasche, wo er seine Hand viel länger verweilen ließ als nötig.

## **... Neun**

Der Dritte auf der Liste.

Er stand vor der R&W Trading Post auf der Route 9, den ihm die Pokerbrüder genannt hatten. Es war neun Uhr vormittags, und ein kaum noch lesbares Schild versprach, dass der Laden geöffnet habe.

Pellam stellte sein Wohnmobil auf dem kleinen Parkplatz ab und ging am unbefestigten Seitenstreifen der Straße entlang, der mit platt getretenen Bierdosen und Junkfood-Verpackungen übersät war. Hin und wieder raste ein Pkw oder ein Pick-up vorbei, und er spürte den Sog ihres Fahrtwindes.

Das Gelände der Firma Trading Post erstreckte sich hinter einem grauen, schadhaften Palisadenzaun, der mit einigen derjenigen alten Gegenstände dekoriert war, mit denen hier gehandelt wurde: ein verrostetes Schild von »Mobil Oil«, ein Holzpfeiler in Form eines schwarzen Jockeys zum Anbinden von Pferden, ein gesprungenes Wagenrad, ein altes Whisky-Fass, eine vorsintflutliche Schubkarre, ein Dutzend Radkappen, eine verbogene Pflugschar, eine ölverschmierte Nähmaschine mit Tretantrieb. Wenn R&W seine besten Stücke hier zur Schau stellte, war Pellam nicht besonders scharf darauf herauszufinden, was hinter dem Zaun lag.

Aber das interessierte ihn sowieso nicht. Er war bereits auf das fixiert, was am anderen Ende des Schrottplatzes stand, wo das Maschendrahtgatter zu den Geheimnissen von Trading Post führte: den Mietwagen, mit dem Marty in den Tod gerissen worden war.

Vor dem Zaun stand eine kleine Hütte, die gefährlich

nach links geneigt war wie in einem Wildwest-Comic. Als auf Pellams Klopfen niemand antwortete, ging er zu den Überbleibseln des Wagens hinüber.

Das Wrack war unheimlich, wie es solche Wracks immer sind – die schönste Limousine kann einem Angst einjagen, wenn sie ihren Glanz verloren hat, wenn die Karosserie völlig verzogen und das Metall gerissen ist. Der vordere Teil war noch ziemlich intakt, doch an der Hinterseite war der Lack gesprungen oder vollständig abgeplatzt, und das Plastik war geschmolzen und hatte einen schwarzen Belag gebildet. Pellam sah, dass der Benzintank explodiert war. Das Metall ragte gezackt nach außen wie zerrissene Folie. Im Innern des Wagens waren von den Sitzen nur noch die Federn und ein oder zwei Teile der Polsterung übrig, die wie verbranntes Haar aussahen.

Dann entdeckte er die Löcher.

Zuerst war er sich nicht sicher – es gab so viele Löcher im Wagen. Teile, wo das Metall einfach durchgebrannt war, Kerben und dreieckige Einschnitte, wo sich Teile des Tanks wie die Bleikugeln eines Schrapnells hindurchgebohrt hatten. Doch als er sich bückte und sich das Metall genauer ansah, fand er zwei Löcher, die runder waren als die anderen und etwa acht Millimeter Durchmesser hatten. Genau die Größe einer Kugel vom Kaliber .30 oder .303 – was nicht hieß, dass nicht irgendein Jäger oder ein paar Kinder für die Löcher gesorgt haben konnten, nachdem sie das Wrack gefunden hatten. Pellam selbst hatte sich ein paar schöne Nachmittage gegönnt, als er heimlich mit dem Colt Automatic .45 seines Vaters und einem herrenlosen Chevrolet-Pick-up Baujahr 1954 seine Bonnie-and-Clyde-Spielchen getrieben hatte. Aber dennoch ...

»Kann ich Ihnen helfen?«



Pellam erhob sich langsam und drehte sich um.

Der Mann war über dreißig, trug einen Cowboy-Hut, und unter seinem Overall zeichnete sich der Ansatz eines Bauches ab. Er hatte ein Mondgesicht, darüber eine seltsam geschnittene Ponyfrisur.

»Hallo«, grüßte Pellam.

»Ebenso.« Der Mann grinste. Seine ölverschmierten Hände wischte er vergeblich an einem Knäuel Papierhandtücher ab.

»Sind Sie der Inhaber?«

»Ja. Ich bin der R im R&W. Robert. Na ja, aber eigentlich nennen mich alle Bobby.«

»Sie haben eine Menge interessantes Zeug hier, Bobby.«

»Ja. War früher mal alles nur von der Armee und Marine, aber die Umsätze sind nicht mehr das, was sie mal waren.«

»Echt?«, fragte Pellam.

»So wie früher läuft's nicht mehr. Der Laden gehörte vorher meinem Vater, er hatte von der Armee ein paar schöne Stücke gekauft: Kompass, Jeep-Teile, Räder, Kleider, Sachen aus dem Zweiten Weltkrieg und so, Gewehre: Bayonet, Garand, M-1. Originale, meine ich. Ich meine, mit Kreosot geschmiert und Originalverpackung aus Ölpapier.«

Sein Blick wanderte zum Autowrack. »Ich habe bessere Reifen da, wenn Sie interessiert sind.«

»Nö, hab das Wrack nur zufällig gesehen.«

»Habe ihn aus einer Werkstatt drüben in Cleary gekauft. Hundert Dollar. Unter der Haube ist noch einiges, was ich vielleicht noch verwenden kann, dann verkaufe ich den Rest als Schrott. Könnte dreihundert einbringen ... aber wenn Sie nicht an einem Fahrzeug interessiert sind,

wonach suchen Sie dann?«

»Ich schaue mich nur um.«

»Sie sind aber nicht von hier«, meinte Bobby. »Ihr Akzent hört sich allerdings irgendwie vertraut an.«

»Ich stamme ursprünglich aus Simmons. Sind nur achtzig Kilometer von hier.«

»Ein Cousin von mir wohnt dort.« Bobby ging zu seiner Hütte. »Wenn Sie Hilfe brauchen, rufen Sie nur. Ich schreibe nirgends Preise drauf, das ist zu viel Stress. Aber wenn Sie was sehen, das Ihnen gefällt, werden wir uns schon einigen. Ich höre mir alle vernünftigen Angebote an.«

»Werde ich nicht vergessen.«

»Wenn man die Sachen zu hoch auspreist, wollen es die Leute nicht kaufen«, erklärte Bobby. »Das Geld klingelt erst in der Kasse, wenn es zum Verkauf gekommen ist.«

»Gute Philosophie.«

Diesmal war es der Sheriff höchstpersönlich.

Pellam hatte seinen Fuß noch nicht auf die Main Street gesetzt, als er bereits neben ihm stand. Er roch nach Old Spice oder einem anderen billigen Rasierwasser aus der Drogerie. Anders als die Deputies war er groß und dünn wie eine Bohnenstange. Außerdem hatte er keine schmierige Sonnenbrille mit gefärbten Gläsern wie seine Kollegen auf.

»Und? Wie geht's, Sir?«

Ah, wieder dieses *Sir*.

Aber er zeigte das gleiche unbeschreibliche Lächeln wie die ganze Polizeitruppe. Als wären sie alle mondsüchtig.

Pellam stieg aus seinem Wohnmobil aus. »Nicht

schlecht«, antwortete er. »Und selbst?«

»Geht so. Zu dieser Jahreszeit immer etwas hektisch. Wahnsinn, wie die ganzen Leute hier vorbeikommen und das farbige Laub anschauen. Ich verstehe das nicht. Ich denke, wir sollten vielleicht ein Reisebüro aufmachen und den Leuten den Beton und die Scheinwerfer in Manhattan zeigen.«

Pellam grinste zurück.

»Ich heiße Tom Sherman.« Sie schüttelten sich die Hände.

»Ich denke, Sie kennen mich«, meinte Pellam.

»Ja, Sir.«

»Sie sind ja wieder in der Stadt«, stellte Pellam fest. »Ich hatte gehört, Sie waren weg.«

»Persönliche Geschäfte. Wie geht's Ihnen nach Ihrem kleinen Unfall, Sir?«

»Noch ein bisschen steif, mehr nicht.«

»Ich wollte Ihnen noch sagen, dass wir Mrs. Torrens wahrscheinlich nicht vorladen werden, es sei denn, Sie wollen Anzeige erstatten ...«

Pellam schüttelte den Kopf. »Nein. Sie übernimmt die Krankenhausrechnungen. Ich will keinen Profit aus dem Unfall schlagen.«

»Na, ich denke, das ist ganz anständig von Ihnen, Sir. Das findet man nicht oft. Ich habe in der *TIME* von Leuten gelesen, die andere wegen aller möglichen Dinge verklagen. Da war eine Frau – ich habe es im Fernsehen gesehen, weiß aber nicht mehr, in welcher Sendung – also, diese Frau hat eine Packung Cornflakes aufgemacht, und da war eine tote Maus drin. Sie hat die Firma verklagt und, ich weiß nicht, eine halbe Million Dollar kassiert. Dabei hat sie das Tier weder gegessen noch reingebissen. Nur

angeschaut. Sie hat gesagt, sie hätte ein Jahr lang Alpträume von Mäusen gehabt. Das ist doch der reine Schwindel, oder?«

»M-hm. Ach, Sheriff, ich wollte mit Ihnen noch über eine Sache reden.«

»Ja, worüber?«

»Ich habe den Wagen gesehen, mit dem mein Freund gefahren ist.«

»Ihr Freund? Ach ja – der Wagen, der in die Luft geflogen ist.«

»Ich habe Einschusslöcher entdeckt.«

»Einschusslöcher?« Kein einziger Muskel in seinem Gesicht verzog sich. »Das glaube ich nicht, Sir.«

»Seit ich zwölf bin, gehe ich auf die Jagd«, sagte Pellam.

»Wir haben den Wagen wirklich ganz sorgfältig überprüft, haben aber überhaupt nichts gefunden.«

»Zwei«, fuhr Pellam fort. »Im Bereich des Benzintanks.«

Immer noch keine Veränderung in seinem Gesicht. »Ach so, Sie meinen hinten. Die Löcher hinten, die etwas mehr als einen Meter auseinander liegen?«

»Ich denke, die meine ich«, sagte Pellam.

Der Sheriff nickte. »Die Feuerwehr.«

»Was?«

»Als sie zum Wagen kamen, brannte er immer noch, und der Kofferraum war geschlossen. Sie haben einen Pickel oder so was benutzt. Was genau es war, weiß ich nicht, einen großen Stock mit einem Haken dran, um den Kofferraum zu öffnen. Das macht man bei einem brennenden Fahrzeug so – so viel öffnen, wie möglich ist. Sie haben eine Menge gutes Werkzeug. Sie haben auch so

ein Kombigerät aus Schere und Spreizer, mit dem sie Leute aus den Wracks schneiden.«

»Oh.«

»Wo haben Sie den Wagen gesehen, Sir?«

»Draußen auf dem Highway. Auf dem Schrottplatz eineinhalb Kilometer vor der Stadt.«

Der Sheriff betrachtete seine perfekt polierten Schuhe.

»Äh, eine Sache, wegen der ich Sie gesucht habe – ich wollte Ihnen nur sagen, dass es keine so gute Idee sein könnte, das zu tun, was Sie hier tun.«

»Und was könnte das sein?«, wollte Pellam wissen.

»Wissen Sie, ich habe das Gefühl, Ihnen gefällt der Gedanke nicht, dass Ihr Freund starb, als er Drogen genommen hat, und dass Sie jetzt beweisen wollen, dass es anders passiert ist.«

»Die Ermittlungen wurden ziemlich schnell abgeschlossen.«

»Bitte?«

»Die gerichtsmedizinische Untersuchung, Ihre Ermittlungen – alles ging ziemlich schnell.«

Sein undurchdringliches, von keiner Sonnenbrille verdecktes Gesicht bewegte sich langsam auf und ab, als er nickte. »Vielleicht sind Sie an die Arbeit der Polizei in der Stadt gewöhnt. Hier gibt's keine tausend Morde pro Jahr, Sir. Wenn hier ein Verbrechen oder ein Unfall passiert, kümmern wir uns sofort darum.«

»Das weiß ich zu schätzen. Aber ich bezweifle, dass mein Freund Drogen genommen hat ...«

»Mr. Pellam, wir haben kein Beweismittelager, wie man es im Fernsehen sieht. Aber wir haben ein Aktenlager, und genau dort liegt ein in Folie eingewickeltes Päckchen mit einem ganzen Batzen Haschisch. Also, ich ...«

»Aber ...«

»Lassen Sie mich ausreden, Sir. Ich war in Vietnam und habe damals selbst viel geraucht. Und ich sollte hinzufügen, dass ich es nicht auf Filmleute oder auf Sie oder Ihren Freund abgesehen habe. Wir haben Hasch und ein Feuerzeug gefunden, und es gab einen Brand. Sie können selbst sehen, worauf die Beweislage hindeutet.«

»Ich habe noch nie gehört, dass ein Wagen in die Luft geflogen ist, nur weil jemand in der Nähe geraucht hat.«

»Dann denken Sie mal an den Neger-Komödianten vor ein paar Jahren, der sich selbst angesteckt hat.«

»Marty würde nie mitten am Tag in einem Park Crack oder Freebase rauchen.«

Ein schwaches Lächeln. »Oh? Wann dann?«

Pellam beugte sich vor. In den Augen des Sheriffs bemerkte er ein vorsichtiges Zucken. »Hören Sie, Sheriff, ich will Ihnen die Sache mal aus meiner Sicht erläutern. Und Sie sagen mir, was Sie davon halten, okay? Mein Wohnmobil wurde mit Drohnachrichten verschmiert, und die Scheibe wurde eingeschlagen. Dann ist mein Freund auf ziemlich seltsame Weise gestorben. Und binnen achtundvierzig Stunden wird die Stelle, an der das Ganze passiert ist, umgepflügt, der Wagen wird an einen Schrotthändler verkauft, und der Mann, der den Wagen vermietet hat, verschwindet nach Miami.«

»Clearwater. Fred Sillman fährt jedes Jahr nach Clearwater.«

»Mir ist es, ehrlich gesagt, scheißegal, wie seine Urlaubspläne üblicherweise aussehen. Mein Freund ist nicht auf diese Art gestorben, selbst wenn das alle hier behaupten. Und wenn Sie nicht herausfinden, wie es passiert ist, werde ich es tun. So einfach ist das.«

»Wir haben unsere Arbeit getan, Sir. Wir haben einiges über Ihren Freund herausgefunden, das nicht so nett war. Es tut mir Leid wegen ihm, und es tut mir Leid wegen Ihrer Arbeit, aber es ist für niemanden von Vorteil, wenn Sie in Cleary bleiben.«

»Sie fordern mich auf, die Stadt zu verlassen?«

»Natürlich nicht. Es steht Ihnen frei, auf Besuch zu bleiben, die Stadt zu besichtigen, ach, Sie können sich sogar ein Haus hier kaufen – wie ich erfahren habe, kennen Sie eine der hiesigen Maklerinnen ziemlich gut. Was ich aber sagen will, ist, dass es Ihnen nicht freisteht, sich als Polizist zu betätigen. Wenn Sie den Leuten hier Schwierigkeiten machen, werden Sie mit mir Schwierigkeiten bekommen.«

»Ihre Bedenken wurden zur Kenntnis genommen.« Pellam versuchte das Lächeln nachzuahmen, was aber nicht so gut funktionierte. Mehr Glück hatte er mit: »Einen schönen Tag noch, Sir.«

Wexell Ambler war auf dem Weg zu seiner Geliebten.

Er verließ sein Haus – angeblich, um zu einer Besprechung zu gehen – und schlenderte zu seinem großen Cadillac, der in der u-förmigen Einfahrt stand. Er freute sich schon, mit ihr im Whirlpool auf der verglasten Veranda in seinem Haus in der Nähe von Claverack, New York, zu sitzen, von wo aus sie die Catskill Mountains sehen konnten, die in der Ferne wie mit Aquarellfarben gemalt wirkten. Er konnte sich auf frischen Kaffee und ihr leckeres Essen freuen.

Er sinnierte darüber nach, wie er sich mit langsamen Bewegungen mit ihr vereinigen würde – im heißen Wasser oder im großen Bett von Shaker, das er für sie gekauft hatte, weil sie einmal erwähnt hatte, dass sie auf schlichte

Formen stand. Sie war eine seltsame Frau. Oft verglich er die beiden miteinander, seine Exfrau und seine Mätresse. Und versuchte zu entscheiden, worin sie sich ähnlich waren und worin sie sich unterschieden. Beide waren attraktiv und stets gut gekleidet, sie wussten, wie man im Countryclub Konversation betrieb. Seine Frau war intelligenter, hatte aber auch weniger Fantasie; ihr fehlte der zündende Funke und der Humor. Sie ließ ihm alles durchgehen. Seine Geliebte forderte ihn heraus, was ihm, wie ihm gerade einfiel, vielleicht das Gefühl gab, jünger zu sein. Unsicherheit war eine Eigenschaft, die eins der ersten Mädchen bei ihm zutage gefördert hatte, in die er sich verliebt hatte.

Er war gerade in seinen Wagen gestiegen, als seine Haushälterin zur Tür gerannt kam und winkte.

»Es ist Mark«, rief sie. »Er sagt, es sei dringend.«

»Er soll auf dem Autotelefon anrufen«, sagte Ambler.

Er fuhr rückwärts aus der Einfahrt und winkte ihr noch einmal freundlich zu.

Und wartete auf den Anruf. Er dachte weniger daran, was der kräftige junge Mann zu sagen haben würde, als an die Frau, zu der er auf dem Weg war.

Ambler war ein religiöser Mensch und saß im Gemeinderat der Ersten Presbyterianischen Kirche, und obwohl ihm klar war, dass die calvinistische Vorherbestimmungslehre ihn nicht davon entband, selber den richtigen Weg, den Weg der Moral, zu suchen, führte seine Religiosität zu einer Hilflosigkeit hinsichtlich jener moralischen Fragen, deren Antworten ihm überhaupt nicht gefielen. Er neigte dazu, die Hände in die Luft zu werfen und seinem Instinkt zu folgen.

Obwohl er also wusste, dass sein Tun unmoralisch war, spürte er seiner Mätresse gegenüber eine gewisse



Abhängigkeit und kam mehr oder weniger erfolgreich zu dem Schluss, dass er die Angelegenheit nicht unter Kontrolle hatte.

Die Untreue verpackte er allerdings sehr sorgfältig. Zum Beispiel dachte er dabei nie an das Wort »betrügen«, was der Angelegenheit einen niederen Beigeschmack verliehen hätte. Und in seinen Gedanken war diese Frau immer seine Mätresse oder Geliebte, nicht seine Freundin oder »die Frau, die er regelmäßig traf«. Schließlich legte Wex Ambler großen Wert auf Würde. Nie ging er das Risiko ein, seine Geliebte bloßzustellen, nur um seine eigene Leidenschaft zu befriedigen, und er nahm beträchtliche Mühen auf sich, um die Affäre geheim zu halten.

Das einzige Problem jedoch war – eins, mit dem er gar nicht gerechnet hatte –, dass er sich bis über beide Ohren in die Frau verliebt hatte.

Ambler war mit seinen zweiundfünfzig Jahren noch nicht so alt, vergessen zu haben, dass die Liebe die Menschen dumm macht – und seine Lebensphilosophie ebenso wie sein Berufsethos sagten ihm, dass Dummheit die größte Sünde war. Er hatte sich vor der Liebe in Acht genommen, doch mit ihr verhielt es sich anders als mit Religion, Geld oder Macht. Sie hatte ihren eigenen Kopf.

Es hatte ihn erwischt, und zwar heftig.

Er hatte darauf bestanden, dass sie sich immer häufiger trafen. Und jetzt spürte er, dass er seine Mitte verlor, dass er sich immer mehr ihr zuneigte. Er wurde hungriger, die Verzweiflung wuchs – während sie immer zurückhaltender wurde.

Gab es etwas Alberneres als einen Mann um die fünfzig, der sich verknallt hatte? Und gab es jemanden, der sich ob dieser Albernheiten weniger Sorgen machte als ein Mann um die fünfzig?

Ambler roch das feuchte Laub in der warmen Luft, die durch die Heizungsanlage seines Wagens strömte, und wünschte, er wäre schon in der Hütte.

Das Telefon summte. Das Geräusch störte ihn; es erinnerte ihn an den Alarm eines Monitors im Krankenhaus bei einem Herzstillstand. Rasch griff er zum Hörer.

»Ja.«

»Ich habe mit Tom geredet«, begann Mark.

»Ja. Und?«

»Der Typ entwickelt sich zu so was wie einem Privatschnüffler.«

Ambler konzentrierte sich aufs Fahren. Die Straßen waren schmal und schlängelten sich an Pferde- und Rinderfarmen vorbei. Es konnte ihm schnell passieren, dass er auf den Seitenstreifen rutschte, wenn er nicht aufpasste. »Was meinst du damit?«, fragte er Mark.

In der Leitung herrschte eine Pause, während der Ambler hörte, wie Mark ausspuckte. Ein junger Mann, der Tabak kaute – so was Dämliches. Vielleicht tat er das, damit sein Schnurrbart dunkler wurde. »Er stellt eine Menge Fragen über seinen Freund und den Wagen«, erklärte Mark. »Er war bei R&W.«

»Auf dem Schrottplatz.«

»Genau. Hat sich das Autowrack angeschaut.«

Der Wagen hoppelte, als der rechte Vorderreifen vom Asphalt abkam. »Mist.« Er lenkte zurück auf die Straße, zog aber das Lenkrad zu weit herum, so dass er über die unterbrochene gelbe Mittellinie kam, bevor er die Spur wieder halten konnte.

»Was sollen wir tun?«, fragte Mark. »Ich dachte, vielleicht könnten wir ihm ein bisschen Geld anbieten. Sie

wissen schon: ihn bestechen, damit er verschwindet.«

»Dann wird er denken, ich hätte was mit dem Unfall zu tun.«

»Nicht unbedingt.« Als Ambler nicht reagierte, sagte Mark: »Wäre aber gut möglich.«

»Ich habe eine Idee«, meinte Ambler. »Ich will aber nicht am Telefon darüber reden. Komm einfach vorbei.«

»Jetzt?«

»Ich habe noch eine Weile zu tun. Ich rufe dich dann an.«

Sie beendeten das Gespräch, und den Rest der Fahrt zur Hütte brauchte Ambler, um die Sorgen über Marks Neuigkeiten abzuschütteln. Eigentlich hob sich seine Laune erst wieder, als er in die mit Laub übersäte Einfahrt einbog und das Auto seiner Geliebten sah, das schräg auf dem Wendeplatz vor der Hütte stand. Beschwingt und erwartungsvoll wie ein Siebzehnjähriger, der zu Hause die Heimgekehrte erwartet, stieg er aus seinem Caddie.

## ... Zehn

Die Freiwillige Feuerwehr von Cleary blickte voll Stolz auf eine lange Geschichte zurück, in der sie erfolgreich gegen Brände verschiedenster Arten gekämpft hat. Das konnte sie auch mit einer Fotogalerie unter Beweis stellen.

Dutzende verblasster Bilder von Handpumpen, Pferdewaggonen und selbst von Eimerbrigaden hingen an den Wänden des kleinen Büros. Man hätte meinen können, ein Schüler des berühmten Fotografen Matthew Brady gehörte zur Mannschaft und hätte alle größeren Brände vor, nach und einschließlich des großen Brands von 1912 festgehalten. Die Feuerwehrmänner schienen vom Fotografen sorgfältig positioniert worden zu sein, und Pellam fragte sich, ob sie für einen Moment tatsächlich ihre Arbeit unterbrochen hatten, um ihre spitzen oder geschwungenen Schnurrbärte in Form zu streichen und für die Aufnahmen still zu halten.

»Schönen guten Tag«, grüßte der Mann hinter dem Schreibtisch, wo er auf einem Metallstuhl vor und zurück schaukelte. Er war Anfang dreißig, trug ein schwarzes T-Shirt über seinen ausgeprägten Muskeln, dazu Jeans und eine Kappe der New York Mets.

»Wie geht's?«

»Geht schon.«

Schweigen.

Pellam blickte durch ein Glasfenster auf ein großes, gelbes Seagrave-Feuerwehrauto. »Hübsche Ausrüstung haben Sie hier.«

»Die Stadt knausert nicht, worauf Sie sich verlassen können.«

»Sind Sie alle Freiwillige?«

»Ja. Es wird nur ein Mann bezahlt, damit Anrufe rund um die Uhr entgegengenommen werden können.«

»Er muss sich ziemlich langweilen.«

Der Mann griff den Witz gleich auf und schob noch einen nach. »Macht aber trotzdem tierisch viele Überstunden.«

»Ich bin der von der Filmgesellschaft«, sagte Pellam.

»Ich weiß.«

»Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

»Ja, klar, Sir.«

»Hatten Sie Dienst, als der Wagen in die Luft geflogen ist? Derjenige im Park.«

»War das der Wagen von Ihrem Freund?«

»Ja, genau«, antwortete Pellam.

»Ja, Sir, ich war dabei. Alle von uns waren dabei.«

»Können Sie mir sagen, was passiert ist?«

»Sie meinen, wie der Brand zustande kam?«

»Erzählen Sie mir einfach, was Sie wissen.«

»Das meiste davon stand im gerichtsmedizinischen Bericht«, meinte der Mann.

»Ich bin nicht offiziell hier, sondern nur neugierig. Er war ein guter Freund von mir.«

»Ja, Sir, ich verstehe.« Der Feuerwehrmann schielte nach oben zur makellos lackierten Blechdecke. »Ich erinnere mich, dass der hintere Teil des Wagens ziemlich gut brannte, als wir hinkamen. Jemand war vorbeigefahren und hatte den Brand gemeldet.«

»Wissen Sie, wer?«

»Nein. Ich glaube, es war ein Anruf von einem

Münztelefon aus. Anonym.«

»Sie sind also hingefahren. Und was ist dann passiert?«

»Da gab's natürlich keine Hydranten, so dass wir den Wassertank vom Wagen benutzen mussten, um das Wrack so weit abzukühlen, dass wir nahe genug an Ihren Freund rankamen. Dann hat sich die halbe Mannschaft mit Feuerlöschern und Schaufeln auf das brennende Gestrüpp konzentriert. Viel mehr war nicht zu tun. Wir haben die Leiche vom Wrack weggezogen und das Feuer schließlich vollständig gelöscht. Er war sofort tot. Das ging sehr schnell.«

»Der Benzintank war in die Luft geflogen?«

»Ja, Sir.«

»Sie haben den Kofferraum geöffnet?«

»Ja, wir haben ihn aufgestemmt.«

»Wie gehen Sie dabei vor?«

»Normalerweise sprengen wir nur den Zylinder raus, dann greifen wir hinein und schieben die Verriegelungsstange zur Seite. Aber die Stahlstange war nach außen gewölbt, so dass wir mit der Pike ein paar Mal draufgehauen haben. Dadurch hat sich die Stange gelöst, und die Klappe ging auf.«

»Warum wollten Sie den Kofferraum öffnen?«

»Der Sheriff wollte, dass wir das tun. Um zu sehen, was drin war. Aber das machen wir sowieso immer. Falls noch Benzin- oder Ölkannister drin liegen. Außerdem brennt das Benzin aus dem Reservekanister noch stundenlang vor sich hin, wenn man es nicht richtig löscht.«

»Haben Sie was Interessantes gefunden?«

»Sir?«

»Sie sagten, der Sheriff wollte hineinschauen.«

»Ich weiß nicht. Ich war an der Motorhaube.«

»Haben Sie gerade so eine Pike zur Hand?«

Ihm war die Fragerei noch nicht unangenehm, aber er wurde argwöhnischer. »Sie sind an den Feuerwehrfahrzeugen befestigt, Sir. Und wir dürfen eigentlich keine Zivilpersonen ins Haus lassen.«

Pellam nickte. Durch ein verschmiertes Fenster betrachtete er den Wagen. Die Piken sahen stumpf und schwer aus.

Sie schienen nicht solch kleine Löcher zu hinterlassen wie diejenigen, die er am Leihwagen gesehen hatte. »Woraus sind die Piken gemacht?«

»Aus Stahl natürlich.«

»Eine letzte Frage: Warum wurde das Gelände umgebaggert?«

»Hat der Sheriff so angeordnet. Jemand hat ihn angerufen und es veranlasst, habe ich gehört. Ich weiß aber nicht, warum.«

»Sie wissen nicht zufällig, wer angerufen hat?«

»Nein, tut mir Leid.«

Pellam dankte ihm. »Wollen Sie mich nicht was fragen?«, meinte er noch.

»Was denn, Sir?«

»Ob wir einen Film hier drehen werden oder nicht?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Das ist mir piepegal, Sir. Ich verdiene mein Geld mit Tierfutter und Getreide, nicht mit Filmen.«

Am Mittag verließ Meg Torrens ihr Immobilienbüro und stellte das Schild »Komme zurück um ...« auf ein Uhr fünfzehn. Dann sah sie sich einmal um. Pellams

Winnebago stand auf der anderen Straßenseite. Ein prüfender Blick die Straße rauf und runter, bevor sie hinüberging und das Wohnmobil umkreiste. Sie besah sich die beige und braune Farbe, die verbeulten Kotflügel, die Matschflecken und die gesplitterte Scheibe.

Was, zum Teufel, machte sie hier?

*Ich gehe in meiner Mittagspause einkaufen, mehr nicht.*

*Und wann, meine Liebe, hast du das letzte Mal in diesen Ramschläden, bei diesen Halsabschneidern, was gekauft? Vor drei oder vier Jahren, stimmt's?*

Sie stellte sich vor, sie säße am Drehort in einem der Wohnwagen. Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein müsste, in einem Film mitzuspielen. Als Model hatte sie schwer schuften müssen, bis zur Erschöpfung. Und sie war wie ein geistig minderbemittelter Cockerspaniel behandelt worden. In einem Film musste es anders sein, glaubte sie.

Sie strich über das Blech des Wohnmobils, bemerkte auf der Seite die schwachen Überreste von Graffiti. Sah aus wie zwei Kreuze.

Meg hängte sich ihre Ledertasche über die Schulter und ging die Straße auf und ab, sah sich Sachen an, an denen sie jahrelang vorbeigelaufen war, ohne sie je wahrzunehmen. Ein Eckstein von Ende September 1929 – konnte das der Schwarze Donnerstag gewesen sein? Ein lackiertes Holzfass auf dem Bürgersteig, auf das mit roter Farbe die Hausnummer 58 gemalt war. Auf dem Dach eines Gebäudes stand eine Wetterfahne in Form eines Wals – warum hier, zweihundertfünfzig Kilometer vom Meer entfernt? Ein anderes Gebäude zierte ein wunderschönes, rundes Bleiglasfenster.

Meg besah sich gerade die Auslage von Steptoe Antiques, als sie langsame Schritte hörte. »Ich könnte einen Nachschlag von den Brownies vertragen«, sagte



jemand.

Meg drehte sich um, warf ihrem Gegenüber einen verdutzten Blick zu, wie sie ihn für diesen Fall geübt hatte. »Sie hätten sie essen sollen, solange Sie die Gelegenheit dazu hatten, Cowboy«, erwiderte sie.

Pellam stellte sich neben sie, weil er wissen wollte, was sie sich im Schaufenster ansah. »Wie klappt's mit den Fahrstunden?«

»Ungefähr so wie mit Ihrem Fotounterricht.«

Meg zeigte auf einen zerfetzten Teppich, der an der Wand hing. »Sehen Sie den? Das Preisschild sieht aus, als stünde da sechzig drauf. Ist aber falsch, es sind sechshundert. Und für den Preis kriegen sie den auch noch los.«

»Was soll das da drauf sein? Ein Hund?«

Meg sah genauer hin. »Könnte sein. Vielleicht aber auch eine Katze. Ich weiß nicht.«

»Das Abendessen war nett«, sagte er. »Hat mir gefallen.«

Sie hob eine Augenbraue. »Mir auch.« Sie hatte darauf geachtet, das Pronomen sorgfältig zu betonen.

»Ihr Haus ist wirklich hübsch. Es war das erste Mal seit einem Jahr, dass ich in einem Haus gegessen habe. Ich meine, in einem *echten* Haus.«

»Soll das ein Witz sein?«, fragte sie, obwohl sie nicht überrascht war. »Sam redet nur noch über Sie. Sie tun gut daran, Ihr Versprechen einzuhalten.«

»Die Übungsbomben. Habe ich nicht vergessen.«

Sie gingen an einem anderen Immobilienbüro vorbei, bei dem Pellam einige der ausgehängten Listen überflog.

Meg senkte ihre Stimme. »Ich habe gerade ein paar wunderschöne Immobilien an der Hand, Mr. Pellam. Lässt

sich alles über Eigentümerfinanzierung regeln.«

Sie lachten.

Man beobachtete sie. Autos verlangsamten ihr Tempo, als sie vorbeifuhren. Schert euch zum Teufel, dachte Meg. Doch ihre Widerstandskraft stand auf wackligen Beinen. Sie fühlte sich verletztlich, wie damals, als sie im Urlaub in Florida einen neuen Bikini anhatte, der durchsichtiger war als ursprünglich gedacht. Wie damals verschränkte sie auch jetzt die Arme vor der Brust.

»Ich denke, ich mache mich mal auf den Rückweg«, sagte sie.

Pellam berührte ihren Arm. Sie erstarrte, dann trat sie wie beiläufig zurück. »Ich würde Sie gerne noch was fragen. Vertraulich«, sagte Pellam.

Ihre Gedanken rasten wild durcheinander, doch dann nickte sie nur langsam.

»Gibt es einen Grund, warum jemand was dagegen haben könnte, dass in Cleary ein Film gedreht wird?«

»Wir sagen nein zu Drogen.«

»Bitte?«

»Es heißt, dass Ihre Filmgesellschaft einen schlechten Einfluss auf die Stadt haben könnte.«

»Gut, einverstanden. Das habe ich auch schon gehört ... aber ich will noch direkter fragen: Gibt es einen Grund, warum jemand meinen Freund töten könnte, damit der Film hier nicht gedreht wird?«

Mit weit geöffnetem Mund drehte sich Meg schockiert zu ihm um. »Meinen Sie das ernst?« Sie blickte wieder ins Schaufenster. »Die Frage war dumm von mir. Natürlich meinen Sie das ernst.«

»Ist unser Gespräch hier inoffiziell?«

»Klar«, antwortete sie.

»Gut. Marty hatte tatsächlich Marihuana, aber das befand sich im Wohnwagen. Zusammen mit den Blättchen ...«

»Was ist das?«

»Blättchen? Zigarettenpapier.«

»Ach so, stimmt.«

»Also befand sich das Zeug nicht im Wagen, als er in die Luft geflogen ist. Jemand hat ihm die Drogen untergeschoben.«

Sie schüttelte den Kopf, aber unverbindlich, als wäre Pellam ein Anwalt, der ihre Reaktionen abschätzte.

»Dann habe ich mir vor kurzem den Wagen angesehen.«

»Echt?«

»Und habe zwei Einschusslöcher entdeckt.«

»Einschusslöcher?«

»Ich glaube, ja. In der Nähe vom Benzintank. Ich glaube, das war's, was passiert ist. Jemand hat in den Tank geschossen, er ist explodiert, und dann haben sie die Drogen reingelegt und sind verschwunden, bevor die Feuerwehr kam.«

Zuerst dachte sie, dies sei unmöglich – in Cleary. Doch dann erinnerte sie sich an die dunklen Seiten der Stadt. Die Morde an den Geschäftsleuten, die gelegentlichen Vergewaltigungen und die zwei Jungs von der Highschool, die mit hundertdreißig Sachen gegen einen Baum gerast waren – beide voll bis oben hin, ausgerechnet mit Heroin.

»Ich hatte gehofft, ich könnte mit Keith reden«, fuhr er fort. »Vielleicht könnte er einen Test vornehmen. Am Metall. Und prüfen, ob es wirklich Einschusslöcher sind.«

»Warum reden Sie nicht mit Tom?«, wollte sie wissen.

»Hat er nicht die Ermittlungen ...« Doch dann verstand sie.

»Ach so, Sie glauben, er hat irgendwie mit der Sache zu tun, oder? Der Sheriff?«

»Ich wollte mich ein bisschen bedeckt halten.«

Sie nickte, öffnete ihre Handtasche und reichte ihm eine Visitenkarte von Keith. »Ja, gut. Rufen Sie ihn an. Sie waren ihm sehr sympathisch.«

Von der anderen Seite des Platzes aus wurden sie beobachtet. Meg fühlte sich erneut unwohl in ihrer Haut.

Das Leben in der Kleinstadt ...

*Ich lebe hier seit fünf Jahren, Pellam. Aber ich habe das Gefühl, es sind schon zehn.*

»Mittagessen?«, fragte er.

Sie zögerte. Ja, nein, ja, nein ... »Äh, ich glaube nicht«, sagte sie.

»Warum nicht?«

*Don't Do a Don't.* »Weil wir hier in Cleary sind.«

Er nickte. »Schon kapiert.«

»Viel Glück, Pellam.« Sie ging weiter bis zur Imbissstube.

»Äh, eine Sache noch ... ich bin nur an einem Mittagessen interessiert. Nicht mehr und nicht weniger.«

Meg hob ihre Hände und ließ sie mit einem leichten Klaps seitlich wieder herunterfallen. »Mag sein, dass Sie die anständigsten Absichten der Welt haben ...« In der kurzen Pause, die sie einlegte, versuchte sie seine Reaktion abzuschätzen, kam aber zu keinem Ergebnis. »Aber Cleary bleibt eben Cleary.«

»Ich nehme an, das ändert sich nicht.«

»Jedenfalls nicht, solange wir zwei hier auf der Welt

sind«, sagte sie und betrat den Imbiss. Hinter ihr schlug die Fliegentür zu.

M&T Pharmaceutical war ein einstöckiges Schlackensteingebäude außerhalb von Cleary. Ein Fertighaus. Es war umgeben von einem Kiesparkplatz, auf dem dreißig oder vierzig Fahrzeuge standen – viele alte amerikanische Modelle, aber auch neuere japanische Importe. Und Pellam bemerkte jede Menge Pick-ups, bei denen meistens die Rückfenster von den Nasen aufgeregter Jagdhunde verschmiert waren.

In der Nähe des Haupteingangs waren mehrere Parkplätze reserviert. »Mr. Torrens« stand beim ersten. Der Stellplatz daneben war leer, das Schild übermalt. Wahrscheinlich hatte er Keiths verstorbenem Partner gehört. In L. A. wäre der Platz fünf Minuten nach der Beerdigung wieder in Beschlag genommen worden, dachte Pellam.

Es war später Nachmittag, die Dämmerung setzte bereits ein, und als er seinen Winnebago gerade auf zwei Besucherparkplätze lenkte, schaltete sich in der Mitte des Geländes eine auf einem Pfahl stehende Gaslaterne ein. Auf dem Weg zum Eingang kam er am Firmenschild vorbei – ein geschwungenes Logo aus einem M und einem T –, das von hinten beleuchtet wurde.

Die junge Dame am Empfang mit steil hochgegelten Haaren lächelte und schob ihren Fruchtkaugummi zwischen Zähne und Wange.

»Hallo, Darla«, grüßte Pellam, nachdem er ihren Namen vom goldenen Kettchen um ihren Hals abgelesen hatte.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Mein Name ist John Pellam, und ich würde gerne Keith Torrens sprechen.«

»Ja, Sir. Nehmen Sie bitte Platz.«

Pellam setzte sich und blätterte in einer alten Ausgabe der *Chemical Week*. Drei Minuten später marschierte Keith Torrens lächelnd durch die Eingangshalle.

»John.« Sie schüttelten sich die Hände. »Schön, Sie zu sehen.«

»Danke, dass Sie sich Zeit für mich genommen haben.«

»Kommen Sie, ich zeige Ihnen kurz die Firma.«

Fabriken machten Pellam gewöhnlich depressiv – die Reglementierung, die Art, wie Maschinen den Menschen vorschrieben, wo sie zu stehen und was sie zu tun hatten. Im Moment spiegelte sich in diesem Gefühl seine Angst, dass er, sollten alle Stricke reißen, für den Rest seines Lebens an einem Fließband Blechschrauben in Whirlpools drehen müsste. M&T allerdings war für ihn eine Überraschung. Hier war es hell und sauber. Makellose weiße Fliesen, hervorragende Beleuchtung. Die Arbeiter trugen weiße Jacken, Hosen und Schuhe sowie durchsichtige blaue Kopfbedeckungen, die aussahen wie Duschhauben. Hier sah es aus wie in einer Großküche. Die Arbeiter waren über Fließbänder gebeugt, prüften Maschinen, packten Kartons oder blickten auf Bildschirme. Die Maschinen waren weiß oder glänzten in Edelstahl.

»Hier ist ja ganz schön was los.«

»Wir sind hier nur ein kleiner Laden«, erklärte Keith.

»Um mit Pfizer oder Bristol Meyers-Squibbs mithalten zu können, muss man effizient sein. Effizienz ist das Schlüsselwort.« Hellbraune Pappkartons fuhren auf kleinen Fahrstühlen nach oben und wurden auf einem Förderband weitertransportiert, bis sie in der Versandabteilung verschwunden waren.

Vor Begeisterung, dass er jemandem seine Firma zeigen konnte, redete Keith viel zu schnell. Dies und das Dröhnen von einem Dutzend Maschinen machten es Pellam unmöglich, mehr als nur ein paar Sätze zu verstehen. Trotzdem lächelte er und nickte wie elektrisiert.

Am Ende der Tour standen sie vor Keiths Büro. »Es ist klein hier, aber wir sind stolz darauf.«

»Das nächste Mal, wenn ich erkältet bin, werde ich Ihren Hustensaft kaufen«, meinte Pellam.

»Ich geben Ihnen so viele Proben mit, dass Sie zwei Jahre damit auskommen.« Er verschwand in einem Flur.

Fünf Minuten später – Pellams Jackentaschen waren voll mit Halsbonbons, Hustensaft und Nasenspray – betraten sie Keiths Büro, ein großer, spärlich eingerichteter Raum mit billiger Holzverkleidung. Keith schien zu den Leuten zu gehören, die ihr Geld lieber in die Fabrik selbst steckten. Pellam schloss die Tür. »Ich würde Sie gerne um einen Gefallen bitten«, sagte er leise.

»Meg hat schon angekündigt, dass Sie was auf dem Herzen haben.«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn diese Sache unter uns bliebe.«

»Klar.«

»Es ist wegen meines Freundes«, begann Pellam.  
»Derjenige, der getötet wurde.«

»Dieser Autounfall.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es ein Unfall war.«

»Nein?«

»Ich habe das Wrack gefunden und am Kofferraum zwei Löcher entdeckt, die wie Einschüsse aussehen. Der Sheriff meinte, sie stammten vom Werkzeug der Feuerwehr, aber ich habe mir deren Ausrüstung angesehen und glaube

nicht, dass dem so ist.«

»Einschusslöcher.« Keith runzelte die Stirn.

Pellam zuckte mit den Schultern. »Ich habe überlegt, ob es eine Möglichkeit gibt, dass sich jemand die Löcher anschaut und dann definitiv sagen kann, ob sie wirklich von Geschossen stammen. Jemand wie Sie.«

»Möglich«, entgegnete Keith. »Wie sehen die Löcher aus?«

»Diejenigen, die ich gesehen habe, haben etwa acht Millimeter Durchmesser. Das heißt, sie haben ungefähr Kaliber dreißig.«

»Für die Hirschjagd«, überlegte Keith. »Dann könnte die Kugel mit Kupfer ummantelt sein.«

»Könnte. Klar.«

Keith blickte zur Decke hinauf. »Besteht die Möglichkeit, dass die Kugeln noch im Wagen zu finden sind?«

»Gehen wir lieber davon aus, dass sie verschwunden sind.«

»Okay.« Er nickte wissend. Überlegte wieder. »Der Wagen hat gebrannt, oder?«

»Ja.«

»Wenn es nur Bleikugeln waren«, begann Keith langsam, »sind die Rückstände höchstwahrscheinlich mit verbrannt. Blei oxidiert bei sehr niedrigen Temperaturen. Mit Kupfer sieht's da ganz anders aus – es verdampft erst bei sehr hohen Temperaturen. Und wenn so eine Kugel durch Stahlblech geht? Ja, ich denke, in so einem Loch müssten genug Rückstände zu finden sein.«

»Jetzt die nächste Frage ...«

»Bitte, nur zu.«



»Ich will nicht, dass Sie in Schwierigkeiten geraten. Aber könnten Sie mir nicht zeigen, wonach ich suchen muss?«

»Nach vier Jahren Studium der anorganischen Chemie sollte das kein Problem sein. Warum nicht jetzt gleich? Ich habe eine halbe Stunde Zeit. Ich nehme ein paar Proben, die wir hier ins Labor bringen. Die jagen wir durch den Chromatographen und das Spektrometer. Wo steht der Wagen?«

»Auf einem kleinen Schrottplatz an der Route 9.«

»R&W?«

»Ja, genau.«

Keith machte ein finsternes Gesicht. »Ich dachte, man hätte den Wagen sichergestellt oder so.«

»Verstehen Sie jetzt, warum ich ein bisschen neugierig bin, was hier vor sich geht?«

Pellam bog mit seinem Wohnmobil, gefolgt von Keith mit seinem Cougar, in den Parkplatz von R&W, auf dem sich zum größten Teil verbogene Kupferrohre türmten. Der rundliche Mann, mit dem Pellam am Tag zuvor gesprochen hatte – Bobby, wie er sich erinnerte – besah sich seinen Besitz wie ein stolzer Vater. Er hatte die Hände in die breiten Hüften gestemmt. Mit seiner Latzhose und der Leinenmütze sah er aus wie ein Mechaniker von der Eisenbahn.

Pellam und Keith stiegen aus und gingen zu ihm.

»Hallo«, grüßte Keith.

»Hallo, Mr. Torrens. Wie geht's?«

»Nicht schlecht. Wie läuft's Geschäft?«

»Schauen Sie sich das hier an«, war seine stolze Antwort.

Keith nickte.

Pellam begutachtete den Wirrwarr aus Rohren. »Nicht schlecht.«

»Ja, gar nicht so beschissen, wie's aussieht.« Er lachte über seinen Vergleich.

Drei Männer, die sich acht Kubikmeter Rohre ansahen. Beeindruckt nickten, wie Männer es tun, wenn sie einen guten Fang gemacht haben.

Pellam blickte am Zaun entlang zu dem verkohlten Wrack. Dieses wurde von nackten Glühbirnen in vergitterten Mechanikerlampen beleuchtet.

Mit seltsamer Höflichkeit streckte der Mann seine Hand nach vorne. »Guten Tag, Sir. Sie sind bestimmt der Typ vom Film, oder?«

Pellam blinzelte. »Stimmt. Wir sind wegen dem hier, worüber wir gestern gesprochen haben – wegen des Wagens.«

»Wegen des Wagens?«

»Wir haben gestern über das Wrack da hinten geredet.«

Er deutete mit dem Kopf in die Richtung.

Der Mann runzelte die Stirn. »Das glaube ich nicht. Nein.«

Pellam sah ihm direkt ins Gesicht. »Wir haben doch gestern über den Wagen dort gesprochen. Über das Wrack.«

Der Mann hob seine Mütze, so dass sein fettiger Pony über seine Stirn rutschte. »Kann mich nicht dran erinnern.«

Ach so, ich verstehe.

Pellam seufzte und griff in seine Tasche. Er zog gerade einen Geldschein heraus, als der Mann sagte: »Bobby.«

»Was?«

»Sie haben mit meinem Bruder Bobby geredet. Ich bin Billy.«

Oh, das W in R&W. Kapiert.

Keith lachte. »Billy und Bobby sind Zwillinge.«

»Aber das soll Sie nicht aufhalten«, meinte Billy und schnappte sich den Zwanziger.

»Macht es Ihnen was aus, wenn wir uns das Wrack anschauen?«

Billy zuckte mit den Schultern. »Wenn Sie einen Wagen kaufen wollen, hätte ich was Besseres auf Lager. Aber nur zu.« Er wandte sich wieder seinen wertvollen Rohren zu, während die beiden anderen zu dem ausgebrannten Wagen gingen.

»Zwillinge?«, flüsterte Pellam.

»Ich wette, wenn Sie einen Horrorfilm drehen wollen, kriegen Sie die beiden für wenig Geld.«

Sie gingen um den Wagen herum, als Pellam plötzlich stehen blieb.

»Es ist weg.«

Keith kniff die Augen zusammen und beugte sich vor. Jemand hatte mit einem Schweißbrenner den Kofferraum und die hinteren Teile der Kotflügel abgetrennt.

»Entschuldigung«, rief Pellam in Billys Richtung.

Schweren Herzens riss Billy sich von seinen Rohren los und kam langsam auf Pellam zu. »Ja, Sir?«

»Was ist mit der Karosserie hier passiert? Wo ist der hintere Teil?«, fragte Pellam.

»Was ist denn das?«, rief Billy verwundert.

»Schauen Sie hier«, sagte Keith.

»Scheiße, es ist weg«, stellte Billy fest.

»Das habe ich auch schon gemerkt«, meinte Pellam nur.

»Scheiße.« Billy stemmte die Hände in die Hüften und blickte sich um, als würde er nach dem verschwundenen Heck suchen.

»Hat Bobby angefangen, das Wrack zu zerteilen?«, fragte Keith.

»Nicht doch, der und körperliche Arbeit? Verdammt aber auch. Wer schleicht sich denn hier rein und klaut einen halben ausgebrannten Wagen?«

Keith und Pellam gingen zu ihren Fahrzeugen zurück.

»Tut mir Leid. Die Mühe war umsonst.«

»Das ist aber trotzdem ziemlich komisch«, sagte Keith.  
»Sie schauen sich hier den Wagen an und finden etwas, das wie ein Beweis aussieht. Dann kommen Sie noch mal her, und das Ding ist weg.«

»Ja, komisch, komisch, komisch.«

Billy stand in der Hütte und winkte Keith Torrens und dem Filmmenschen zum Abschied hinterher. Dann griff er zum Telefon und tippte eine Nummer ein. Bobby antwortete beim ersten Klingeln. Er musste gewusst haben, dass es Billy war, weil er, ohne zu grüßen, fragte:  
»Was ist jetzt schon wieder?«

»He, rate mal, wer gerade da war.«

»Mal überlegen – der Geist von Elvis, der ›Love Me Tender‹ gesungen hat.«

»Nicht ganz«, sagte Billy. »Aber ich wünschte, das wäre so. Oh, Scheiße, das wäre für uns beide um einiges besser.«

## **... Elf**

»Alles in Ordnung mit dir?«

Wexell Amblers Geliebte gab keine Antwort.

Schließlich packte er ihre Pobacken fester und grub seine für einen Mann langen Fingernägel in ihr Fleisch. Sie wimmerte, so dass er den Griff etwas lockerte.

»Tut das weh?«, fragte er. »Tut das ...«

»Wex, oh ...«

»... weh?«

Sie wimmerte erneut und drückte ihre Stirn gegen die Schlagader an seinem Hals.

Der Anfang ihrer Affäre war komisch gewesen.

Sie hatten Probleme gehabt.

Erstens hatte keiner von beiden Erfahrung mit so etwas, und sie wussten nicht, was man tat und was man besser unterließ. Mit Sicherheit gab es für Affären eine spezielle Vorgehensweise: Wie verabredet man sich? Nennt man das überhaupt »Verabredungen«? Geht man in unterschiedlichen Supermärkten einkaufen, um ein zufälliges Aufeinandertreffen zu vermeiden, wenn man mit dem Gatten oder der Gattin unterwegs ist? Oder ist es besser, sich ab und zu in einer unverfänglichen Situation zu sehen, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen?

Zweitens litt er unter einer merkwürdigen Art von Eifersucht. Ihm war klar, dass seine Geliebte verheiratet war, doch hin und wieder quälte ihn der Gedanke, dass sie eine bestimmte Technik – eine Berührung oder einen Kuss – von ihrem Ehemann gelernt hatte.

Drittens waren beide keine fünfundzwanzig mehr.

Ambler hatte schon im Baugeschäft gearbeitet, als er noch jung gewesen und zum Fischen und Jagen gegangen war – seine körperliche Betätigung hatte ihren Teil dazu beigetragen, dass die unvermeidlichen Auswirkungen des fortschreitenden Alters und des vielen Herumsitzens gemildert wurden. Aber es war nicht zu leugnen, dass seine Muskeln dem Fett Platz machten, dass seine früher einstündigen Erektionen auf eine Viertelstunde geschrumpft waren und dass er anschließend für die nächsten vierundzwanzig Stunden diesbezüglich außer Gefecht gesetzt war. Sein Haar war dünn – allerdings zum Ausgleich dafür nicht ganz so grau –, und er hatte Hängebacken bekommen, in die er immer mit dem Finger hineingestochert hatte, sobald er am großen Spiegel im Esszimmer vorbeigekommen war, eine Angewohnheit, die er nach einer Bemerkung seiner Frau schlagartig abgelegt hatte.

Seltsam war aber, dass seine Geliebte im Vergleich zu ihm mehr Hemmungen hatte, obwohl sie mehr als zehn Jahre jünger war als er. Und obwohl ihr Körper locker für den einer Dreißigjährigen durchgehen konnte, schaltete sie immer das Licht aus und schloss die Vorhänge, bevor sie sich auszog.

Doch trotz dieser Probleme hatten ihre Treffen rasch eine für beide angenehme Struktur erhalten, und sie hatten bald festgestellt, dass sie schon seit Jahren nicht mehr so guten, schweißtreibenden Sex gehabt hatten.

Heute, hier in dem stark nach Holz riechenden Schlafzimmer, drückte er sie mit aller Kraft gegen das schlichte Eichenbett und presste seine Hüften hart gegen ihre. Fast rücksichtslos. Er war sich nicht sicher, warum. Er wusste von seinem Ruf als rücksichtslosem Geschäftsmann und galt auch sonst nicht als zart besaitet, aber er hätte sich nie eingestanden, er würde auch

gegenüber jemandem, den er liebte, ein solches Verhalten an den Tag legen. Doch als er spürte, wie er sich dem Höhepunkt näherte, wollte er seiner Mätresse weh tun. Er wollte, dass sie zugab, dass sie Schmerzen hatte, er aber nicht aufhören sollte.

»Tut es weh?«

»Ja«, flüsterte sie heiß in sein Ohr.

Sie keuchte zweimal und flüsterte etwas, das er nicht verstand, dann sagte sie: »Hör nicht auf. Nein, hör nicht auf. Mir gefällt das.« Die Worte klangen für ihn wie Musik. Er sog den Duft ihres Parfüms und ihres Schweißes ein.

»Dir gefällt das ...«

»Hör nicht auf.«

»... wenn es dir wehtut?«

»Oh, Wex ...«

Anschließend lagen sie nebeneinander. Anders als wenn er mit seiner Frau geschlafen hatte, begannen er und seine Geliebte gleich zu reden, nachdem sie wieder zu Atem gekommen waren.

Heute allerdings küsste er nur ihre Stirn und flüsterte ihr ein »Schatz« zu. Dann lagen sie, halb dösend und in ihre jeweiligen Gedanken versunken, fünf Minuten einfach nur nebeneinander.

»Er ist immer noch da, habe ich gehört«, sagte Ambler wie beiläufig.

»Wer?«

»Der Mann von der Filmgesellschaft.«

»Habe ich auch gehört.«

»Was, denkst du, will er?«

»Ein bisschen ausspannen nach dem Unfall, nehme ich

an.«

»Sie werden den Film doch jetzt nicht mehr hier drehen, oder?«, fragte Ambler.

»Warum magst du ihn nicht?«

*Warum sagst du, dass ich ihn nicht mag?* Das sagte Ambler aber nicht, sondern: »Überleg doch mal, was passiert ist. Mit den Drogen und dem ganzen Zeug.«

»Das war nicht seine Schuld.«

»Filmleute.«

»Sind genauso wie alle anderen auch«, hielt sie dagegen.

»Du bist froh, dass er noch hier bleibt, oder?«

»Wex, um was geht's hier eigentlich?«

»Drogen und ...«

»Du übernimmst die Rolle des moralischen Beschützers der Stadt und jagst den Menschen Angst davor ein, dass sie von der großen, bösen Welt lebendig verschlungen werden.«

Er wurde nervös, dachte nach. Nein, sie konnte nicht wissen, was Mark getan hatte. Sie wäre nicht hier, wenn sie Verdacht geschöpft hätte. »Da lobst du mich aber über Gebühr.«

»Du schüchterst die Leute ein.«

»Als wenn ich die ganze Stadt einschüchtern könnte.«

Nach einer Pause sagte er: »Hast du mit ihm wegen einer Rolle geredet?«

»Nein.«

»Würdest du?«

»Ich habe es mir überlegt. Ich dachte ...«

»Du dachtest, du wärst Lana Turner«, spottete er.

»Ich bin nutzlos hier. Mein Leben ist nutzlos. Ich sollte



...«

»Du solltest was?« Er klang verzweifelt.

»Nichts.«

»Dein Leben ist überhaupt nicht nutzlos.«

»Ich habe das Gefühl, als würde ich nur ziellos umhertreiben.«

»Wie kannst du so was sagen? Du hast mein Leben zu etwas ganz Wunderbarem gemacht.«

Der Satz lastete schwer auf ihr. Sie drückte seinen Arm, doch er war froh, dass es dunkel war. Er war rot im Gesicht vor Verlegenheit.

»Hast du je darüber nachgedacht umzuziehen?«, fragte er.

Pause. »Ja, habe ich.«

»Du würdest einfach abhauen, ohne mit mir darüber zu reden?«

»Leg mir nicht die Worte in den Mund. Das habe ich nicht gesagt. Ich habe eine Menge Möglichkeiten.«

»Einige davon betreffen auch mich, andere nicht. Ich verstehe.«

»Wex.« In ihrer Stimme schwang etwas Schroffes mit. Ambler glaubte nicht, dass er es früher schon einmal wahrgenommen hatte. Ob sie sich jetzt wohl zum ersten Mal richtig streiten würden? Das wäre schlimm – angesichts dessen, was er vorhatte, ihr zu sagen.

»Mach doch die Sache nicht kaputt«, fuhr sie fort.  
»Zwischen uns, meine ich.«

»Ist was nicht in Ordnung?«

»Nein, alles ist in Ordnung. Was meinst du?«

Genauso waren die Gespräche mit seiner Exfrau immer gelaufen. Bevor seine Liebe zu ihr erloschen war.

Er ging in die Defensive. »Du wirkst nur ... ach, ich weiß nicht.«

»Wir reden doch nur miteinander«, meinte sie. »Nimm es nicht persönlich.«

»Du bist diejenige, die auf einen Kampf aus zu sein scheint.«

»Bin ich nicht.«

Nach einer Weile spürte er, wie sie neben ihm starr wurde und sich von ihm entfernte. Nur ein paar Millimeter – aber weit genug, dass er nicht mehr tat, was er instinktiv hatte tun wollen: ihr unschuldig ans Bein fassen auf der Suche nach Vergebung für ein Vergehen, dessen Natur ihm nicht recht klar war.

Dieser Tag verlief nicht so, wie er geplant hatte. Ganz und gar nicht. Er wünschte, sie hätten keinen Sex gehabt. Das Machtverhältnis verschob sich dabei zu seinen Ungunsten. Männer gegen Frauen. Nie würde sich das ändern.

Schmerz und Wut übermannten ihn.

Lange Zeit schwiegen sie. Er rang mit sich, dann wischte er seine verschwitzte Hand am Laken ab. »Kann ich dich was fragen?«

Sie gab keine Antwort.

»Wie lange sind wir jetzt schon zusammen? Sechs Monate?«, fragte Ambler.

»So ungefähr«, antwortete sie neutral.

»Ich dachte nur ... ich bin darin nicht gut.« Genauso unbeholfen hatte er sich angestellt, als er sich mit ihr zum ersten Rendezvous verabredet hatte.

Sie wurde wieder etwas lockerer. Er wusste, dass sie eine Schwäche für galante, ritterliche Männer hatte. »Was willst du mir sagen, Wex?«

Wenigstens klang ihre Stimme nicht mehr so hart.

In seinem Kopf herrschte völlige Leere, bevor er plötzlich damit herausplatzte: »Ich glaube, wir sollten heiraten.«

Er wollte locker mit der Sache umgehen. Er wollte einen Witz daraus machen. Wie älter werdende Paare in Sitcoms. Freche Kommentare und schlagfertige Antworten. Grimassen schneiden für die Kamera. Ihm fiel aber nichts ein, was er sonst noch hätte sagen können.

Und von ihr: beharrliches Schweigen. Als ob sie selbst das Atmen eingestellt hätte.

Es konnte doch nicht sein, dass sie nicht schon einmal darüber nachgedacht hatte, oder? Lag er denn mit seiner Vermutung völlig daneben, dass er die Situation so falsch eingeschätzt hatte? Sein Herz pochte so laut, dass er es sogar hörte.

Sie berührte seinen Arm. »Wir haben gesagt, wir würden das nie in Betracht ziehen.«

»Das war vorher.« Er suchte vergeblich nach einem wichtigen Meilenstein in ihrer Beziehung – das fünfundzwanzigste Mal, an dem sie Sex hatten? Das zwölfte gemeinsame Abendessen bei Kerzenschein? Das sechzigste Mal, als sie über einen vertrauten Witz gelacht hatten?

Sie setzte sich auf und schaltete die Nachttischlampe an. Das Licht war schwach, weil sie ihn gebeten hatte, eine schwache Glühbirne hineinzudrehen. Er wusste, dass sie kein grelles Licht mochte.

Meg Torrens zog die Steppdecke um ihre Schultern. »Oh, Wex«, sagte sie nur.

Und aus diesem Namen, den sie mit einem liebevollen, freundlichen Lächeln ausgesprochen hatte, hörte er das

Nein so deutlich heraus, als hätte sie es geschrien.

## *TODESSTILLE/ BIG MOUNTAIN STUDIOS*

### *AUSSEN. STRASSE NACH BOLT'S CROSSING NAHE EINEM WALD – TAG*

*EXTREME NAHAUFNAHME: GESICHT VON JANICE.  
Weniger vom Alter als vom Wetter gezeichnet. Man  
erkennt darin die verborgene Schönheit einer Frau mit  
vierzig. Eine erdverbundene Mutter. Sie war in  
Woodstock. Sie hat in Woodstock geweint und hat sich  
bekifft. Ihr langes Haar hängt über ihr Gesicht, durch das  
ihre rötliche Haut hindurchschimmert. Sie streicht es zur  
Seite. Der Wind bläst es wieder zurück.*

*HALBNAH: SHEP. Er lehnt an seinem Motorrad. Als  
Licht sollte ein Magenta-Gelfilter verwendet werden,  
damit das Chrom wie mit einer Aura umgeben leuchtet  
und mit dem Sonnenuntergang hinter Shep und Janice  
harmoniert. Er ist hin und her gerissen. Er hat ihr gesagt,  
dass er sie verlassen wird, und er will gehen. Aber er  
sucht auch verzweifelt etwas an ihr, das ihn daran hindert,  
sie zu verlassen. Ist es Mitleid? Oder ist es etwas, das  
echter ist, auf Gegenseitigkeit beruht? Er weiß es nicht.*

Pellam saß in seinem heißen Wohnmobil – obwohl er mit seinen Gedanken in Bolt's Crossing war, nicht in Cleary, New York.

Und dort, in Bolt's Crossing, wäre er jetzt am liebsten.

In Bolt's Crossing gab es kein stinkendes Autowrack, bei dem die Federn der Sitzpolster herausstanden wie

versengte Haarbüschel.

In Bolt's Crossing waren die einzigen Menschen, die reglos in Leichenhallen lagen, nicht tot, sondern zogen in vier Szenen in Rückblenden aufmüpfig, voller Lust und lachend durch die Welt.

In Bolt's Crossing starben Menschen wie Marty nicht.

*ÜBERBLENDE ZU:*

*HALBNAH, WECHSEL zwischen Janice und Shep*

*JANICE*

*Ich habe gehofft, dich hier anzutreffen.*

*SHEP*

*(Meidet ihren Blick)*

*Die Bremsen haben mir Schwierigkeiten gemacht. Ich dachte, ich sollte sie reparieren, bevor ich losfahre.*

*JANICE*

*Ich habe darüber nachgedacht, was du gesagt hast. Gestern Abend. Über mich.*

*SHEP*

*Ich war durchgedreht. Ich ...*

*JANICE*

*Du hattest Recht. Ich suche immer noch nach Antworten in der Vergangenheit. Wenn ich nicht aufpasse, wird es keine Zukunft mehr geben.*

Mit einem zufrieden stellenden Surren der Walze zog Pellam das Blatt aus der Schreibmaschine. Oben drüber schrieb er »Einfügen 58A« und schob es an die entsprechende Stelle im Ordner mit dem Manuskript, dessen Bindung er gelöst hatte. Jetzt war es einfach ein Stapel mit hundertfünfzig Blättern aus knittrigem Papier, voll mit handschriftlichen Notizen und ergänzt durch Einschübe wie diesen.

Er legte die Hand auf den Stapel, dann nahm er ihn hoch und ließ die Blätter über den Daumen gleiten, spürte den leichten Wind auf seinem Kinn.

Dann ging er nach vorne und setzte sich auf den Fahrersitz, wo er durch die verschmierte Windschutzscheibe blickte. Jetzt sah er nicht mehr mit den Augen des Kameramanns die phänomenale Abenddämmerung in Bolt's Crossing, sondern die kurvenreiche Landstraße, die nach Cleary hineinführte.

Der Motor sprang sofort an. Er fuhr in die Stadtmitte, parkte, stieg aus und wurde prompt vom Licht der strahlenden Sonne geblendet. Mit zusammengekniffenen Augen ging er die Main Street entlang, bis er einen Schreibwarenladen entdeckte. Dort legte er den Stapel Papier auf die Theke und fragte, ob man das hier kopieren könnte. Der höfliche, heftig von Akne geplagte Jugendliche meinte, es würde etwa zwanzig Minuten dauern. Pellam wollte im Voraus bezahlen, doch der Junge lehnte ab. »Nein, Sir, das eilt nicht. Ich will sichergehen, dass Sie mit dem Ergebnis auch zufrieden sind.«

Pellam zögerte. »Klar«, sagte er schließlich, als er sich daran erinnerte, dass er hier nicht in Los Angeles oder New York war und es keinen Grund für ihn gab, einem höflichen Menschen gegenüber misstrauisch zu sein.

Er ging wieder hinaus, um sich in der Zwischenzeit

einen Kaffee zu besorgen. Die Straße glänzte im Sonnenlicht. Auf der anderen Seite lag Marge's Café, doch in Gedanken an seinen letzten Besuch dort mit Marty zusammen entschied er sich dagegen. Er zog es vor, sich einen Platz zu suchen, an dem er nicht so bekannt war. Schließlich wollte er nicht von der Kellnerin bewundert werden, er wollte nicht über Marty reden, über Filmrollen oder Hollywood.

Er ging in einen Supermarkt mit Imbissstand, wo vor der geschwungenen türkisfarbenen Theke Chromhocker mit roten Vinylbezügen standen.

»Hallo, Mr. Pellam«, grüßte einer der Angestellten im mittleren Alter, den Pellam nie zuvor gesehen hatte.

So viel zur Anonymität.

Und auch zur Feindseligkeit. Wie auch immer die offizielle Einstellung zu Drogen und Kinofilmen war, das halbe Duzend Gäste warf ihm deutliche Blicke zu und lächelte ihn erwartungsvoll an, womit sie sagen wollten: Ich will ja gar nicht fragen, aber falls Sie mich nach Hollywood schleifen und mich in einer Sitcom-Episode Ihrer Wahl unterbringen wollen – nur zu.

Er nickte, ging zum öffentlichen Telefon und versuchte über seine Kreditkarte anzurufen. Die Kreditkartennummer von seiner Firma war gesperrt. Seufzend ließ er den Anruf auf seine eigene Karte anrechnen. Nach fünf Minuten hatte er den Produktionsassistenten an der Strippe. Der Junge war in bester Laune.

»He, *hombre*. Es wäre besser für dich, wenn Lefty kein Peilungsgerät aufgestellt hat. Denn wenn, dann würde gerade eine Location-Scout-Suchrakete auf deinen Arsch gerichtet sein.«

»Er hat doch nicht etwa seinen Rausschmiss

zurückgenommen, hä?«

»Oh, Junge, wegen dir wäre der Film beinahe geplatzt, aber ich glaube, jetzt kriegen wir es doch noch auf die Reihe. Lefty ist einem der Geldesel in den Arsch gekrochen, und ich denke, es hat sich gelohnt. Shysters hat gesagt, Martys Unfall sei höhere Gewalt. Deswegen hat Lefty jetzt noch ein paar Wochen länger zur Verfügung.«

»Habt ihr einen Drehort?«

»Noch nicht, aber wir haben in Pennsylvania einen Freelancer. Dort wird es eben später Herbst. So haben sie mehr Zeit zum Drehen.«

»Pennsylvania ist völlig verkehrt«, wehrte Pellam ab.

»Ich stelle dich zu Lefty durch. Du kannst es ihm selbst sagen.«

»Du hörst dich ziemlich ruhig an.«

»Ich stehe unter Medikamenten.«

»Ich habe was vor, dazu brauche ich deine Hilfe.«

»Nein.« Die Fröhlichkeit in Person. »Auf gar keinen Fall.«

»Hör einfach mal zu. Ich werde ...«

»John, klär mich auf – willst du versuchen, dass ich gefeuert werde?«

»Jeder Produktionsassistent wird gefeuert. Dein Posten ist nur eine Durchgangsstation.«

Ein Seufzer. »Gut, leg los.«

»Ich habe das Drehbuch geändert.«

»Welches Drehbuch?«

»*Todesstille*.«

»Hmmm. Warum?«

»Ich möchte, dass du Bob die Änderungen gibst. Macht er immer noch die Regie?«



»Pellam, bist du wahnsinnig?«

»Zeig sie nicht Lefkowitz. Nur dem Regisseur. Los, wiederhole, was ich gesagt habe.«

»Nein.«

»Beantworte meine Frage. Hat Lefty Bob rausgeschmissen?«

»Nein, und das kann er auch gar nicht. Er steckt zu tief in der Scheiße. Seine Probleme mit der Frist sind fast so schlimm wie sein Herpes.«

»Gut. Ich schicke die Sachen per Express.«

»John, nein.«

»An dich.«

»John, es gibt keine Möglichkeit, dass du wieder genommen wirst.«

»Darum mache ich mir gar keine Sorgen. Ich will noch nicht mal im Abspann erwähnt werden. Die Geschichte ist so gut, die darf man nicht mit diesem bescheuerten Drehbuch versauen. Zeig die Änderungen Bob, aber lass sie nicht Lefty sehen.«

»John ...«

»Tschüss.«

»... nein.«

Bevor Pellam sich an den Tresen setzte, bemerkte er ein Gestell mit Sonnenbrillen. Seine hatte – dank Meg Torrens' kleinem Toyota – das gleiche Schicksal erlitten wie die Polaroidkamera. Deswegen entschied er sich, eine neue zu kaufen. Er probierte eine Brille mit verspiegelten Gläsern in Tropfenform und warf einen prüfenden Blick in den Spiegel.

Pellam lächelte. Perfekt. Genau: *Der Unbeugsame*.

»Die steht Ihnen«, sagte der Mann hinterm Tresen.

»Wie sehe ich aus? Wie ein Kleinstadt-Sheriff?«

»Ja Sir, mit der Brille könnten Sie sich jederzeit an eine Radarfalle stellen.«

»Ich nehme sie«, meinte Pellam.

»Möchten Sie auch das Etui aus Kunstleder dazu?«

»Ja, okay.«

Er setzte sich an den Tresen. Der Angestellte schien kein großes Interesse an einer Hollywood-Karriere zu haben und redete mit Pellam nur übers Reisen, das in seinem Leben einen wichtigen Platz einnahm. Er erzählte von seinem diesjährigen Urlaub mit seiner Frau in Chile und Peru.

»An die Luft denkt man zuerst überhaupt nicht. Die Höhe, wissen Sie. Man geht ein paar Straßenblocks weit – na ja, dort gibt es keine richtigen Straßenblocks, aber Sie wissen schon, was ich meine –, dann muss man sich schon hinlegen und ein Nickerchen machen. Es ist total anstrengend! Und ich dachte, ich sei gut in Form. Ich kann ohne Probleme ein paar Ster Holz klein hacken. Aber dort musste ich mich geschlagen geben. Diese vielen kleinen, alten Frauen allerdings, die düsen da rum, als würde ihnen die Luft nichts ausmachen, und verkaufen einem Töpferwaren, Decken und Schmuck. Sobald sie Geld sehen, kommen sie auf einen zugerannt. Sie legen einen Sprint hin! Und das in dieser Luft. Na, man muss eben daran gewöhnt sein.« Dann fasste er seine Ausführungen zusammen:

»Alles ist relativ.«

»Glaube ich auch«, bestätigte Pellam und hörte sich die Geschichte von Machu Picchu an.

Schließlich blickte er auf seine Uhr. »Ich muss los und was abholen.«

»Wir waren auch am Orinoco, aber ein Krokodil habe ich nicht gesehen.«

»Das Leben ist voller Enttäuschungen.« Pellam stand auf und setzte die Polizistenbrille auf.

»Ist überhaupt keine Enttäuschung für uns. Sally und ich fahren im Oktober noch mal hin. Dann finden wir eins. Das verspreche ich Ihnen.«

Pellam wünschte ihm viel Glück.

## ... Zwölf

Als Pellam seinen Wohnwagen in der Einfahrt zum Haus der Familie Torrens parkte, fiel ihm der Begriff »Heimstätte« ein. Meg trat auf die Veranda heraus, lächelte und sprang die paar Stufen hinab zum Weg, der zur Einfahrt führte. Mit ihrer Schürze, an der sie sich die Hände abtrocknete, sah sie aus wie eine Hausfrau in einer Seifenoper aus den Sechzigern.

Allerdings wie eine in enger, blauer Seidenbluse, bei der die obersten zwei – oder waren es drei? – Knöpfe offen standen.

Augen nach oben, Junge.

Mein Gott, hat die aber viele Sommersprossen am Dekollete.

Hach, Frauen mit Sommersprossen sind einfach unwiderstehlich.

»Was führt Sie denn hierher, Pellam?«

»Ich wollte mir was leihen.«

Sie kniff die Augen zusammen. Einen Witz reißen oder nicht? »Ein Butterfass?«

»Nö.«

»Bärenfett für Ihren Vorderlader?«, war ihr nächster Versuch.

Ha, erwischt.

Er lächelte nachsichtig. »Sie dürfen sich glücklich schätzen, mit einem der wenigen Menschen im Staat New York zu reden, der je mit einer Sharps .54 geschossen hat.«

»Eine Sharps? He, Kleiner, das können Sie vergessen«,

konterte sie schlagfertig. »Das ist ein Hinterlader mit Fallblockverschluss, kein Vorderlader.«

Oh, erwischt.

Sie lachte herzlich, als sie seinen erschütterten Gesichtsausdruck sah. »Mädchen schmelzen bei Gesprächen über Gewehre normalerweise dahin, was?«

»Niemand auf dieser gottverdammten Welt außer mir und wiedergeborenen Waffenfanatikern weiß noch, was eine Sharps ist.«

»Ich habe nie damit geschossen, aber mein Vater hatte eine. Er hat Waffen gesammelt. Ich selbst habe einen Springfield-Hinterlader im Arbeitszimmer.«

»Nicht möglich!« Er lachte. »Eine fünfundvierzig siebzig?«

Sie nickte. »Karabiner. Mit Sattelring und allem Drum und Dran.«

»Verdammt, was für eine Frau! Haben Sie damit auch geschossen?«

»Wozu taugt eine Waffe, wenn man sie nicht benützt? Aber versuchen Sie mal, den Geruch vom Schießpulver aus der seidenen Unterwäsche rauszukriegen.«

»Das Problem habe ich eher weniger.«

»Sam und ich nehmen sie manchmal mit zum Übungsschießplatz. Ist natürlich schwer, Munition dafür aufzutreiben.«

»Genau deswegen bin ich hier.«

»Wegen der Munition?«

»Wegen Ihres Sohnes.«

»Ach, die Bombenexpedition.« Sie nickte.

»Genau. Ist das in Ordnung?«

»Haben Sie jemals Eltern kennen gelernt, denen es was

ausmacht, wenn man ihnen die Kinder für ein paar Stunden aus den Füßen räumt?«, fragte sie und rief nach Sam, bevor sie sich wieder Pellam zuwandte. »Ach, bevor ich es vergesse: Am Samstagnachmittag ist das Apfelfest. Hätten Sie Lust, es sich anzusehen?«

»Denke ja.«

»Werden Sie da sein? Das ist ein Familienfest.«

Was sollte denn das bedeuten? *Werden Sie da sein – das ist ein Familienfest.* Eine Sekunde wartete er, ob noch weitere Infos folgen würden, dann sagte er: »Klar. Ich freue mich schon darauf.«

Sam tauchte auf. »Hallo, Mr. Pellam, gehen wir uns die Bomben anschauen?«

»Und ob, Sam.«

»Prima! Können wir mit dem Wohnmobil fahren?«

»Ein anderes Fahrzeug habe ich nicht.«

»Darf ich, Mom?«

»Klar, aber seid um sechs zum Abendessen wieder zurück.«

»Mr. Pellam, dort gibt es echt die besten. Sie haben rote und grüne Granaten und Werfergranaten, in denen kein Pulver mehr drin ist, wie Dad sagt, und Handgranaten ...«

»Sie dürfen ihm unter keinen Umständen etwas kaufen.«

Pellam lachte. »Ja, Ma'am.«

Sie stiegen ins Wohnmobil.

»He, Sam, ich habe eine tolle Idee.«

»Was für eine denn, Mr. Pellam?«

»Warum nimmst du nicht deinen Metalldetektor mit?«

»Meinen Metalldetektor?«

»Ich habe eine Sammlung«, erklärte Pellam. »Und immer, wenn ich in einer neuen Stadt bin, ergänze ich

sie.«

»Ich sammle Dinosaurier. Und Baseball-Karten. Und natürlich Karten von Profiringern.« Sam sprang aus dem Winnebago und rannte ins Haus.

Diese Energie! Wo nehmen sie die nur her?

Nach zwei Minuten war er wieder zurück.

»Brauchst du Batterien?«

»Nein, sie sind aufgeladen. Ich habe Nickel-Cadmium-Akkus genommen. Was sammeln Sie, Mr. Pellam? Münzen?«

»Patronenhülsen«, sagte er.

»Wow.«

Wie sich herausstellte, stand Pellam genauso auf Bomben wie Sam.

Der Schrottplatz, zu dem sie gefahren waren, hatte viel mehr Klasse als der von R&W. Er hatte sich an die Adresse von der Liste seiner Pokerfreunde erinnert. Hier wurde zumeist das verkauft, was der Name schon versprach: Armeeresbestände, die es, anders als Bobby – oder war es Billy gewesen? – gesagt hatte, anscheinend immer noch in reichhaltiger Auswahl gab. Autoteile, Munitionskisten, tragbare Latrinen, Werkzeuge, Zelte, Taschenlampen. Alles in stabilem Zustand, olivgrün und funktional. Viele Dinge, die man eigentlich nur noch als Briefbeschwerer verwenden konnte: Bombenzielgeräte, alte Höhenmesser, Landserhelme, die auch als Pflanzkübel nicht mehr zu benutzen waren.

Aber die Bomben, ja, die waren herrlich. In allen möglichen Farben und Formen. Einige spitz wie Raketen, andere rund wie altmodische Flugzeugbomben. Jesses, waren die riesig. Vorsichtig klopfte Pellam auf eine drauf

– hohl.

»Das sind nur Übungsbomben«, beruhigte ihn Sam. »Sie brauchen keine Angst zu haben.«

»Ich habe keine Angst«, sagte Pellam schnell.

»Sie haben aber geguckt, als hätten Sie Angst, dass sie gleich losgehen würde.«

»Ha, ha.«

Sam zeigte ihm Werfergranaten, Granaten mit Aufschlagzünder und Bajonette, eklig aussehende Dinger mit tiefen Blutablauffrillen an den Seiten. Die meisten waren klebrig vom Kreosot.

Egal, was Meg ihm gesagt hatte – er wollte dem Jungen eine Bombe kaufen. Sie kosteten nur fünfzig Dollar. Dann musste er zugeben, dass er selbst eine haben wollte. Eine dunkelblaue. Diese würde er vorne an seinem Winnebago befestigen.

Nein, eigentlich wollte er sich eine kaufen und per Nachnahme an Alan Lefkowitz, c/o Big Mountain Studios, Santa Monica Boulevard, Century City, Kalifornien schicken.

Dann dachte Sam, es sei Zeit, nach Patronenhülsen zu suchen. Sie kletterten wieder ins Wohnmobil, fuhren zehn Minuten über Land, stellten den Wagen ab und marschierten los.

Sie gingen durch einen Wald auf einem deutlich gekennzeichneten Weg. Über der Schulter des Jungen hing ein Kasten, in den Händen hielt er einen kurzen Metallstab mit einer Scheibe daran. Um seinen Hals hing ein Kopfhörer. Sie waren allein, es war ein ruhiger Tag. Immer wieder sah Sam zu Pellam hoch, als erwartete er von ihm irgendeine brillante Bemerkung.

»Glauben Sie, wir werden hier Patronen finden?«



»Man weiß nie.«

»Von Jägern?«

»Genau.«

»Gehen Sie auf die Jagd, Mr. Pellam?«

»Ja. War aber schon eine ganze Weile nicht. Mein Vater und ich sind immer zusammen losgezogen.«

»Wo wohnt er?«

Pellam blickte zu ihm hinunter. »Er ist vor ein paar Jahren gestorben.«

»Wie Opa Wold.«

»Ist das der Name von deiner Mutter? Wold?«

»M-hm. Sie hat eine Waffe, meine Mutter. Opa hat sie ihr gegeben. Eine alte. Manchmal gehen Mom und ich zum Fluss und schießen mit ihr. Puh, das ist tierisch laut, echt der Wahnsinn. Und ich kippe fast hintenüber.«

Er legte den Detektor zur Seite und zeigte, wie er mit dem Gewehr schoss und nach hinten fiel. Reglos blieb er auf dem Boden liegen.

Voller Panik sah Pellam zu ihm hinunter. »He, alles in Ordnung? Geht's dir gut?«

»Klar!« Er sprang auf. »Mein Dad geht nicht oft auf die Jagd. Manchmal gehen wir angeln. Was jagen Sie?«

»Fasane, Enten, Gänse.«

»Mögen Sie Football?«, fragte Sam.

»Habe ich mal gespielt.«

»Ja, das dachte ich mir! Als Profi, wette ich.«

»Profi? Dazu bin ich ungefähr fünfzig Kilo zu leicht. Nö, nur in der Highschool.«

»Quarterback, stimmt's?«

»Fänger. Ich dachte, es wäre besser, nur von einem oder

zwei großen Jungs angesprungen zu werden als von vier oder fünf.«

»Wie ist es, wenn man einen Touchdown erzielt? Und über die Linie rennt? Mir gefällt das, wenn sie über die Linie rennen und den Ball einfach so fallen lassen, als wäre das nichts Besonderes für sie. Das sieht echt prima aus! Wie ist es?«

»Ich habe nicht so viele Punkte gemacht. Ich war nicht so gut.«

»Klar waren Sie das!«, widersprach der Junge. »Ich wette, Sie haben das Team gerettet. Wann war das? Vor ein paar Jahren?«

»Mehr als zwanzig.«

Sam rollte mit den Augen. »Heiliger Bimbam, dann sind Sie ja älter als meine Mom. Sie sehen gar nicht alt aus.«

Pellam lachte. Er hatte vergessen, mit welcher Wucht Kinder die sorgfältig gehegten Illusionen von Erwachsenen über den Haufen werfen konnten.

»He, Mr. Pellam, können wir ab und zu ein bisschen üben? Meine Mom versucht es, aber sie ist ja ein Mädchen, wissen Sie? Vielleicht können wir zwei üben, und Sie geben mir ein paar Tipps. Mein Dad ist ja meistens beschäftigt. Er kümmert sich nur um seine Arbeit.«

Pellam wusste genug vom Leben, um darauf nicht einzugehen. »Wir werden sehen«, meinte er nur.

»Meiner Mutter würde es gefallen, wenn Sie noch eine Weile bleiben. Sie mag Sie, das weiß ich.«

Und darauf auch nicht.

Sie erreichten einen Kamm, von dem aus man freie Sicht zum etwa zweihundert Meter entfernten Parkplatz hatte, auf dem Marty gestorben war. Es gab, soweit Pellam

sehen konnte, nur noch eine höhere Stelle, von der aus man auf den Parkplatz blicken konnte, aber die war etwa fünfhundert Meter entfernt. Mit einem guten Zielfernrohr wäre ein Treffer nicht unmöglich, aber ein Scharfschütze würde wahrscheinlich diese Stelle hier wählen. Zudem blickte man hier von hinten auf den Parkplatz, und wenn Marty vorwärts eingeparkt hatte, hatte der Tank im Schussfeld gelegen.

Trotzdem wäre der Schuss selbst bei ganz schwachem Wind eine haarige Angelegenheit gewesen, und an einem warmen Tag – und Martys Todestag war einer gewesen – musste die vom Tal heraufsteigende flirrende Hitze die Sicht trüben.

»Gut, Sam, an die Arbeit. Schau mal, was du für mich findest.«

Zehn Minuten ging Sam hin und her, fand zwei platt getrampelte Bierdosen und eine Viertel-Dollar-Münze – »Die gehört dir, Kleiner.« Plötzlich kreischte er auf und rannte zu Pellam, in der Hand eine lange Gewehrpatronenhülse Kaliber .22.

»Schade, die ist zu klein. Ich suche nach einer Zentralfeuer-Geschosspatrone. Kennst du den Unterschied?«

»Nein, Sir.«

»Bei einer .22 trifft der Zündstift am Rand auf die Patrone. Deshalb heißt sie Randfeuerpatrone. Bei größeren Kalibern wird die Zündkapsel in der Mittelachse getroffen. Deshalb heißen sie Zentralfeuerpatronen.«

»Wow, geil.«

»Komm her, ich zeig's dir.« Sam runzelte die Stirn, dann riss er die Augen weit auf, als Pellam seine Jacke öffnete und eine Waffe aus dem Hosenbund zog. Es war ein 1876er Colt, Stahl mit dunklen Rosenholzgriffen.

»Wow«, flüsterte der Junge.

Pellam hielt die Waffe auf den Boden gerichtet. »Man muss immer davon ausgehen, dass eine Waffe geladen ist, selbst wenn du weißt, dass es nicht stimmt, und du musst immer davon ausgehen, dass sie in jedem Moment losgehen kann. Deswegen darfst du sie nie auf etwas richten, es sei denn, du willst wirklich schießen. Kapiert?«

»Kapiert. Das ist eine Cowboy-Waffe.«

»Das ist ein Colt Peacemaker, ein .45er.« Er öffnete die Ladeklappe und holte mit dem Ausstoßer eine Patrone heraus. Das Ende hielt er so, dass der Junge es sehen konnte. »Hier ist die Zündkapsel in der Mitte. Der Stift am Hammer trifft auf die Kapsel, wodurch sich das Pulver entzündet. Bei alten Waffen wie dieser hier wird Schwarzpulver verwendet. Wie auch bei der von deiner Mutter. Bei neueren Waffen nimmt man Patronen mit rauchlosem Pulver.«

»Darf ich mal schießen, Mr. Pellam? Bitte!«

»Da müssen wir erst deine Eltern fragen. Vielleicht.«

»Dann schießen Sie auf was, ja?«

»Jetzt nicht, Sam. Das ist kein Spielzeug.« Er schob die Waffe zurück in seinen Hosenbund. »Suchst du nun meine Patronenhülsen?«

Mit noch mehr Begeisterung als vorher ließ der Junge den Detektor über den Boden schweben. Pellam achtete nicht besonders auf ihn, sondern sah hinüber zu der dunklen Stelle in der Ferne, wo der Boden des Parkplatzes umgegraben worden war – und wo Marty einen so grausamen Tod erlitten hatte. Er bemerkte nicht, dass sich der Junge bückte, etwas aufhob und zu ihm gerannt kam.

»Schauen Sie mal, was ich gefunden habe, Mr. Pellam. Hier!«

Sam ließ die beiden Hülsen in seine Hand fallen. Sie waren Kaliber .30, hatten aber eine seltsame Länge, waren kürzer als eine .30-'30 oder .30-'06, aber größer als eine Garand. Von einem Karabiner wie einem M1 konnten sie nicht stammen, weil man mit einem kurzläufigen Gewehr auf diese Entfernung nicht genau genug zielen konnte.

»Gute Arbeit, Sam.« Er klopfte dem strahlenden Jungen auf die Schulter. »Genau das habe ich gesucht.« Er steckte die Hülsen in die Tasche.

»Zeigen Sie mir irgendwann mal Ihre Sammlung, Mr. Pellam?«

»Na klar, Sam. Zeit, nach Hause zu gehen.«

»Oooh ...«

Gemeinsam gingen sie den Berg hinunter und redeten übers Angeln.

Sam war oben und Keith immer noch in der Arbeit, als Meg Torrens vor einem Truthahn-Sandwich mit kalter Preiselbeersauce saß und ein Glas Weißwein dazu trank. Vor ihr lag die *New York Times*, in der sie die Überschriften und den ersten Abschnitt aller Artikel las. Sie hörte das Knacken im Gebälk des hundert Jahre alten Hauses und das leise Bollern der Heizung. Es hatte etwas Beruhigendes, wie sich das Gerät mit Hilfe eines simplen Systems einschaltete und heißes Wasser durch die Rohre pumpte. Nach einer Weile würde sie wieder ausgehen, dann würde eine Weile lang absolute Stille herrschen.

Als sie den Feuilleton-Teil zu Ende gelesen hatte, legte sie die Zeitung zur Seite und ging nach oben in Sams Zimmer.

»Hi, Mommy.«

Sie ging zu seinem Computer.

»Erklärst du mir das noch mal? Man wählt, und was sagst du dann?« Meg blickte zum Computer hinunter.

»Oh, Mom.« Es war fast neun, und Sam war müde. »Das ist ein Modem. Da sagt niemand was. Man erhält nur einen Ton. Das heißt, dass du online bist.«

»Zeig's mir.« Im Radiowecker im Elternschlafzimmer wurde eine traurige Country-Melodie gespielt, ein alter Patsy-Cline-Song.

Sam beugte sich über die Tastatur und tippte gekonnt darauf herum. Meg und Keith bezahlten dreißig Dollar im Monat für den Zugang zu einer Datenbank mit aktuellen Ereignissen, die, wie Sam entdeckt hatte, ein Untermenü mit Sportberichten enthielt. In einem Monat hatte Sam die Kosten gesprengt, als er die Aufstellungen aller Baseball-Mannschaften seit 1956 ausgedruckt hatte.

Er griff zum Telefon und wählte eine Nummer. Sein Mund war vor Erschöpfung verzogen, obwohl Meg wusste, dass es ihm schmeichelte, ihr sein geheimes Wissen zeigen zu können. Aus dem Telefon war ein schrilles Quieken zu hören. Sam hielt ihr den Hörer hin wie eine Strahlenpistole. »Zap, zap, zap!« Dann drückte er auf einen Knopf an einem kleinen Kästchen. Der Computerbildschirm erwachte zum Leben.

»Du bist online, Mom. Wonach willst du suchen?«

»Ich will den Namen eines Mannes nachschauen.«

Sie tippte ein paar Buchstaben ein. Die Antwort war in fünf Sekunden da. Meg blätterte durch den Text. »Wie drucke ich das aus?«

»Entweder du druckst nur einen Bildschirmauszug oder lädst die ganze Datei herunter.«

Wo hatte er das alles nur gelernt?

»Sag mir nur, wo ich drücken muss.«

»Hier.« Sam drückte glücklich auf eine Taste, und der heisere Drucker begann zufrieden mit seiner Arbeit.

Und erinnerte Meg an die Polaroidkamera.

*Bzzzt.*

Das Geräusch dauerte eine Weile an. Es gab viel zu drucken.

## **... Dreizehn**

Äpfel.

Tausend Äpfel, hunderttausend, eine Million.

Noch nie in seinem Leben hatte Pellam so viele Äpfel gesehen. Und in so vielen Formen: Apfelkuchen, Beignets, Apfeltaschen, Apfelbutter, Apfelgelee, eingelegte oder kandierte Äpfel. Man ging fast darin unter. Es gab sie pfundweise zu kaufen oder getrocknet, lackiert und zu Kränzen oder Wandbehängen in Form von Gänsen und Schweinen zusammengeklebt.

Mädchen waren als Äpfel verkleidet, und alle Jungs schienen rot geschminkte Wangen zu haben.

Eine Frau versuchte ihm einzureden, er könnte einen holländischen Apfelkuchen gewinnen, wenn er einen Ring auf ein Brett mit draufgenagelten Äpfeln werfen würde.

»Ich hab's nicht so mit Äpfeln«, redete er sich raus.

Auf dem Football-Feld tummelten sich mehr als tausend Menschen, wälzten sich an den Buden vorbei, vergnügten sich mit den Spielen und begutachteten den zum Verkauf ausgelegten Plunder – Pullover, Schmuckkästchen aus Holz, Uhren aus Treibholz, Keramik und Makramee. Janine verkaufte Schmuck. Pellam war direkt darauf zugesteuert, hatte gewartet, bis sie mit einem potenziellen Verkäufer beschäftigt war, und hatte ihr seinen Pflichtbesuch abgestattet. Sie konnte nur schnell sagen: »Morgen zum Essen – weißt du noch?«

Er nickte.

»Um vier. Nicht vergessen, Casanova.« Sie zwinkerte und warf ihm einen Handkuss zu.

Pellam schätzte, dass Touristen und Einheimische sich in



etwa die Waage hielten. Niemand, der älter als siebzehn war, schien genau zu wissen, warum er überhaupt hier war. Die Touristen waren scharf auf ein ursprüngliches, originelles Erlebnis auf dem Lande. Sie hielten es eine Weile hier aus und kauften Vasen, Schmuck, Firlefanz und Essen, das sie mit nach Manhattan in ihre Wohnungen schleppten. Die Mamas und Papas von Cleary tratschten miteinander und schlugen sich die Bäuche voll. Die Kinder waren natürlich die Einzigen, die sich wirklich vergnügten, weil das Fest für sie vor allem eins bedeutete: tonnenweise Äpfel. Und wer hatte an einem schönen Herbsttag schon Verlangen nach etwas anderem?

Keine Polaroids mehr. Er hatte die Kamera im Wohnmobil gelassen. Jetzt war er hier auch nur ein Tourist, der sich die Blätter und Buden zu seiner Belustigung anschaute und die Landschaft genoss.

Fünf Minuten später tauchte der Toyota auf. Er jagte über den Parkplatz und kam leicht schleudernd auf dem bröckeligen Asphalt zum Stehen. Meg entdeckte Pellam sofort und winkte. Keith war nicht dabei, aber Sam. Der Junge wedelte ihm kräftig mit der Hand zu. Pellam überlegte, ob Sam seiner Mutter von Pellams Neigung erzählt hatte, tödliche Waffen zu sammeln.

Wie neulich beim Abendessen sah sie auch jetzt zehn Jahre jünger aus als die Matrone vom Land, die ihn im Krankenhaus besucht hatte. Ihr Haar war nicht kompliziert und steif in Form gebracht worden, sondern einfach zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie trug enge Jeans und eine dunkle Bluse mit Paisley-Muster und hohem Kragen, darüber eine Wildlederjacke und um den Hals einen alten Silberanhänger.

Der Junge stellte sich dicht zu ihm. »Hi, Mr. Pellam.«

»Na, Sam, wie geht's?«

»Hallo«, grüßte Meg. Pellam nickte nur zurück.

Plötzlich standen sie mitten in einer großen Gruppe junger Leute aus Manhattan in Polohemden. Die Männer mit lockigen dunklen Haaren, die Frauen in schwarzen Stretchhosen. Alle hatten kräftige Oberarme und Waden – mit freundlicher Unterstützung des New York Health and Racquet Clubs.

Als die Gruppe weiterging, waren sie wieder unter sich.

»Sie haben es also hierher geschafft«, begann Meg.

»Das hier hätte ich um nichts auf der Welt verpassen wollen.«

»Hier«, meinte Meg. »Ein Geschenk.«

Sie warf ihm einen Apfel zu, den er mit links fing.

»Ich hasse Äpfel«, sagte er.

Sam grinste. »Ich auch.«

»Ist Cleary immer noch eine Kleinstadt?« Pellam lächelte. Sie runzelte fragend die Stirn.

»Wird man nicht über uns reden, wenn wir so miteinander hier rumlaufen?«, fragte er. Sie hielten sich am Randbereich des Festgeländes auf.

»Sollen sie doch«, erwiderte Meg. »Heute fühle ich mich richtig rebellisch. Pfui.«

Sam stürmte von einer Bude zur nächsten, kam aber immer wieder zurück, um Pellam beiläufig, aber voller Ehrfurcht anzuschauen. Dann rannte er wieder weg, traf sich mit seinen Klassenkameraden, sie steckten die Köpfe zusammen, er blickte überrascht, verschlagen und übergücklich – und war immer in Bewegung.

»Die haben noch richtig Energie«, meinte Pellam, der die Kinder bei einem improvisierten Wettlauf beobachtete.

»Kinder sind einfach unvergleichlich, wenn es darum

geht, einen klaren Blick zu bekommen«, entgegnete Meg.

»Was sie einem über einen selbst beibringen, ist kaum zu übertreffen. Jemand hat mal gesagt, dass die ehrlichsten und hinterlistigsten, die grausamsten und die freundlichsten Menschen auf der Welt die Kinder sind.« Sie lachte.

»Das ist natürlich nur die halbe Wahrheit, wenn man von seinen eigenen Kindern spricht.«

»Wenn man mal überlegt, gibt es nur sehr wenige gute Filme über Kinder«, sagte Pellam. »Meistens sind sie nur sentimental. Oder sie wollen was aufarbeiten – wenn Regisseure versuchen, ihre eigene Kindheit auf Zelluloid zu packen. Oder den Kindern ihre eigenen Werte aufbürden – Erwachsenenwerte. Billige Filme, wenn Sie mich fragen. Ich würde gerne mal einen Film über die Zwiespältigkeit des Kindseins sehen. Das wäre mal ein gutes Projekt.«

»Warum schlagen Sie das nicht Ihrem Studio vor?«

Meinem ehemaligen Studio, dachte er, antwortete aber nicht auf ihre Frage. Meg rannte zu Sam, der gerade über einen Zaun klettern wollte.

Pellam stand vor einem Schießstand, bei dem man ausgestopfte Vögel, Schokoladentruthähne und einen echten, tiefgefrorenen Fünfzehnpfünder gewinnen konnte, wenn man auf kleine, mit Schaumgummi bezogene Enten schoss, die angemalt waren wie Truthähne. Als Waffe diente eine verbeulte Sears Pump Action .22. Pellam rief Sam zu sich.

»Was hättest du lieber, Kleiner? Einen von diesen kleinen ausgestopften Truthähnen oder einen aus Schokolade?«

Sam blickte schüchtern zu seiner Mutter auf. »Sag Mr. Pellam, was für einen du möchtest.«

»Vielleicht Schokolade?« Sams Augen waren auf Pellam gerichtet.

»Wenn er gewinnt, darfst du sie essen«, versprach ihm Meg.

»Aber vielleicht nicht alles auf einmal«, meinte Pellam.  
»Die sehen ziemlich groß aus.«

Pellam bezahlte einen Dollar. »Wie viele muss man abschießen, um so einen Schokoladentruthahn zu gewinnen? Den Größeren, meine ich.«

Der Mann lud das schwächliche Gewehr. »Sechs Treffer von zehn Schüssen.«

»Gut.« Pellam beugte sich vor, stützte sich auf der auf Brusthöhe stehenden Bank ab und gab langsam hintereinander vier Schüsse ab. Alle gingen daneben und wirbelten nur etwas Sand auf, wo die Kugeln aufgefangen wurden.

Sam lachte. Ebenso wie Meg.

Langsam richtete Pellam sich wieder auf. »Ich glaube, jetzt habe ich's raus.« Rasch hob er das Gewehr an die Wange. Sechs Schüsse – sechs mal ganz kurz hintereinander ein Knall, so schnell, wie er den Schlitten bewegen konnte. Sechs Enten flogen vom Ständer.

»Total geil, ey«, flüsterte der Mann in der Schießbude. Dann wurde er rot. »Oh, Entschuldigung, Mrs. Torrens.«

Pellam gab das Gewehr zurück, und Sam nahm, seine großen Augen auf Pellam gerichtet, den Schokoladentruthahn entgegen.

»Wie sagt man, Sam?«

»Total g...«, begann der Junge langsam.

»Sam«, warnte Meg.

»Äh ... gut. Wow, danke, Mr. Pellam. Das war geil. Echt voll geil, eh.«

»Sam«, wiederholte Meg.

»Mom denkt, ich würde immer so reden.«

»Ich weiß, was geil bedeutet«, sagte Pellam und sah sich die Schokolade an. »Ich hoffe, das da ist auch ... äh ... gut.«

Sam wickelte die Folie vom Truthahn und biss den Kopf ab. »Wow«, sagte er mit vollem Mund und ging weiter, drehte sich aber alle vier oder fünf Schritte um. Wieder eine Geschichte, die die Runde machen würde.

Meg und Pellam gingen weiter. »Ich dachte, Sie würden sich nur mit Vorderladern auskennen«, begann sie.

»Wenn man auf dem L. A. Freeway fährt, muss man wissen, wie man schießt.«

»Wo haben Sie das gelernt?«

»Von meinem Vater.«

»Wo sind Sie aufgewachsen?«, fragte sie.

»Simmons.«

Sie drehte sich zu ihm. »Nein! Gleich auf der anderen Seite vom Fluss?« Sie nickte Richtung Westen.

»Genau da.«

»Da sieht es doch fast so aus wie in Cleary.«

»Ein bisschen ärmer, ein bisschen schmutziger«, entgegnete Pellam. »Und wir haben keine Touristen zur Blättersaison. Dort gibt es vor allem Pinien.«

Schweigend gingen sie ein Stück weiter durchs hohe Gras am Rand des Football-Felds.

»Keith hat es nicht geschafft?«

»Er kommt später. Er ist noch in der Firma.«

»Es war sehr nett von ihm, dass er mir neulich geholfen hat.«

»Er hat erzählt, dass das, was Sie gesucht haben, geklaut

wurde.«

»Genau. Wir wurden überlistet.«

Nachdem sie noch ein Stück schweigend nebeneinander hergegangen waren, sagte Meg, als hätte Pellam nach ihrem Mann gefragt: »Keith hat sich verändert. Dass sein Partner starb, das hat ihn doch sehr mitgenommen. Seitdem findet er keine Ruhe mehr.«

»Wirklich? Das habe ich gar nicht bemerkt.«

»Ich war nicht sicher, ob er Ihnen helfen würde. Er mag keine Sachen, die, na ja, nicht zu seiner Materie gehören. Aber ich bin froh, dass er es getan hat.«

Sie wurden beobachtet – Dutzende von Köpfen drehten sich auffällig zur Seite, während die Blicke ihnen jedoch folgten.

Nachdem sie sich weitere fünf Minuten lang Buden angeschaut hatten, fragte Pellam: »Warum sind Sie von Manhattan weggegangen?«

»Keith hat eine Stelle in dem Pharmazieunternehmen bekommen, aber ich hatte keine Arbeit als Model, und mit der Schauspiellerei hat's auch nicht geklappt. Ich hatte ein Baby, und ich wollte schon immer ein Haus.«

»Und Ihnen gefällt es hier in Cleary?«

Sie lachte nervös und blickte zur Seite. »Es ist schwer für mich, Ihnen darauf eine Antwort zu geben. Und daran würde sich auch nichts ändern, wenn ich noch fünfundzwanzig Jahre hier leben würde. Ich würde den Ort nie so gut kennen, um Ihnen eine Antwort geben zu können. Solche Orte, Städte wie diese, werden in einen hineingeboren. Die Wurzeln reichen weit zurück. Wenn man auf einem anderen Weg hereinkommt, bleibt man immer Gast. Man kann überall mitmachen, man kann sich sogar in den Gemeinderat wählen lassen, aber Orte wie

Clery werden nie Teil von einem selbst. Man hat es in den Genen oder nicht. In meinen ist es nicht.«

Applaus in der Nähe. Eine neue Apfelkönigin wurde gekrönt. Ein paar Kinder zogen immer engere Kreise um ihn und Meg. Das Gerücht hatte sich verbreitet, dass er auf fünfzehn Meter Entfernung einer Schaumstoffente das Auge ausschießen konnte. Die Jungs hielten Abstand, während Meg und Pellam am Rand des Geländes entlangspazierten, in den Nasen der schwere Geruch von sich zersetzendem Gras.

»Die Frisur steht Ihnen gut so.«

Sie griff an ihren Pferdeschwanz, bis sie merkte, wie sie auf sein Kompliment reagierte, dann nahm sie die Hand wieder herunter. Meg mied den Augenkontakt mit ihm und wandte ihr Gesicht dem Horizont zu. Sie waren auf dem Weg zum Festzoo, einer traurigen Versammlung von Kühen, Ziegen, Gänsen, Enten und einem Pony. »Ist das der Grund, warum Sie und Ihre Frau sich getrennt haben?«, fragte sie schließlich.

»Hä, was meinen Sie?«

»Entschuldigung, ich dachte nur gerade daran, dass Sie dauernd auf Achse sind.«

»Es gab eine Menge Gründe. Klar, die Arbeit hatte viel damit zu tun.«

»Sie waren wie lange von zu Hause weg? Sechs Monate? Acht Monate?«

»Damals bin ich noch nicht so viel rumgereist.«

»Ich würde gerne reisen«, meinte sie. »Vielleicht ein bisschen schauspielern. Nicht unbedingt ein Star werden, vielleicht Charakterschauspiel. Sogar Ihre Arbeit würde mir gefallen.«

*Sogar Ihre Arbeit.*

*Nur ein Location-Scout.*

»Ich glaube nicht, dass Ihnen das gefallen würde.«

»Nun, ich liebe mein Haus«, sagte sie. »Das würde ich nicht aufgeben. Aber die vielen neuen Orte anschauen ... es ist, als würde man in Urlaub fahren, aber das Ganze hat Sinn und Zweck. Ich glaube, das wäre toll.«

Frauen sagen so was. *Mein* Haus. Nie *unser* Haus. Pellam erinnerte sich, dass seine Frau genau dasselbe gesagt hatte. Am Ende wurde es natürlich genau das – ihr Haus. Selbst erfüllende Prophezeiung vermutlich.

»Ich denke, ich würde Sam gerne ein oder zwei Wochen am Stück mitnehmen.« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Und Keith natürlich auch.« Sie blickte ihn an, doch er ließ keine Reaktion auf ihren Fehler erkennen. Wenn es denn ein Fehler gewesen war.

Pellam lenkte vom Thema »Zuhause« ab. »Ich kann wirklich nicht sagen, warum ich meine Arbeit mag. Es geht mir dabei nicht so sehr um die Suche nach einem Drehort. Ich meine, das ist schon in Ordnung, dafür werde ich ja bezahlt. Aber mir gefällt es, auf der Straße zu sein ...« Er fuchtelte mit dem Arm in der Luft herum. »Simmons ist – wie viel? – ein bisschen mehr als hundertfünfzig Kilometer von hier entfernt? Ich bin mit verfärbten Blättern und viktorianischen Häusern aufgewachsen. Aber ich war richtig froh, als ich diese Arbeit bekommen und mich auf den Weg gemacht habe, um in einer Stadt wie Cleary nach Drehorten zu suchen.«

Er winkte Sam zu. Sein Fanclub schien auf ein halbes Dutzend Mitglieder angewachsen zu sein.

»Einmal im März saß ich einen ganzen Monat lang zu Hause«, fuhr er fort. »Dann habe ich einen Anruf von einem Produzenten bekommen, der mich als Location-Scout für einen Gewerkschafterfilm wollte. Ich stieg in



mein Wohnmobil und fuhr direkt zu den Stahlwerken in Gary, Indiana. Hässlich, kalt, grau. Überall nur Schneematsch. Noch nie habe ich einen Ort gesehen, der so nah an der Hölle war wie dieser. Aber ich war froh, dass ich den Auftrag bekommen hatte.«

Sie rümpfte die Nase. »Ich würde nur an schöne Orte gehen. Rio, San Francisco, Hawaii ...«

Er lachte. »Sie würden nicht viele Aufträge bekommen.«

»Nein. Aber bei denen, die ich bekommen würde, hätte ich tierisch viel Spaß.«

»Gibt's hier irgendwo Bier?«

»Möglich, aber möchten Sie nicht lieber Apfelmost? Der ist hier ganz frisch.«

»Nein, ich möchte ein Bier. Ich hasse Äpfel, schon vergessen?«

»Dann vermute ich mal, dass auf einem Apfelfest nicht viel für Sie zu holen ist.«

»Das würde ich nicht sagen.«

Meg überhörte die Anspielung, sondern führte ihn lieber zu den Essbuden.

Während seine Mutter und Mr. Pellam durch den kleinen Zoo gingen, rannte Sam zu einem Stand, an dem man mit Pfeil und Bogen schießen konnte. Er hatte überlegt, zum Schießstand zurückzugehen und für Mr. Pellam etwas mit dem Gewehr zu schießen, aber dann erinnerte er sich, dass er den Stand mit den Pfeilen und Bögen gesehen hatte – wo man auf Hirsche aus Papier schoss. Einer der Preise war ein kleiner Football aus Plastik, und weil Mr. Pellam in der Schule gespielt hatte, wollte Sam diesen gewinnen.

Er gab dem Budenbesitzer einen Dollar für zehn Pfeile und erhielt einen einfachen kleinen Bogen, keinen der

großen Jagdbogen. Sam legte den Pfeil ein, wie er es im Ferienlager gelernt hatte. Er stellte sich in Position und zog die Sehne zurück. Seine Muskeln zitterten, und seine Finger ließen den Pfeil los, noch bevor er ihn richtig ausgerichtet hatte. Er traf den Hirsch im Rumpf.

»He«, rief jemand von hinten und lachte. »Hast ihn in den Arsch getroffen.«

Sam drehte sich um. Es war einer der Jungs von der Highschool. Einer aus den oberen Klassen, dachte er. Ned hieß er, wie er glaubte. Der Junge lächelte, doch Sam hielt sich an die allgemeine Grundschulregel, dass jeder Junge von der Highschool ein potenzieller Terrorist war. Sie nehmen dir das Essen weg, binden deine Sportschuhe zusammen und schleudern sie wie Gauchos ihre Bolas über elektrische Zäune, sie verfluchen dich, spucken dich an und missbrauchen dich als Sparringpartner.

Sam schluckte und achtete nicht weiter auf ihn. Er konzentrierte sich auf das Ziel – so wie es ihm seine Mutter gezeigt hatte: nicht auf den Bogen oder den Pfeil achten, sondern auf das Ziel. Er zog die Sehne zurück und kämpfte gegen den Schmerz in seinen dünnen Armen an, während er das Ziel ins Visier nahm. Dann ließ er den Pfeil los.

*Wusch.*

Mitten ins Herz.

»Verdammt gut«, lobte der Junge und schüttelte den Kopf. Sam blickte ihn vorsichtig an. Ned klang nicht sarkastisch. »Danke.«

Zwei weitere Schüsse ins Herz, einer in die Eingeweide, doch dann ließen ihn langsam seine Kräfte im Stich. Die nächsten vier Schüsse landeten im Strohballen, und erst der letzte traf den Hirsch wieder in die Eingeweide.

»Gut, Kleiner, du hast was aus der unteren Reihe

gewonnen. Was willst du?«

Sam zögerte. Der Junge würde bestimmt versuchen, ihm den Football wegzunehmen. Er müsste sich seinen Gewinn schnell schnappen und wegrennen. »So einen Football«, murmelte er.

»Gut, bitte schön.«

Sam nahm den grünen Plastikball und wollte sich rasch aus dem Staub machen, doch der Junge kam gar nicht drohend auf ihn zu. »Das waren ein paar gute Schüsse«, sagte er. »Ich wünschte, ich könnte auch so schießen.«

Sam lachte unwillkürlich. Dieser Junge von vielleicht siebzehn Jahren erzählte Sam, er könnte nicht so gut mit Pfeil und Bogen schießen wie er! Total komisch. »Das ist nicht schwer. Man muss nur ein bisschen üben, weißt du.«

»Wie heißt du?«

»Sam.«

»Ich bin Ned.« Er streckte ihm seine Hand entgegen. Kein Junge von der Highschool hatte einem Grundschüler jemals die Hand gereicht. Vorsichtig griff Sam zur Hand des anderen und schüttelte sie.

»He, soll ich dir mal was zeigen?«, fragte Ned.

»Zum Beispiel?« Sam hatte kein ungutes Gefühl mehr. Der Junge hätte sich jederzeit den Football schnappen und abhauen können. Aber nein, er lächelte nur und schien sich unterhalten zu wollen.

»Was Geiles?«

»Warum nicht?«, antwortete Sam und blickte in die Richtung, wo seine Mutter und Mr. Pellam langsam spazieren gingen, so, wie es seine Mutter normalerweise mit seinem Vater tat.

Ned führte ihn ins dichte Gehölz gleich abseits des Football-Feldes. »Was gibt's hier?«, fragte Sam.

»Wirst schon sehen.«

Nach etwa zehn Metern erreichten sie eine kleine Lichtung. Ned setzte sich und klopfte neben sich auf den Boden, wo Sam dann ebenfalls Platz nahm. »Zeig mal den Ball her.«

Sam reichte ihn Ned rüber.

»Der ist in Ordnung.« Er warf ihn von einer Hand in die andere. »Fühlt sich gut an.«

»Ich werde ihn Mr. Pellam schenken. Das ist der Mann von der Filmgesellschaft.«

»Ja, ich habe davon gehört. Das ist total gut, wenn man hier einen Film dreht.« Er warf den Ball zu Sam zurück.

»Hier hast du ihn wieder.«

Einen Moment herrschte Schweigen.

»Mir gefällt es hier«, sagte Ned schließlich. »Ist irgendwie abgeschieden.«

Sam sah sich um und dachte, dass es hier aussieht wie auf einer Waldlichtung. »Ja, ist ganz gut hier.«

»Hast du zehn Dollar?«, flüsterte Ned.

»Glaub nicht«, antwortete Sam, in dessen Jeanstasche eigentlich elf Dollar und noch etwas Kleingeld steckten.

»Wie viel hast du?«

»Ein paar Dollar. Ich weiß nicht. Warum?«

»Willst du ein paar Bonbons kaufen?«

»Bonbons? Zehn Dollar für Bonbons?«

»Das sind Spezialbonbons. Du wirst sie mögen. Ich dachte, ich hätte gesehen, dass du zehn Dollar hast, als du am Schießstand bezahlt hast.«

Sam wandte sein Gesicht ab und drückte den Football.

»Na ja, das waren gar nicht meine. Sie gehören meiner Mutter.«

Ned nickte. »Ich lasse dich mal probieren. Dann siehst du, ob du nicht doch eins kaufen willst.« Er öffnete einen gelben Umschlag, schüttelte ein Dutzend viereckige Bonbons auf seine Hand und hielt sie Sam hin, der sie vorsichtig beäugte. Ned lachte über Sams Vorsicht und steckte sich selbst eins in den Mund. »Los, sei kein Feigling.«

»Ich mag wirklich ...«

Ned runzelte die Stirn. »Du bist doch kein Weichei, oder?«

Sam schnellte mit der Hand nach vorne, schnappte sich den größten Teil der Bonbons. *Zack*, waren sie in seinem Mund verschwunden, wo er sie zerkaute.

»Nein!«, rief Ned voller Panik. »Du blöder Trottel. Du solltest doch nicht gleich alle essen! Eins von denen kostet zehn Dollar!«

»Ich wollte nicht ...« Ängstlich wich Sam zurück. Der süße Geschmack in seinem Mund betäubte seinen Gaumen. »Das wusste ich nicht. Du hast mir nicht gesagt ...«

Plötzlich wurde ihm warm und schwindlig. Der Nachgeschmack in seinem Mund war lustig, erinnerte ihn an die Kauvitaminbonbons, die er morgens immer nahm.

Ned trat nahe an ihn heran und packte ihn am Kragen, doch Sam, benommen und von einer Hitzewelle durchströmt, duckte sich.

»Sam!« Es war die Stimme seiner Mutter ganz in der Nähe.

Dann wurde er von Ned am Hemd nach oben gezogen.

»Du dämliches kleines Arschloch! Wehe, du erzählst irgendjemandem davon. Ich werde dich finden. Dann komme ich und mach Hackfleisch aus dir, kapiert?«

Sam dachte, dass er Angst haben müsste, aber es ging ihm so gut. Er lachte.

»Sam!«

Und lachte.

Er merkte, wie er ins Laub fiel, das plötzlich so aussah wie auf dem *Candyland*-Brettspiel, das er mit seiner Babysitterin immer gespielt hatte, bis er zu alt dafür geworden war – weiches Candy-Gras, Marshmallow-Felsen. *Candyland* eben. He, genau wie die Bonbons, die er gerade gegessen hatte, dachte er. Dieser Gedanke entlockte ihm wieder einen Lachkrampf. Er dachte, er könnte nie wieder aufhören zu lachen, so gut fühlte er sich.

Seltsam stampfende Geräusche. Er sah auf. Ned rannte schnell fort, tief in den Wald hinein. Plötzlich verwandelte sich Ned in einen Baum. Lange Zeit starrte er an die Stelle.

Er versuchte aufzustehen.

Lachte.

Feuerwerk, Wunderkerzen, Kaskaden und Römische Lichter, die ihr Feuer über ihn versprühten. Ein unglaubliches Lärmen in seinen Ohren.

Wärme und wummernde Musik.

»Sam?« Die Stimme seiner Mutter war tausendfach verstärkt und klang gleichzeitig weit entfernt, als würde sie in einer Luftschleuse im Raumschiff Enterprise stecken.

Dann hörte der Spaß auf. Er spürte, dass er gleich einschlafen würde, nur dass es ein komischer Schlaf war, wie damals, als man ihm die Mandeln rausgenommen hatte und er mit furchtbaren Schmerzen und so durstig aufgewacht war, dass er dachte, er würde sterben. Er hatte

sich einsam gefühlt und eine Ewigkeit geweint, bis er gesehen hatte, dass seine Mutter auf der anderen Seite des Zimmers schlief.

Und nach ihr sehnte er sich jetzt. »Mommy«, rief er.

Sam schaffte es, auf die Füße zu kommen, und ging ein paar Schritte. »Mommy, hilf mir!«

»Sam!«, rief eine Männerstimme. Mr. Pellam. Und die erinnerte ihn an den Football. Er drehte sich um zu den schwarzen Explosionen, der Hitze, dem knallenden Feuerwerk, und stolperte in die Lichtung, wo er sich bückte, um den Ball aufzuheben. Er war sicher, dass er nach ihm gegriffen hatte, doch er hatte nur Blätter in der Hand. Er fiel hin.

Dann sah er nichts mehr, sein Gesicht wurde wie von einem schwarzen Tuch eingehüllt. Doch immer noch tappte er mit den Händen auf dem Boden herum auf der Suche nach dem Ball. Er musste ihn unbedingt finden.

Er hatte ihn für Mr. Pellam gewonnen.

## **... *Vierzehn***

Ihr Gesicht machte ihm Angst.

Nicht nur einfach, weil sie weinte, wodurch sich die Struktur ihrer Haut veränderte und sie das Aussehen einer geschlagenen Ehefrau annahm; es war eher das Flattern ihrer Augen, die nicht mehr in der Lage waren zu leuchten.

Was Pellam in den Augen von Meg Torrens sah, war Panik.

Er stand einfach neben ihr und wusste nicht, was er sagen oder ob er sie wie ein Bruder in den Arm nehmen sollte. Er dachte, er sollte die Sache irgendwie in die Hand nehmen, hatte aber keine Ahnung, wie.

Meg saß mit gespreizten Beinen da, die Schuhspitzen in einem spitzen Winkel zueinander gedreht. Vornübergebeugt stützte sie die Arme auf den Beinen ab und rieb geistesabwesend unter unsichtbarem Wasser die Hände aneinander. Hin und wieder hob sie den Kopf, dann lächelte Pellam in der Art, die Drehbuchautoren mit »einfühlsam besorgt« bezeichnen würden.

Sie hatten zwanzig Minuten gewartet.

Als Keith eintraf, wurde Pellam im gleichen Moment wieder lockerer. Er merkte, dass er leicht nach vorne gebeugt und mit angespannten Kiefern dagestanden hatte. Er beobachtete, wie sich das Paar umarmte. Keith nickte ihm zu.

»Was, zum Teufel, ist passiert?« Die Frage eines besorgten Ehemanns an seine Frau.

Meg strich ihr Haar zur Seite, das sich aus dem Pferdeschwanz gelöst hatte und ihr ins Gesicht gefallen



war.

»Wir haben ihn gefunden«, erklärte sie und begann wieder zu schluchzen.

»Sam war ohnmächtig, aber wir konnten ihn wieder zu Bewusstsein bringen«, sagte Pellam. »Der Arzt ist bei ihm drin, seit wir hier sind. Bis jetzt hat er noch nichts gesagt.«

»Oh, Keith, er war so blass. Es war furchtbar ...«

»Was ist passiert?«, fragte Keith mit einer Wut, die, wie jeder von ihnen wusste, nicht gegen sie gerichtet war. »Ist er gefallen? War es ein Anfall?«

Meg fuhr sich mit der Hand durchs Gesicht. »Wir haben ihn einfach nur gefunden. Keith, es war so schrecklich. Er lag einfach da. Es war, als hätte er keine Muskeln mehr. Ich habe versucht, ihn zu wecken. Aber er ist nicht aufgewacht.« Ihre Augen sahen aus wie die eines in der Falle sitzenden Tiers. Sie blickte zu Pellam, doch ohne Zweifel sah sie nur das schrecklich blasse Gesicht ihres Sohnes auf dem dunklen Laub vor sich. »Er ist einfach nicht aufgewacht.«

Keith sah aus, als wollte er jemandem wehtun. Es schien ihm egal zu sein, ob die Schuld bei einem anderen Menschen, einem Tier oder einer verrückt spielenden Nervenverbindung in dem Jungen selbst lag. Er wollte Rache.

Meg drückte ihre Wange an die Brust ihres Mannes und sagte nichts. Langsam beruhigte sie sich.

Der Arzt, der eher wie ein Tierarzt aussah – derselbe, der Pellam behandelt hatte –, erschien in der Tür und ging langsam den Flur entlang.

Sein Gesicht drückte so viel aus, dass keine Worte mehr nötig waren. Es gab keinen Zweifel über den Zustand des Jungen. Pellam erinnerte sich an seinen Blick, als er zu

Pellam ins Zimmer getreten war und die Nachricht von Martys Tod verkündet hatte.

Dieses Mal war es keine Tragödie.

Der Arzt mit seinem runden, feisten Gesicht nahm Megs Augen ins Visier. »Es wird schon wieder werden«, sagte er.

Meg begann wieder zu weinen, ruhiger, aber auch verzweifelter. »Kann ich ihn sehen?«

»Klar, Meg, gleich.«

Keiths Wut legte sich im Nu, als hätte er Angst, eine Verlängerung seines Hasses könnte den Befund wieder rückgängig machen. »Was ist passiert? War es ein epileptischer Anfall?«

»Keith, ich muss dich das fragen: Hat Sam Drogenprobleme?«

»Drogen?« Er brach in Lachen aus.

Meg ließ ihren Mann los und wandte sich an den Arzt.

»Er ist zehn Jahre alt, wie könnte er ...?«

»Drogenmissbrauch?«, wiederholte Keith, als hätte er nicht richtig gehört.

»Er hat eine Überdosis Drogen genommen«, erklärte der Arzt.

»Nein! Sam doch nicht!«, schimpfte Meg.

»Also, jetzt mal ganz langsam«, knurrte Keith. »Hast du noch alle Tassen im Schrank?«

»Es ist, wie's ist, Keith«, entgegnete der Arzt. »Sieht wie eine Art Opiat aus. Vielleicht sogar Heroin.«

Keith ging in die Luft. »Willst du etwa sagen, er hat sich was gespritzt? Das ist der dämlichste Schwachsinn ...« Meg berührte ihren Mann am Arm und Keith beruhigte sich.

»Tut mir Leid. Aber dir muss bei der Diagnose ein Fehler unterlaufen sein.«

»Ich bin genauso verwirrt wie ihr ...« Der Arzt zog eine kleine Tüte mit winzigen Klumpen eines kristallinen Materials aus seiner Tasche. »Das hier war in seinem Mund. Sie lösen sich extrem leicht auf. Was bedeutet, dass er viel mehr als das hier geschluckt hat.«

Alle drei starrten auf die Tüte.

»Es ist eine Dextrose-Basis – Zucker –, aber mit etwas anderem vermischt. Ich weiß nicht genau, was. Irgendein synthetisches Heroin. Stärker als Percodan. So was wie das hier ist mir noch nie untergekommen.«

»Jemand hat Heroin in Bonbons getan und es meinem Sohn gegeben?«, flüsterte Keith. »Mit wem war er zusammen? Habt ihr jemanden gesehen? Habt ihr ihn nicht im Auge behalten?«

Pellam hatte das Bedürfnis, Meg zu verteidigen. »Wir waren beide mit dem Jungen zusammen. Er ist immer wieder mal irgendwohin gerannt, aber wir ...«

»Um Himmels willen, Keith, wir waren auf dem Apfelfest. Ich habe ihn doch nicht allein in der South Bronx ...«

Er blinzelte. »Tut mir Leid, ich war nur ...«

Sie nahm seine Hand.

»Ich habe Tom angerufen«, sagte der Arzt. »Was auch immer das ist, es ist eine Substanz, deren Abgabe gesetzlich geregelt ist. Deswegen musste ich das melden.«

»Du hast verdammt Recht, das zu melden«, brummte Keith. »Aber ich habe keine Lust, dass die Geschichte nachher im *Leader* steht. Ich will nicht, dass es sich so anhört, als würde mein Sohn Drogen nehmen.«

»Der Zeitung werde ich selbstverständlich nichts sagen.

Aber die Sache ist ernst. Ich weiß nicht – Tom will vielleicht, dass jemand aus Albany herkommt.«

»Darf ich bitte meinen Sohn sehen?«, bettelte Meg mit schwacher Stimme.

»Nur zu«, forderte der Arzt sie auf. Er sah Pellam an, dann senkte er den Blick auf die Stelle, wo der Bluterguss war.

»Wie geht's Ihnen, Sir?«, fragte er freundlich, aber ohne besonderes Interesse.

»Gut.«

Der Arzt legte seinen Arm um Meg und führte sie den Flur entlang. »Entschuldigen Sie mich«, sagte Keith zu Pellam und ging den beiden hinterher.

Pellam setzte sich auf einen Aluminiumstuhl mit orangefarbenem Kunstlederpolster und blätterte eine alte Zeitschrift durch, ohne zu lesen oder sich die Bilder wirklich anzuschauen.

Eine Stunde später kam Sam auf unsicheren Beinen aus dem Zimmer. Meg hatte ihren Arm um ihn gelegt, und Keith versuchte ihn aufzumuntern mit Sätzen wie »Das machst du prima, Sportsfreund« und »Du bist echt tapferer als ich«. Sam blinzelte zu seinem Vater hinauf, als würde der in einer Fremdsprache reden.

»Hallo, Mr. Pellam«, grüßte Sam. Sein Gesicht hellte sich auf, doch Farbe bekam es deswegen noch lange nicht.

»Wie geht's dir, Kleiner?«

»Mir war schlecht geworden.«

»Morgen früh geht's dir wieder gut.«

»Ich fühle mich aber überhaupt nicht gut.«

»Na ja, aber das wird sich bald wieder geben. Wir müssen doch Football üben, weißt du noch?«

»Ja.«

Meg, Sam und Pellam standen schweigend beieinander, während Keith die Rechnung per Scheck bezahlte und ein Rezept sowie ein Blatt mit Anweisungen vom Arzt entgegennahm.

Dann ging die Tür auf, und der Sheriff betrat das Krankenhaus.

»Meg, ich habe gerade davon gehört.«

»Tom.« Sie nickte ihm zu.

Der Sheriff warf Pellam einen langen, undurchdringlichen Blick zu, dann wandte er sich an Sam.

»Wie geht's dir, junger Mann?«

»Geht schon wieder, Sir.«

»So ist's recht.«

Der Arzt und Keith kamen hinzu. Meg erzählte dem Sheriff, dass sie ihren Sohn im Wald gefunden hatte, und der Arzt erklärte die Sache mit den Drogen.

»Weißt du, was es ist?«

»Ich werde eine Probe ans Labor nach Poughkeepsie schicken und dir eine Kopie vom Bericht geben. Ich nehme an, es ist ein Heroinderivat.«

Der Sheriff zuckte zusammen. »Ja, ich schätze, dann muss ich die New Yorker Polizei einschalten.«

»Der zweite Fall von einer Überdosis«, stellte der Arzt fest. »Nach dem Jungen von letztem Jahr.«

Tom nickte. »Der war in der Highschool. Sie werden immer jünger.«

Der Sheriff blickte zu Sam hinunter. »Macht es dir was aus, wenn ich mich einen Moment mit ihm unterhalte?«, fragte er Keith.

»Macht's dir was aus?«, fragte Meg ihren Sohn.

»Hm-m.«

»Vielleicht nur du, ich und der Junge?«, fragte Tom, an Meg gewandt.

Pellam und Keith verstanden die Botschaft und gingen zur Tür hinaus.

Der Sheriff ging neben einer eingetopften, gelbsüchtigen Bambuspalme in die Hocke und versuchte vergeblich, sich an einem kleinen, verschmierten Fenster in der Eingangstür abzustützen, der einzigen natürlichen Lichtquelle im Wartezimmer.

Meg hatte Mühe, ruhig zu bleiben und sich zu konzentrieren. Am liebsten hätte sie nur den Jungen in die Arme genommen.

Der Sheriff blickte dem Jungen in die Augen. »Was ist passiert, Sam? Erinnerst du dich?«

»Ich habe einen Umschlag gefunden. Und da waren ein paar Bonbons drin. Die habe ich gegessen.«

»Du hast sie gegessen?«

»Eine ganze Hand voll. Ich denke, das hätte ich nicht tun sollen. Mom ist ziemlich sauer auf mich.«

»Nein, das bin ich nicht, Schatz«, beruhigte Meg ihn.

»Sie macht sich nur Sorgen um dich, mehr nicht«, erklärte Tom. »Du weißt also nicht, woher der Umschlag stammte?«

»Nein, Sir.«

»Du bist sicher, dass ihn dir niemand gegeben hat?«

»Nein, Sir. Ich meine, ja. Ich bin sicher, dass ihn mir niemand gegeben hat.«

»Du hast ihn einfach gefunden.«

»M-hm.«

»Weißt du, was mit dem Umschlag passiert ist?«

»Nein.«

»Ich werde dir jetzt eine Frage stellen, Sammie, und ich möchte, dass du sie ehrlich beantwortest.«

»Klar.«

»Du kennst Mr. Pellam.«

»Klar.«

»Hat er dir die Süßigkeiten gegeben?«

Meg erstarrte, als sie die Frage hörte. Dieser Gedanke war ihr nicht einmal in den Sinn gekommen. Sie wollte etwas sagen, doch der Sheriff brachte sie mit einem Wink zum Schweigen.

»Sie meinen das, was er gewonnen hat?«

»Was?«

»Er hat einen Schokoladentruthahn gewonnen und ihn mir geschenkt.«

»Wann war das?«

»Kurz bevor mir schlecht wurde.«

»Es war an einem Schießstand auf dem Fest«, erklärte Meg.

Der Sheriff achtete nicht auf sie. »Hat er dir die Süßigkeiten in dem Umschlag gegeben?«

Sam schüttelte den Kopf. »Nein, Sir.«

»Du hast ihn gefunden, ja?«

Sam schluckte. »Ja, er lag einfach da. Ich habe ihn gefunden.«

»Gut, Sammie. Du gehst jetzt nach Hause und ruhst dich aus.«

»Dann hat er ihm also Süßigkeiten gegeben«, schloss der Sheriff.

Meg machte ein finsternes Gesicht. »Vom

Truthahnschießstand. Schokolade. Nicht ... diesen Scheiß.«

»Hör mal, Sam behauptet, er hätte den Umschlag gefunden, aber er lügt. Das sehe ich. Gut, er lügt nicht richtig. Er ist verwirrt. Du weißt doch, wie Kinder sind, Meg, komm schon. Ich will nur sagen, ich weiß, dass ihm jemand diese Bonbons gegeben hat, und er weiß, wer das war.«

»Du glaubst, es war Pellam?«, fragte Meg.

»Das ist doch ein eigenartiger Zufall, oder? Sein Freund nimmt Drogen und bringt sich dabei selber um. Dann nimmt dein Sohn eine Überdosis. War Sam mit Pellam heute allein?«, fragte er.

Sie antwortete nicht sofort. »Nein.«

»Oder war er vielleicht zu einem anderen Zeitpunkt mit ihm allein?«

Sie schluckte und schüttelte den Kopf. »Ich möchte jetzt mit meinem Sohn nach Hause gehen.«

»Klar, Meg.«

Von draußen sah Pellam, wie die beiden durch die Tür kamen und zu Keiths Wagen gingen. Meg hatte ihren Arm um Sam gelegt. »Gehen wir nach Hause, ins Bett.«

»Mir geht's gar nicht gut.«

Pellam eilte ihnen entgegen, ging in die Hocke und fasste den Jungen an den Schultern. »Wenn es dir wieder besser geht, junger Mann, werden wir zwei ...«

Meg ergriff die Hand ihres Sohnes und schob ihn fast unsanft in Keiths Wagen. Pellam blickte sie an, doch sie sah nicht zurück. Wortlos ging sie zu ihrem eigenen Wagen hinüber und ließ den Motor an.

Keith stieg ein und schnallte Sam an. Beide Fahrzeuge



fuhren vom Parkplatz, Keiths roter Mercury und Megs grauer Toyota. Meg würdigte Pellam keines Blickes. Dieser sah ihnen mehrere Minuten lang hinterher, bis es nichts mehr zu sehen gab außer den Resten von Auspuffgasen, die über dem Asphalt schwebten. Erst jetzt merkte er, dass er die ganze Zeit über, während er auf die Stelle starrte, wo Meg verschwunden war, vom Sheriff beobachtet wurde, der in seinem glänzenden, makellosen Polizeiwagen saß.

Pellam ging hinüber zu ihm. »Ich bin mit Meg vom Fest hierher gefahren. Mein Wohnmobil steht noch dort. Könnten Sie mich vielleicht mitnehmen?«

»Tut mir Leid, Sir, ich fahre in die entgegengesetzte Richtung.«

»Ach so«, meinte Pellam. Der schwarzweiße Wagen wirbelte den Kies hinter sich auf, als er vom Parkplatz fuhr.

»Trotzdem danke, Sir.«

Bobby saß auf dem Schrottplatz in der Hütte und las den *National Geographic*. Er überlegte, woher der Fleck am Rand stammen mochte und was es sein könnte. Traubengelee, vielleicht. Oder Blut? Oder der Saft von einem Rindersteak?

R&W war voll bis oben hin mit Ausgaben des *National Geographic*. Ein Stapel nach dem anderen schimmelte vor sich hin. Gelb und grün. Billy verstand nicht, warum Bobby immer noch die alten Hefte kaufte. Irgendwas hatten die Zeitschriften an sich, so dass die Menschen dachten, man dürfte sie nicht fortwerfen. Als wäre das unpatriotisch. Also bündelten sie die alten Hefte und schleppten sie in Trödeläden, auf Flohmärkte und zu Schrottplätzen wie R&W und verkauften sie, sortiert nach

Jahrgängen. Oder nach Jahrzehnten. Es war egal, ob sie Geld damit verdienten. Wichtig war, dass ein Teil von Amerika konserviert wurde. Und abgesehen davon, wo sonst außer in Artikeln über Afrika oder den Amazonas konnte ein zwölfjähriger Junge einen Blick auf Titten werfen, ohne Gefahr zu laufen, dafür gleich ausgepeitscht zu werden?

Heute las Bobby einen Artikel über Portland, wo man offenbar ganz herrlich leben konnte. Er schloss die Zeitschrift und warf sie gegen die Wand der Hütte. Billy hatte Recht, sie rochen wirklich schon leicht muffig. Er würde das Lysol-Spray rauskramen müssen.

Dann hörte er, wie draußen eine Autotür zugeschlagen wurde.

Er wusste sofort, dass es Schwierigkeiten gab, noch bevor sich die Tür zur Hütte öffnete. Das war eine Besonderheit zwischen Zwillingen, zumindest zwischen Billy und ihm. Telepathie. Als sein Bruder zur Tür hereinkam, blickte Bobby ihm direkt in die Augen und machte ein finsternes Gesicht, das in seinem Ausdruck dem von Bobby fast hundertprozentig entsprach.

»So?«, sagte er.

»Wir sitzen in der Scheiße«, murmelte Billy.

»Wieso?«

»Der Junge von Torrens hat ein paar von den Pillen gefressen. Hatte beinahe eine Überdosis.«

»Mist. Dieser kleine Blondschoopf?« Bobby drehte den Kopf mechanisch zum hinteren Teil der Hütte, wo mehrere Kartons ihrer Spezialbonbons verstaut waren. »Wie ist er da ran gekommen?« Dann merkte er, welche Botschaft ihm sein Bruder laut und deutlich vermitteln wollte. Er nickte wütend. »Dieser Ned? Der von neulich?«

»Dein Spielkamerad.«

»Unser Spielkamerad«, betonte Bobby. »Nur weil ich ihn zuerst gesehen habe, brauchst du mir nicht die Schuld zu geben. Warum hat er sie weggegeben?«

»Warum hast du ihm überhaupt so viele gegeben? Verdammt, ich rei dem Kerl den Arsch auf.«

Bobby deutete ein Lächeln an. »Das hast du doch schon gemacht.«

Sein Bruder war nicht zu Witzen aufgelegt. »Das ist nicht lustig.«

Bobby nickte langsam. »Der Junge von Torrens«, murmelte er. »Wissen sie, dass wir es waren?«

»Wenn sie es wüssten, hätten wir das ja wohl inzwischen mitbekommen.«

»Was ist, wenn Ned zu dem Jungen etwas gesagt hat? Darüber, woher er das Zeug hat?«

»Könnte zum Problem werden«, meinte Billy abwesend.

»Bld, dass der Junge nicht gleich alle geschluckt hat. Und einfach gestorben ist. Wäre besser gewesen.«

»Dann haben sie was gefunden? Von dem Zeug, meine ich.«

»Ja«, antwortete Billy.

»Au weia.«

»Es ist im Krankenhaus. Sie werden es irgendwo hinschicken, um rauszufinden, was es ist.«

»Mist, das ist bel«, stellte Bobby fest. »Das ist bel. Was sollen wir tun?«

Billy sah seinen Bruder an, als hätte er gerade die dmlichste Frage der Welt gestellt. »Also, wenn du mal angestrengt nachdenkst, fallen dir vielleicht ein paar Sachen ein.«

Es dauerte nicht lange, bis es so weit war.

»Hallo?«

Es war Wex Amblers Haushälterin, die sich am Telefon meldete.

Meg kannte sie nicht. Sie hatte sie ein paar Mal gesehen, seit sie ihre Affäre mit Ambler begonnen hatte – einmal, als sie aus dem weißen Backsteingebäude der Ersten Presbyterianischen Kirche auf der Maple Street gekommen war. Doch bis jetzt hatte Meg noch nie ihre Stimme gehört. Sie hörte sich älter an als die von Ambler.

»Ist Mr. Ambler zu Hause?« Meg, die in ihrem Leben außer für sich und Keith noch nie einen Brief getippt hatte, versuchte, wie eine Sekretärin zu klingen.

»Einen kleinen Moment, bitte. Wen darf ich denn melden?«

Darüber hatte sie vorher schon nachgedacht.  
»Immobilienbüro Dutchess County Realty.«

»Einen Moment.«

»Hallo?«

»Wex.«

»Ja, Meg, wie geht's dir? Ich hätte nicht gedacht, dass du dich jetzt meldest«, sagte Megs Liebhaber mit erzwungener Förmlichkeit. Danach folgte eine Pause. Meg wusste, dass Ambler gerne seine Zuneigung mit Wörtern wie »Schatz« oder »Liebling« ausdrückte. Unter den gegebenen Umständen jedoch musste er sich zusammennehmen, um sich nicht zu verplappern.

Ambler hatte widerwillig Megs Forderung zugestimmt, dass keine Menschenseele in der Stadt von ihrer Affäre erfuhr.

»Hört auch niemand mit?«, fragte Meg. Gleich darauf

wurde ihr bewusst, wie unsinnig ihre Frage war.

Ambler übergang sie. »Was kann ich für dich tun?«

»Es gab einen Unfall. Jemand hat Sam Drogen gegeben.«

Pause. »Wie geht's ihm?«

»Es wird alles wieder gut mit ihm. Aber ich schaffe es heute nicht.«

»Natürlich, das verstehe ich. Was für Drogen?«

»Heroin, wie es aussieht.«

»Bist du sicher?« Seine Stimme klang so neutral, als hätte er sie gar nicht verstanden.

»Das hat jedenfalls der Arzt gesagt.«

»Woher hat er das Zeug?«

Meg zögerte. »Ich habe keine Ahnung. Er behauptet, er hätte es gefunden.«

»Wird alles wieder gut mit ihm?«

»Der Arzt meinte, ja.«

Wieder sprach er langsam. »Es tut mir Leid. Ich wünschte, ich hätte dort sein können.«

»Ja, das wäre gut gewesen«, erwiderte sie.

Das Rauschen in der Leitung nahm zu. Sie vermutete, dass er mit einem schnurlosen Telefon in ein anderes Zimmer oder nach draußen gegangen war. Nun schien er freier sprechen zu können. »Kann ich dich sehen? Ich ...«

Plötzlich unterbrach er seinen Satz, weil sich offenbar die Haushälterin näherte, dann sagte er: »Die Preise sind ein bisschen hoch.«

»Ich möchte mit dir reden«, sagte sie. »Es gibt ein paar Dinge, über die wir uns unterhalten sollten.«

Sie war ganz froh darüber, dass Ambler nicht allein war und ihr nicht die Fragen stellen konnte, die sie im Moment

nicht beantworten wollte, und schon gar nicht am Telefon. In seiner Stimme schwang Enttäuschung mit. »Verstehe. Das sehe ich auch so. Übermorgen?«

»Könnte gehen.«

»Hast du noch mal über meinen Vorschlag von neulich nachgedacht?«

»Ich möchte im Moment nicht darüber reden.«

»Es tut mir Leid. Ich bin einfach ... ich freue mich jedenfalls, dich übermorgen zu sehen.«

Meg fand, dass ihre Antwort klang, als wäre bei ihr Keith im Zimmer, was aber nicht so war. »Mit diesen Bedingungen könnte ich mich einverstanden erklären.« Sie legte auf.

»Wie geht's, Sportsfreund?«, fragte Keith seinen Sohn.

»Ziemlich gut, Dad.« Doch Sams Stimme war schwach, und er lag zusammengekauert und eingewickelt in seinen Bademantel und zugedeckt auf dem Bett. Er wirkte so klein und schwach, dass es einem das Herz brechen konnte.

Der Ventilator des Computers surrte leise; auf dem Bildschirm war nur das »C« mit dem Strich für die Eingabe zu sehen. Keith überlegte, den Rechner abzuschalten, doch er tat es nicht. Vielleicht hatte Sam ihn angelassen, weil ihn der Klang des Gerätes irgendwie tröstete.

Keith saß auf dem Bettrand und zog die Decke zurecht.

»Wie geht's dem Magen?«

»Das Eis hat mir geschmeckt. Davon ist mir nicht übel geworden.«

Keith nickte und ermahnte sich, dem Jungen in die Augen zu schauen. Meg hatte ihm einmal gesagt, dass er

zu oft zur Seite schaute, wenn er mit Leuten sprach. Er hatte ihr erklärt, dass seine Gedanken umherwanderten und er nichts dagegen tun könne. Doch sie hatte gemeint, das sei keine Entschuldigung. Wenn man Kinder habe, müsse man sich ihnen zu hundertfünfzig Prozent widmen.

Es gab viel, was er sagen wollte. Dass er nicht so achtsam sei, wie er sein sollte, dass ihm Sport nicht so sehr gefiel wie den meisten Vätern von Sams Freunden, dass er seinen Urlaub immer wieder verschob. Dass das, was heute passiert war, möglicherweise verhindert worden wäre, wenn er nicht gearbeitet hätte. Doch er dachte, dass ein Gespräch wie dieses den Jungen nur durcheinander bringen und ihn glauben lassen würde, dass der Unfall mit den Drogen schlimmer sei, als er tatsächlich war. Er sagte sich, dass er es bei seinem Sohn wieder gutmachen würde. Nicht erst, nachdem die Erweiterung der Firma abgeschlossen sein würde, nicht erst nach der Hochsaison – dem Winter –, sondern bald, sehr bald.

»Es tut mir Leid, was passiert ist, Dad.«

»Wir geben dir doch keine Schuld, Sam.«

»Ich war irgendwie dumm.«

»Sam.« Keith beugte sich vor. »Es ist sehr, sehr wichtig, dass du mir erzählst, woher du diese Pillen hast.«

»Die Bonbons?«

»Genau. Die Bonbons. Ich weiß, dass du sie nicht einfach so gefunden hast.«

Der Junge zitterte und begann zu weinen. Keith legte die Hand auf Sams Schulter und drückte sie. »Keine Angst. Ich lasse nicht zu, dass dir was passiert.«

»Er hat gesagt, er würde mich zusammenschlagen.«

»Ich lasse nicht zu, dass dich jemand zusammenschlägt. Das verspreche ich dir. Erzähl ruhig.«

»Ein Junge von der Highschool.«

»Wer?«

»Den Nachnamen weiß ich nicht. Sein Vorname ist Ned. Ich glaube, er ist in der Oberstufe.«

»Wie sieht er aus?«

»Groß. Wie ein Football-Spieler ... oh, Daddy ...« Sam ließ sich in Keiths Arme fallen. Ein paar Minuten blieben sie so sitzen, bis Keith aufstand. »Soll ich das Licht anlassen?«

»M-hm. Ist das in Ordnung?«

Keith strich über Sams Haar. »Ich komme später noch mal hoch und schaue nach dir.«

»Okay.«

»Gute Nacht, mein Sohn.«



## **... Fünfzehn**

Das Feuer im Krankenhaus war nicht allzu schlimm.

Und bei weitem nicht so aufregend wie das große Feuer von 1912.

Nur eines von Clearys Feuerwehrfahrzeugen brauchte auszurücken, und die Männer bekamen den Brand mit Feuerlöschern unter Kontrolle, was für sie nach den vielen Stunden, die sie mit dem Schlauch geübt hatten, eine große Enttäuschung war. Waldbrände und brennende Toaster – das war alles, was sie jemals geboten bekamen. Und im Krankenhaus mussten sie noch nicht einmal eine Axt einsetzen. Wie viele andere Häuser in Cleary, so wurde auch das Krankenhaus nachts nicht abgeschlossen, selbst dann nicht, wenn die Nachtschwester nach draußen ging, um sich einen Kaffee oder, wie in diesem Fall, Batterien für ihren Walkman zu besorgen.

Der größte Schaden entstand im Büro. Viele Patientenakten waren zerstört, ebenso der gesamte Postausgang und eine Reihe von Umschlägen mit den Proben für das Labor in Albany. Noch mehr Schaden als das Feuer hatte allerdings das Löschwasser angerichtet.

Der Chef der Feuerwehr, ein schlanker Mann mit scharfkantigem Gesicht, der eine Versicherungsagentur in der Stadt unterhielt und beide Aufgaben gleichermaßen ernst nahm, ging langsam durchs Büro. Das wäre allerdings gar nicht notwendig gewesen; man brauchte keine besonderen forensischen Fähigkeiten, um rasch zu finden, was er suchte. Seinen Fund steckte er in einen Müllbeutel – die Feuerwehr von Cleary verfügte nicht über Beweismitteltüten – und ging zu seinem Wagen, um den Sheriff per Funk zu verständigen. Er hatte Mühe

durchzukommen und ging wieder hinein, um ihn vom Telefon aus anzurufen, das zwar angeschmolzen war, aber immer noch funktionierte.

Als er am verkohlten Schreibtisch stand und darauf wartete, dass Tom sich meldete, blickte er auf das, was er gefunden hatte. Aus irgendeinem Grund war der Brandsatz vom Feuer nicht ganz zerstört worden. Das Etikett sagte ihm, dass es sich um eine leere Flasche Sekt der Firma Taylor New York State handelte, aber der Geruch verriet ihm, dass sie bis vor kurzem Benzin enthalten hatte.

Durch seine Forschungen und ständigen Fortbildungen wusste er auch, obwohl er noch nie eine Brandbombe in der Hand gehalten hatte, dass normalerweise Stoff als Zünder verwendet wurde. Aber dieser hier war anders. Er besah ihn sich genauer.

Der Chef der Feuerwehr war ein ziemlich humorloser Mensch. Doch er war am Lachen, als sich der Sheriff mit einem »Hallo« meldete, denn er dachte, dass sie es hier mit einem ziemlich belesenen Brandstifter zu tun haben mussten. Wer sonst würde Seiten aus dem *National Geographic* benützen, um einen Molotow-Cocktail zu zünden?

»Mark«, sagte Bürgermeister Hank Moorhouse, nachdem er ihn sich angehört hatte, »es ist kein Verbrechen, wenn dieser Mensch rumläuft und Bilder macht. Wenn es nicht so viele Arschlöcher gäbe, die Bilder von den Blättern machen, wären wir eine ziemlich arme Stadt. Das weißt du.«

Es war Mittagszeit. Der Duft nach Braten und fettigen Kartoffeln schwebte durch das viktorianische Haus des Bürgermeisters. Aus der Küche drangen Klappern und unterdrückte Stimmen bis ins Büro.

»Dieser Typ ist gefährlich«, warnte der stämmige junge Mann, der ständig einen dicken Priem im Mund hin und her schob. Der Bürgermeister fühlte sich von ihm eingeschüchtert. »Haben Sie von Meg Torrens' Sohn gehört? Der hat Drogen zwischen die Finger gekriegt.«

»Nein! Davon weiß ich ja gar nichts. Sam?« Moorhouses Augen zuckten zum blonden Schnurrbart, dann wieder nach oben.

»Es heißt, er hätte sie von Pellam. Ein paar Jungs haben die beiden zusammen gesehen.«

Mark schob den Priem in seinem Mund auf die andere Seite.

Moorhouses Nasenlöcher weiteten sich bei dem Geruch nach Mittagessen. Er wollte die Sache hier hinter sich bringen, und zwar schnell. Aber Mark arbeitete für Wexell Ambler, und Ambler gehörten die erste und zweite Hypothek von seinem großem Haus im Kolonialstil mit sechs Schlafzimmern. Außerdem war er Mitglied im Gemeinderat. »Dieser Dreckskerl«, sagte er, zog ein Stück Klebeband ab, wickelte es zusammen und schob es sich zwischen die Zähne. Er versuchte zwar, sich diesen Fimmel abzugewöhnen, dachte aber: besser als Tabak.

»Da ist noch was.«

Mark ließ ein Päckchen mit weißem Pulver auf den Tisch fallen.

»Was ist das?«

»Was könnte das Ihrer Meinung nach sein?«

Moorhouse starrte das Päckchen an, als wäre es ein Teil des geschmolzenen Reaktorkerns aus Tschernobyl.

»Ich habe gesehen, wie er es weggeworfen hat«, sagte Mark. »Pellam.«

Moorhouse beugte sich vorsichtig vor. Er wollte die

Plastikfolie nicht berühren. »Wir hatten doch sonst nicht viel mit so was zu tun. Mein Gott, ich mache mir Sorgen um meine Jungs ...« – er nickte in Richtung des Esszimmers – »... dass sie Bier trinken könnten. Sie sagen, sie hätten noch nie Marihuana geraucht, und ich glaube ihnen. Aber das hier ... was genau ist es, Mark? Kokain, hä?«

»Speed, glaube ich.«

»Und? Ist es illegal?«

Mark lachte höhnisch. »Illegal? Was Illegaleres wie das hier gibt's wohl kaum.«

»Was ist es deiner Meinung nach wert? Was ist der ... wie heißt das in den Nachrichten immer ... der Straßenverkaufswert?«

»Das fragen Sie mich?« Marks Stimme war vor Überraschung ein paar Töne höher gerutscht. »Was für einen Unterschied macht das?«

»Ich kann niemanden verhaften lassen, nur weil du gesehen hast, dass er das Zeug weggeworfen hat.« Doch als Moorhouse noch einmal darüber nachdachte, war er sich nicht mehr so sicher. Vielleicht könnte er doch. Wo ließe sich so etwas nachschlagen? Ach ja, Cleary hatte einen Gemeindevanwalt.

Mark lächelte freundlich und beugte sich in einer Weise zu Moorhouse vor, von der er dachte, dass er sie am besten beherrschte. »Dann müssen wir eben ein bisschen intensiver nachdenken.«

Moorhouse ließ seinen Blick über das Päckchen wandern, wie eine Fliege über ein Stück Fleisch krabbelt. »Ich weiß nicht.«

Ein brauner Umschlag knallte auf den Schreibtisch. Moorhouse zuckte zusammen, zögerte einen Moment,

dann nahm er ihn in die Hand und sah zu Mark auf. »Da sind dreitausend Dollar drin«, sagte dieser.

Moorhouse blätterte durch die Scheine. »Ich glaube dir. Woher stammt das?«

»Sagen wir, ein paar Leute haben gesammelt. Wir sind der Meinung, dass sich der Typ nicht länger hier aufhalten sollte. Ein Film wird hier nicht gedreht. Kein Grund für ihn, sich hier noch rumzutreiben.«

»Und wozu ist das hier?«, fragte Moorhouse, bevor ihm klar war, dass er nicht hätte fragen sollen.

»Man könnte es Verwaltungsgebühren nennen.«

Seine Augen schossen vom Geld zum weißen Päckchen.

Er schob den Umschlag in seinen Schreibtisch und stupste mit dem Ende seines Kugelschreibers in das Päckchen, das weich wie Babypuder war.

Um sich selbst zu überzeugen, dass er etwas feierte, hatte er drei Gläser White Turkey gekippt. Er lag auf seinem Bett im Wohnmobil und hörte *Crazy* von Willie Nelson.

Pellam hatte seine eigene Theorie, die ihm zu einem sehr optimistischen Leben verhalf: Man musste nur immer das Schlimmste erwarten. Wenn das dann nicht eintraf, war alles gar nicht so schlimm.

Wie sollte man mit einer solchen Philosophie nicht bester Laune sein?

Fast betrunken, sagte sich Pellam, dass für ihn der schlimmste Fall eingetreten war. Erstens war ihm der Job gekündigt worden, den er so dringend brauchte. Zweitens war dies der einzige Job der Welt – wenn er schon nicht reich und somit unabhängig war –, der von seinem Temperament her zu ihm passte. Drittens brodelte es in der Gerüchteküche bestimmt schon wieder, und halb

Hollywood dürfte mittlerweile wissen, dass er für das Scheitern – oder das Beinahe-Scheitern – eines richtig guten Films verantwortlich war. Viertens hatte er immer noch nicht den Menschen gefunden, der seinen Freund getötet hatte. Und fünftens: Die Frau, über die er so viel nachdachte, war aus irgendwelchen Gründen, die er sich ums Verrecken nicht vorstellen konnte, sauer auf ihn – damit meinte er Meg, nicht Janine oder ... oh, Trudie. Zu spät, um sie heute noch anzurufen. Das würde er morgen machen.

Ein Wagen näherte sich.

Er hoffte, es würde Meg sein, obwohl er wusste, dass sie es nicht war. Es war Janine. Pellam wusste, was passiert war: Ihr Alter trieb es mit seiner jetzigen Freundin unter einem Jimi-Hendrix-Poster in Tageslichtfarben, und sie fühlte sich versetzt.

Komm schon, Janine. Bitte, Baby – was ist mit der freien Liebe? Gib dem Frieden eine Chance. Du bist in einer aussichtslosen Lage ...

Pellams Kopf drehte sich vom Whisky, fast war er glücklich. Der schlimmste Fall war eingetreten. Aber er war geschützt. Und jetzt kam eine große, erdige, warme Frau, die sich zu ihm ins Bett legen wollte.

*Das Schlimmste ...*

Die Tür flog auf.

*... war bereits passiert.*

Sand und Steine trafen ihn mitten ins Gesicht, bevor er seine Hände auch nur halb hochheben konnte, um seine Augen zu schützen. Er sah nichts mehr, atmete eine gute Portion Straßendreck aus Cleary ein und musste husten.

Sie kamen zu zweit. Einer war groß, ein Bär. Er packte Pellam am Hemd und zog ihn mir nichts, dir nichts aus

dem Wohnmobil. Er stolperte, verlor das Gleichgewicht, landete auf den Knien. Wurde ein Stück gezogen.

Seine Augen brannten, er hustete laut und spuckte den bitteren Sand aus.

»Komm schon, du Arschloch, steh auf«, forderte ihn jemand flüsternd auf. Arme griffen um seinen Oberkörper, zogen ihn nach oben. Pellam entwirrte seine Beine. Sein Kopf knallte gegen einen Kiefer.

»Scheiße, du Drecksack! Jetzt hab ich mir auf die Zunge gebissen. Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

Pellam trat mit dem Fuß gegen den anderen, einen kleineren Kerl, der geschickt auswich.

Dass er sich wehrte, war nur eine Reaktion. Aber er wusste, dass es ein Fehler war. Mit Typen wie diesen, harten Jungs von hier, spielt man nicht. Man hält so viel Abstand zu ihnen, wie es geht, tänzelt um sie herum und weicht ihnen aus, bis sie sich eine Blöße geben. Man reizt sie nicht; man schlägt ein oder zwei Mal hart auf sie drauf, wirklich hart. Man versucht ihnen den Schädel einzuschlagen, lässt sie glauben, dass man sie töten würde. Dann gehen sie, verfluchen einen und lassen es klingen, als wäre man der Mühe nicht wert.

Diese beiden Typen hier waren hergekommen, weil sie ihren Spaß haben wollten, doch Pellam hatte sie gerade bis aufs Blut gereizt. Jetzt waren sie sauer.

Der Bär boxte kräftig auf das erste sich ihm bietende Ziel – seine Schulter. Der Schlag tat zwar nicht sehr weh, doch dann wurde er von hinten unter den Armen gepackt und sein Kopf nach vorne auf die Brust gedrückt. Pellam war größer, so dass der Bär ihn nicht hochzuheben vermochte, aber er konnte sich nicht mehr bewegen. Der andere Kerl jagte ein paar Mal seine Faust in Pellams Bauch. Ihm blieb die Luft weg, und fast hätte er gekotzt.

»Meine Zunge blutet?«, fragte der Bär niemand Bestimmten. »Scheiße, ich glaube, das tut sie tatsächlich. Verdammt, tut das weh.«

Pellam öffnete die Augen, konnte aber wegen des mit Tränen verschmierten Sands in seinen Augen nichts sehen.

»Was wollt ihr?«, keuchte er. »Wollt ihr Geld?«

Der Bär drückte Pellams Kopf noch weiter runter, so dass die Worte im Gurgeln erstickten.

*Nein, sie wollen Hackfleisch aus mir machen ...*

Der Kleinere kam näher und wollte Pellam ins Gesicht schlagen, doch die dicken Ellbogen des anderen waren im Weg. »He, lass ihn mal kurz los.«

In diesem Augenblick röchelte Pellam nach Luft, ihn durchfuhr ein Schauer, und er sackte in sich zusammen.

»Scheiße, was ist passiert?« Der Bär lockerte seinen Griff. »Ist er tot? Mist. Was hast du gemacht?«

»Was ich gemacht hab? Ich hab gar nichts gemacht. Ich hab nur ...«

Mit einem Ruck befreite sich Pellam, sein Hemd zerriss, als der Bär danach griff, und er fingierte mit seiner Linken einen Schlag in Richtung des Kleineren, der zur Seite auswich – genau in Pellams rechte Faust, mit der er schwungvoll ausgeholt hatte. Pellam war sehr zufrieden, als er hörte, wie das Nasenbein des anderen knackte; der Schmerzensschrei, der folgte, entlockte ihm fast ein Glücksgefühl.

Pellam wollte sich dem Bären zuwenden, doch dieser hatte ihn schon am Wickel. Er hob Pellam einfach vom Boden hoch. »Du brauchst es also ein bisschen härter, was?«, fragte er.

»Ich will doch überhaupt nichts! Ich will ...«

Der Bär stieß ihn ans Wohnmobil. Irgendetwas knackte,



doch es hörte sich eher nach Metall als nach Knochen an. Keuchend fiel Pellam auf den Boden. Weiter als bis auf die Knie konnte er sich aber nicht aufrichten, weil der Bär unzählige Schläge auf ihn niederprasseln ließ. Die Schmerzen waren fast nicht auszuhalten.

Schließlich gab er auf und blieb reglos liegen. Erschöpft, keuchend. »Genug, okay.«

Aus der Ferne war eine Sirene zu hören. »Verschwinden wir von hier«, sagte der Bär.

»O Gott, das tut weh«, jammerte sein Partner. »Meine Nase ist gebrochen. Er hat mir meine Nase gebrochen.«

»Halt's Maul, ja?«, flüsterte der Bär.

Pellam versuchte zu atmen und wollte gerade unter sein Wohnmobil krabbeln, als er am Fußgelenk wieder hervorgezogen wurde. Er merkte, wie die großen Hände in seine Tasche griffen, nicht dort, wo sein Geldbeutel war, wie er erwartet hätte, sondern vorne in seine Hemdtasche. Warum dort? Sie war doch leer.

Die Sirene kam näher.

»Verdammt, jetzt komm endlich weg von hier«, hörte Pellam.

»Meine Nase, Mann. Du hast keine ...«

»Beweg dich, Arschloch.«

Türen wurden zugeschlagen, ein Motor röhnte, Reifen quietschten.

Pellam spuckte Blut und versuchte durchzuatmen. Total komisch ... er nahm an, dass es kein Raubüberfall war, nachdem sie weder seinen Geldbeutel noch seine Uhr geklaut hatten und ihnen auch alles andere im Wohnmobil egal gewesen war. Nur eine Tasche hatte sie interessiert. Falls sie hergekommen waren, um ihm zu verklickern, dass er die Stadt verlassen sollte, hätten sie doch dafür

genügend Zeit gehabt. Aber sie hatten nicht einmal den Versuch dazu unternommen.

Er hustete und schaffte es, sich ein Stück aufzusetzen und anzulehnen.

Der Polizeiwagen kam auf der anderen Seite des Wohnmobils schlitternd zum Stehen. Das Sirenengeheul erstarb, nicht aber das flackernde farbige Licht, das die Bäume beschien.

Mit der Hand fuhr er an die Tasche, in der der Bär herumgefummelt hatte. Er spürte, dass dort etwas drinsteckte.

O Jesses, nein ...

Er zog ein kleines Pergamenttütchen heraus. Koks oder Speed. Gut ein Gramm. O Gott. Drogenbesitz. Mit verschwommenem Blick starrte Pellam auf das Tütchen.

Er hörte ihre Stimmen. »Gut, suchen wir ihn. Such alles rund um die Lichtung ab.«

Pellam musste wieder kräftig husten, als die Polizisten um das Wohnmobil herumgingen. Er erkannte die beiden Deputies, obwohl sie ihre Markenzeichen, die farbigen Sonnenbrillen, diesmal nicht aufhatten.

»Nun, Sir«, sagte einer der beiden, »sieht aus, als hätten Sie schon wieder Pech gehabt.«

*Nein, bloß nicht den Verbrechern hinterherjagen. Bleibt ruhig hier und schlagt mir die Fresse ein ...*

»Geht's Ihnen gut, Sir?«, fragte der andere und half ihm auf die Beine.

Pellam hustete und würgte. »Wasser, bitte, ein Schluck Wasser.«

»Klar, kein Problem.« Der erste Polizist ging ins Wohnmobil und kam mit einer Tasse Wasser zurück. Pellam trank sie in einem Zug leer. Er atmete schwer, der

Brustkorb hob und senkte sich, als hätte er es gerade noch ans Ufer geschafft, bevor er ertrunken war.

»Können Sie stehen, Sir?«

Mit finsterem Blick beobachtete Pellam den anderen Deputy, der mit der Taschenlampe die Lichtung Zentimeter um Zentimeter absuchte.

»Ja, kann ich.«

»Gut.« Der Deputy lächelte. »Sie sind nämlich verhaftet.« Er sah zu seinem Freund. »Belehre ihn über seine Rechte. Und durchsuch ihn.«

## ... Sechzehn

»Und Sie haben nichts gefunden?«, wollte Moorhouse vom Sheriff wissen.

Der Bürgermeister kniff die Augen zusammen, weil ihn die Sonne blendete, die so früh am Sonntagmorgen in sein Büro schien.

»Nichts. Meine Deputies haben alles abgesucht, so wie Sie es uns gesagt haben. Aber sie haben nichts gefunden.«

»Sind Sie sicher? Keine Drogen? Alle Filmleute nehmen ständig Drogen«, sagte Moorhouse.

Das wusste der Sheriff auch schon, weil er und seine Frau *People* lasen. Aber er wusste auch, dass seine Jungs wie wild gesucht, aber nichts gefunden hatten.

»War er bewusstlos, als Sie eintrafen?«

»Nein, Sir. Aber er lag auf dem Boden, ein Stück unter dem Wohnmobil. Er hätte das Zeug nicht so weit wegwerfen können, dass wir es übersehen hätten. Wir haben den ganzen Boden abgegrast. Jeden einzelnen Zentimeter.«

»Irgendeine Ahnung, mit wem er sich angelegt hatte?«, fragte der Bürgermeister argwöhnisch.

»Äh, nein. Wenn Sie wollen, kann ich mich umhören.«

Moorhouse schüttelte den Kopf. »Lassen Sie es. Wahrscheinlich hat Pellam den Streit angefangen.« Er deutete mit dem Kopf Richtung Sheriff's Department mit der kleinen Zelle. »Ich kann es niemandem verübeln, wenn er einem Arschloch von der Küste gegenüber massiv wird, der meint, ihm gehöre die Stadt. Gibt es Hinweise auf die Benzinbombe im Krankenhaus?«

»Bisher nicht.«

»Das muss aber er gewesen sein.«

»Ganz bestimmt«, meinte der Sheriff, allerdings wenig überzeugt. Neugierig sah er Moorhouse an und spielte am Hammer seiner verchromten .357.

Moorhouse verzog das Gesicht. *Jetzt liegt irgendwo in der Stadt ein Umschlag mit LSD oder PVC oder was weiß ich herum. Wo kann er nur sein? Was ist, wenn ein Kind das Ding zwischen die Finger bekommt? Mein Gott!*

»Was ist mit Pellam?«, fragte er den Sheriff. »Alles in Ordnung mit ihm?«

»Scheint so. Wir haben ihn gestern Abend geholt, er war voller Blut. Ist auf der Dienststelle aufs Klo gegangen und hat sich die Seele aus dem Leib gekotzt. Ich dachte, wir sollten ihn vielleicht ins Krankenhaus bringen, aber ...«

»In das Krankenhaus, das er zum Teufel noch mal abbrennen wollte.«

»Uh«, machte Tom nichtssagend. »Es scheint ihm wieder gut zu gehen.«

»Am besten reden wir mal mit ihm«, meinte Moorhouse.

»Bringen Sie ihn her.«

In Handschellen.

So stand er vor dem Kleinstadtclohn, der sich wieder in seinen babyblauen Lieblingsanzug gezwängt hatte.

Und in Handschellen, verdammt.

»Mr. Pellam, ich möchte Ihnen sagen, dass es uns Leid tut, was passiert ist. Solche Dinge kommen hier normalerweise nicht vor. Cleary ist ein friedlicher Ort.«

»Überraschend«, sagte der Sheriff. »Dass das passiert ist, meine ich.«

Pellam nickte ihm zu und kniff die Augen zusammen, weil er von der kalten, aber grellen Sonne geblendet wurde, die durch die verschmierten Fenster schien. Am schlimmsten tat seine rechte Hand weh – die Knöchel –, mit der er auf Knochen gehauen hatte.

»Warum habe ich die Nacht im Gefängnis verbracht?«

»Oh.« Moorhouse rollte auf seinem grünen Kunstlederstuhl nach hinten. »Sie wurden wegen o.V. verhaftet. Hat Ihnen der Deputy nicht Ihre Rechte vorgelesen?«

»Klar hat er das gemacht, Mr. Moorhouse«, kam ihm der Sheriff zuvor.

»O.V.?«, fragte Pellam.

»Ja, ordnungswidriges Verhalten. Auf was plädieren Sie?«

Auf Aprilscherz. Das konnte doch nur ein Witz sein. Pellam musste sogar lachen. »Ich wurde von zwei Arschlöchern angegriffen, die an meiner Tür geklopft, mich rausgezerrt und mich zusammengeschlagen haben. Das hat weder was mit Trunkenheit noch mit ordnungswidrigem Verhalten zu tun.«

Moorhouse lächelte geduldig. »Schuldig oder nicht schuldig?«

»Nicht schuldig. Haben Sie die beiden Arschlöcher gefunden?«

Nun war der Sheriff wieder an der Reihe. »Es scheint, dass die anderen beiden Unruhestifter ...«

»Andere Unruhestifter?« Pellam lachte.

»... entwischt sind. Wir haben nach Spuren gesucht, aber keine gefunden.« Er wandte sich an Pellam. »Sie waren nicht gerade hilfreich, als es darum ging, die beiden anderen zu beschreiben, Sir.«

Die Handschellen klirrten, als er die Hände hob. »Die beiden haben mir eine Lkw-Ladung Dreck ins Gesicht geworfen, bevor sie über mich hergefallen sind.«

»Laut Gesetz brauchen wir diese anderen natürlich nicht«, sagte Moorhouse. »Wir können den anklagen, den wir haben. Und das sind Sie. Jetzt nehme ich den Hut des Bürgermeisters ab und setze mir den des Richters auf.« Er sah auf einen leeren Wandkalender. »Die Verhandlung findet in einer Woche statt. Wegen einer Kautions ...«

»Was heißt das – eine Woche?«

»Ich bin sehr beschäftigt.«

»Gut. Wenn Sie mich gehen lassen, bin ich eine Last weniger für Sie.«

Moorhouse sah ihn von oben bis unten an – Pellams Hemd und seine Jeans waren voller Dreck und rötlich schwarzer Blutflecken, die Haare standen nach einer Nacht auf einem steifen Kissen steil nach oben.

»Um ehrlich zu sein, Sir, haben wir nicht vor, Sie noch viel länger hier zu behalten.«

*Sir Sir Sir ...*

Der Sheriff wippte auf seinen dicken Absätzen; eine Diele quietschte.

Das Licht tat weh wie eine stumpfe Rasierklinge. Pellams Augen tränten. Er wartete. Moorhouse versuchte ihm etwas klar zu machen. Etwas, das er offenbar auch ohne Worte verstehen sollte. Etwas, nach dem ein Richter nicht direkt fragen konnte, selbst einer wie dieser nicht.

Pellam zog die Nase hoch und blinzelte die Tränen fort.

»Sind Sie erkältet, Sir?«

»Immer noch diese Lkw-Ladung Dreck, von der ich geredet habe.«

»Ah.« Moorhouse blickte zum Sheriff. »Tom, könnten

Sie uns einen Moment allein lassen?«

»Klar, Herr Bürgermeister.« Er drehte auf dem Absatz um und marschierte aus dem Zimmer. Fehlten nur noch der Stechschritt und die Marschmusik.

»Pellam, Ihr Aufenthalt hier ist ... wie könnte man sagen? Störend.«

»Nicht störender als zwei Arschlöcher, die in der Stadt rumfahren und Leute zusammenschlagen, welche sich ansonsten nur um ihren eigenen Kram kümmern.«

»Ha, sehen Sie?« Moorhouse schüttelte den Kopf. »Wussten Sie, dass gestern Abend das Krankenhaus beinahe abgebrannt ist?«

Pellam kniff die Augen zusammen, versuchte eine Verbindung herzustellen, die irgendwie zu seinem Fall passen könnte. »Was genau ...«, begann er.

»Wissen Sie, was vom Feuer zerstört wurde?«

Oh. Interessant. »Diese Drogen, die der Torrens-Junge genommen hatte«, antwortete er.

»Ja, Sir.« Moorhouse hob eine Augenbraue.

»Ach, kommen Sie, jetzt werden Sie mich auch noch wegen Brandstiftung verklagen? Dafür haben Sie doch gar keinen hinreichenden Tatverdacht.«

Moorhouses andere Augenbraue gesellte sich zur ersten, und gemeinsam schienen sie zu fragen: Wie kommt es, dass Ihnen Begriffe wie »hinreichender Tatverdacht« so vertraut sind? Wie kommt das, Sir?

»Mr. Pellam, Sie gehören zu der Art von äußerem Einfluss, der unserer Gemeinde nicht gut tut.«

»Äußerer Einfluss könnte genau das sein, was Sie brauchen«, sagte Pellam. »Wenn Sie der innere Einfluss sind.«

Moorhouse sog lächelnd Luft zwischen seine Zähne ein.



»Ich könnte Ihrer wachsenden Liste von Vergehen noch Missachtung des Gerichts hinzufügen. Sie sind nicht besonders vorsichtig ...«

Pellam stützte sich mit den Fäusten auf dem Schreibtisch ab und beugte sich vor. Das Sonnenlicht spiegelte sich in den Handschellen. »Ich will, dass Sie eine Kautions festlegen, und es ist mir egal, ob Sie damit beschäftigt sind, für die Söhne Ihrer Bürger Strafzettel für Drogen am Steuer auszustellen – ich will morgen eine Gerichtsverhandlung. Ich werde meinen Anwalt in Manhattan anrufen und ihn noch heute mit einem Vorführungsbefehl zur Haftprüfung kommen lassen, und wenn Sie noch weitere Sperenzen hier mit mir treiben, werde ich Sie und Ihren Arsch wegen Amtsmissbrauch und unterlassener medizinischer Hilfeleistung für einen verletzten Häftling verklagen ...«

»Jetzt beruhigen Sie sich doch erst mal. Lassen Sie uns ...«

»Dann sagen Sie mir doch, ob es sich Ihre Gemeinde leisten kann, zu einer Strafe von zwei- oder dreihunderttausend Dollar verklagt zu werden?«, zischte Pellam durch seine vor Wut zusammengepressten Kiefer.

Moorhouse lächelte gezwungen, und er wurde rot im Gesicht. Mit einem künstlichen Husten versuchte er seine Beklommenheit zu überspielen. Sein Blick schwenkte zum Telefon. Pellam merkte, dass sein Gegenüber wütend wurde. Er war von jemandem in diese prekäre Situation hineinmanövriert worden, klare Sache. »Au weia, Sie sind ja vielleicht schnell auf die Palme zu bringen. Ich sage Ihnen was: Wenn Sie aus der Stadt verschwinden, lasse ich die Anklage in allen Punkten fallen.«

»Wie hoch ist die Kautions?«, fragte Pellam leise.

Das Lächeln verzog sich zu einem schiefen Grinsen.

»Die Kautiun wird auf fünftausend Dollar festgesetzt.«

Hinter Pellam quietschte die Tür. Ein breiter Lichtstreifen fiel ins Zimmer. Er nahm es kaum wahr. »Wie viel?«, schnauzte er. »Woher soll ich an einem Sonntag so viel Geld beschaffen?«

»Von mir«, ertönte eine weibliche Stimme hinter ihm. »Ein Scheck geht doch in Ordnung, nicht wahr, Hank?«

Moorhouse machte ein finsternes Gesicht. »Morgen, Meg. Was machst du hier?«

Sie trat an den Schreibtisch. »Ein Scheck?« Sie schrieb ihn bereits aus.

»Sie müssen nicht ...«, begann Pellam. Sie blickte ihm ins Gesicht, das schlimmer aussehen musste, als er gedacht hatte, da sie für eine Sekunde die Augen weit aufriß.

Moorhouse zog ein Stück Klebestreifen aus dem Halter und rollte ihn zusammen. Abwesend kaute er darauf herum. »Meg, das ist keine gute Idee.«

»Woher wissen Sie denn Bescheid?«, wollte Pellam wissen, als sie mit Schreiben fertig war.

Sie ging auf seine Frage nicht ein.

»Meg«, versuchte Moorhouse es erneut. »Das ist wirklich keine gute Idee.«

Meg ließ den Scheck auf seinen Schreibtisch fallen. »Eine Quittung. Ich hätte gerne eine Quittung.«

Er suchte, fand aber keine, so dass er sie handschriftlich auf einem Notizblock ausstellte. Mit Stempel.

Meg verließ das Zimmer, gefolgt von Pellams skeptischem Blick. Moorhouse spuckte den Klebestreifen aus. »Die Verhandlung wird auf Montagmorgen festgesetzt«, sagte er.

»Ich kenne einen Anwalt hier in der Stadt, wenn Sie

wollen.«

Pellam streckte dem Bürgermeister seine Fäuste hin.

»Eigentlich will ich nur diese Dinger hier weghaben. Sie sind ein bisschen ... störend.«

Pellam saß auf dem Beifahrersitz, als Meg ihren kleinen Wagen höher schaltete und aus der Stadt jagte.

Lässig legte er den Sicherheitsgurt an. Der Knauf auf, dem Schalthebel war abgenutzt und zeigte in die falsche Richtung. Als wollte sie ihm zeigen, warum das so war, schaltete sie in einer sanften Kurve in einen niedrigeren Gang und jagte den Motor gleich wieder auf hundertzehn km/h hoch.

Sechzig waren erlaubt.

»Danke, ich ...«, wollte er über den Lärm des Motors hinweg sagen.

Sie schüttelte nur mit dem Kopf.

Er wusste nicht, was sie damit meinte – dass er schweigen sollte oder dass sie ihn nicht hörte. Die Nadel vom Tachometer bewegte sich fast im roten Bereich.

Pellam blickte sich um. Die Straßen waren leer. Der Parkplatz neben einer Kirche stand voller kleiner Transporter und Pkws: das klassische Bild amerikanischer Religion – weißer Kirchturm und roter Backstein, symmetrisch, unaufdringlich, schlicht. Er fragte sich, wie sie hieß, kam aber zu dem Schluss, dass es egal war; in Cleary war es in puncto Religion ziemlich egal, welcher Kirche man zufällig angehörte – alles ein Brei.

»Wo ist Sam?«

»Sonntagsschule.«

»Wo ist Keith?«

»Was erledigen, und dann wollte er noch in die Firma.«

»Oh.«

Schweigend fuhren sie nach Hause. In *ihr* Zuhause. In *ihrem* Wagen.

Mit *ihren* stahlharten Augen und angespannten Lippen.

Als sie ankamen, hinterließ sie eine über einen Meter lange Bremsspur auf dem Kies, stieg aus und knallte die Tür hinter sich zu. Sie ging zur Veranda hinauf und ließ Pellam im Wagen sitzen.

Sie verschwand im Haus.

Er blieb sitzen.

Eine Minute später kam sie wieder raus. »Kommen Sie rein oder nicht?«, fragte sie.

»Na ja, ich denke, ich ...« Er konnte nur mit ihrem Rücken sprechen, denn sie verschwand schon wieder durch die Tür.

Das Haus war ruhig. Komisch, dass so ein altes Haus – groß, gut geheizt mit einer nach Holz riechenden Wärme, die vom Parkettboden aufstieg – so ruhig sein konnte. Ein Haus, in dem eigentlich ein Dutzend Kinder herumtollen und alles auf den Kopf stellen und die Erwachsenen ihrer Wochenendtätigkeit nachgehen müssten. Aber es war still hier, völlig still.

Er folgte ihr in die Küche. Sie machte sich an der Kaffeemaschine zu schaffen, schob Brötchen in den Ofen. Er verschränkte die Arme. Sie sagte nichts. Er lehnte an der Theke. Er nahm die Arme wieder herunter und setzte sich.

»Ich ...«, begann er.

Sie knallte die Kaffeekanne auf den Tisch, wirbelte herum, um ihm ins Gesicht zu sehen. »Ich habe nur eine Frage.«

»Sie haben mich aus dem Gefängnis geholt, um mir eine Frage zu stellen?«

»Hat Sam diesen Scheiß von Ihnen?«

Er antwortete nicht.

Sie sah ihn unverwandt an.

Pellam erhob sich. »Wenn Sie das glauben, dann werde ich einfach wieder zurück in die Zelle gehen. Danke.«

Meg kam zu ihm, war nur wenige Zentimeter von ihm entfernt. »Ich will, dass Sie es sagen. Ich will, dass Sie es mir erzählen.«

»Ich habe ihm keine Drogen gegeben.«

Sie wandte sich wieder ab.

»Ich dachte, Sie würden mich kennen«, sagte er. »Ich dachte, wir würden einander besser kennen.«

Sie kramte in ihrer Tasche und zog ein paar Blätter heraus.

Er blinzelte. Mit dem rechten Auge sah er wieder nur verschwommen. Ein Rest vom Dreck vom Vorabend wanderte im Auge herum. Er wischte die Tränen ab, dann blickte er auf die Blätter. Seitlich gelochtes Endlospapier. Sie hatte etwas vom Computer ausgedruckt.

Pellam runzelte die Stirn und beugte sich vor.

Das war's also.

Er räusperte sich. Selbst hier, in Cleary, New York, fünftausendachthundert Einwohner. Selbst hier.

»Dann wissen Sie es also«, meinte Pellam.

Meg schob ihm die Ausdrucke zu. Man sah ihnen an, dass sie fleißig gelesen worden waren.

»Ich dachte, ich hätte Ihren Namen schon mal gehört.«

Sie blickte ihm direkt in die Augen. »Als ich als Model in New York gearbeitet habe, habe ich mich fürs Kino

interessiert. Ich habe immer ein paar Filmzeitschriften gekauft, die anspruchsvollen. Ich wusste, dass mir Ihr Name vertraut vorkam.«

Er hob einige Artikel hoch, besah sich die Zeitungsüberschriften, die er im Schlaf aufsagen konnte.

*»Time Out of Mind« von John Pellam – unabhängiger Film gewinnt L. A. Film Critics Award. Neuer Regisseur Pellam erobert Cannes und Sundance. Ein Muss auf dem New York Film Festival: Pellams »Sandra's Apartment«.*

Dann die anderen, mit Worten, die er immer wieder im Schlaf hörte: *Regisseur wegen Drogentod eines Filmstars angeklagt. Pellam gesteht vor Gericht: Drogen flossen am Set in rauen Mengen. Regisseur und Regieassistent wegen Tod durch Überdosis von Filmstar angeklagt. Geldgeber steigen aus Todesfilm »Central Standard Time« aus.*

Pellam ließ die Blätter auf den Tisch fallen und erhob sich. »Ist wohl besser, wenn ich gehe.«

## ... Siebzehn

Meg versperrte ihm den Weg und packte seinen Arm.

»Nein, bitte. Ich will nicht, dass Sie gehen. Ich hatte solche Angst um Sam. Ich war so verletzt. Mir war klar, dass das Zeug nicht von Ihnen kam, aber immer wieder musste ich an diese Artikel denken.« Zögernd berührte sie die Ausdrücke.

Sie ließ seinen Arm wieder los, und er ging ans Küchenfenster, zog den Vorhang zur Seite.

»Ich habe nie was verkauft«, erzählte er. »Der Mann, der gestorben ist, war mein Freund. Tommy Bernstein.«

»Er war ein hervorragender Schauspieler«, meinte Meg. »Ich habe ein paar Filme mit ihm gesehen. Aber sie waren nicht von Ihnen, glaube ich.«

»Er hat nie mit mir zusammengearbeitet. Erst beim letzten Film. *Central Standard Time*. Wir waren einfach nur Freunde. Die besten Freunde, würde man wohl sagen.« Er lachte. »Gott, das hört sich komisch an, wenn Erwachsene sagen, sie seien die besten Freunde.« Hohles Lachen. »Na ja, sehr erwachsen waren wir nicht.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe für unabhängige Filme Regie geführt. Sie wissen schon – Jarmusch, Seidelman und solche Sachen. Tommy habe ich gleich in der ersten Woche kennen gelernt, in der er nach Hollywood gekommen war. Sie haben Recht – er war wirklich gut. Aber er wurde ziemlich schnell berühmt, viel zu schnell – und hat sich nie ein dickes Fell zugelegt. Er hat sich schnell aus der Fassung bringen lassen und konnte nur arbeiten, wenn er unter Drogen stand. *Central Standard Time* haben wir

zusammen geschrieben. Wir sind ein paar Mal raus in die Wüste gefahren und haben den ganzen Tag mit Schreiben verbracht. Nur wir zwei. Er sollte die Hauptrolle spielen. Sein erster ernster Film. Aber er konnte nur arbeiten, wenn er Koks hatte. Er wollte viel, und ich habe ihm viel gegeben. Und mehr. Er hat zu viel genommen, hat einen Herzanfall gekriegt und ist gestorben. Mit einunddreißig.«

Pellam sah zum Kühlschrank, an dem ein Papierflugzeug mit einem Magnet befestigt war. Darauf stand: »Ich hab dich lieb, Mom!!!«

»Es war so komisch. Zuerst ist gar nichts passiert. Überhaupt nichts. Es war, als wäre der ganze Vorfall in der Versenkung verschwunden. Ich habe sogar weitergearbeitet und versucht, die Hauptrolle neu zu besetzen, habe geschaut, ob wir von dem Filmmaterial noch was gebrauchen konnten. Dann brach alles auseinander, ich eingeschlossen. Ich konnte nicht mehr arbeiten, mir war alles egal. Die Geldgeber haben sich zurückgezogen, und ich hatte keine Fertigungsstellungsgarantie-Versicherung. So habe ich meine Ersparnisse, mein Haus und meine gesamte Ausrüstung verloren. Ein Jahr habe ich wegen Totschlag gegessen; mein Regieassistent bekam Bewährung.«

»Aber es war nicht Ihr Fehler.«

»Doch, war es. Ich habe ihm das Zeug besorgt. Das Geld war im Budget eingeplant. Unter »diverse schauspielerbezogene Kosten.«

»War das die Zeit, in der Ihre Frau Sie verlassen hat?«

Er lächelte. »Nein, das kam ein bisschen später.«

»Richtig, vor sechs Jahren, Pellam«, stellte Meg fest. »Heißt das, niemand wollte Ihnen noch Arbeit geben? Ich will die Sache nicht runterspielen, aber das war kein Weltuntergang.«



»Na, es ist doch komisch, was alles als Weltuntergang herhalten muss. Ein Jahr in San Quentin. Das ist eine Möglichkeit, Weltuntergang zu definieren. Glauben Sie mir, das ist es ganz eindeutig.«

»Tut mir Leid, John.« Sie berührte seinen Arm. Anders als vorher. Sanfter. Und gleichzeitig fester.

Sein Lachen hörte sich bitter an. »O Mann, es gab Journalisten in L. A., die mir die Hand geschüttelt und gesagt haben: ›Verdammt gute Werbeidee – Sie töten den Hauptdarsteller. Es gibt keine Zeitung im Land, die *nicht* eine Geschichte über Sie bringt.« Er machte eine Pause und lauschte dem Blubbern der Kaffeemaschine. »Klar, vielleicht hätte ich die Sache wieder auf die Reihe gekriegt, nachdem ich aus dem Knast kam. Ich hatte zwar viele Kontakte verloren, aber das war nicht das Problem. Das Problem war, dass mir alles egal war. Ich hatte nicht mehr das Bedürfnis, Regie zu führen. Also habe ich mir Aufträge als Location-Scout gesucht.«

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.«

Er entfernte sich ein Stück von ihr. »Es geht vorbei. Die Dinge renken sich wieder ein.«

»Darauf müssen Sie aufpassen«, sagte sie.

»Worauf?«

»Wenn Sie so was sagen – dass etwas vorbeigeht. Ihr Leben könnte zu Ende sein, bevor Sie es merken.« Sie hörte sich an wie ein weiser Mensch.

»Mir gefällt die Drehortsuche«, entgegnete Pellam.

»Glauben Sie nicht, dass Ihr Wohnmobil nur ein Versteck ist?«

»Wir haben doch alle unsere Verstecke. Meins hat zufällig Räder.«

»Was genau machen Sie hier, Pellam? In Cleary wird

kein Film gedreht werden. Sie sind nicht wirklich an farbigen Herbstblättern interessiert. Was also wollen Sie?»

Pellam griff in eine Socke und zog das durchsichtige Päckchen Drogen heraus, das ihm der Bär am Abend zuvor zugesteckt hatte.

Meg ließ ihren Blick zwischen dem Pulver und seinem Gesicht hin und her wandern. »Was ist das?»

»Ein Geschenk für mich. Ich denke, aus derselben Quelle, aus der auch Sam sein Zeug hat.« Er erzählte ihr vom Angriff am Abend zuvor. »Einer der beiden hat es mir zugesteckt.«

»Nein! Warum?»

»Damit Moorhouse mich wegen einschlägiger Delikte belangen und noch mehr Druckmittel in der Hand hat, mich aus der Stadt zu jagen.« Er bemerkte ihren schockierten Blick. »Nein, nein, Moorhouse steckt nicht dahinter. Das ist jemand anderes.«

»Wer?»

»Derjenige, der nicht will, dass der Film hier gedreht wird.« Er sah sie an. »Derjenige, der hinter den Drogen steckt, die Sam genommen hat. Derjenige, der Marty getötet hat. Deswegen bin ich hier. Deswegen verlasse ich die Stadt erst, wenn ich herausgefunden habe, wer es ist.«

»In Cleary ...« Sie schüttelte den Kopf. »Das hier ist die Stadt, wo bei jedem zweiten Auto ein rotes Band am Rückspiegel hängt.«

Pellam schüttelte stirnrunzelnd den Kopf.

»Mütter gegen Alkohol am Steuer«, erklärte Meg. »Und auf den Tüten im Supermarkt steht ›Sag Nein zu Drogen‹.«

Pellam öffnete das Päckchen und roch daran.

»Warum hat man es nicht gefunden?«, fragte sie.

»Ich habe es runtergeschluckt. Nach der Durchsuchung habe ich es über einen altbekannten biologischen Prozess wiederbekommen, auf den ich an diesem schönen Sonntagmorgen nicht näher eingehen will.«

»Jesses, Pellam. Wenn das Ding aufgeplatzt wäre! Sie hätten sterben können.«

»Ich konnte es mir nicht leisten, im Besitz von belastendem Material zu sein.« Er deutete mit einem Nicken auf die Computerausdrucke.

»Warum haben Sie es nicht runtergespült?«

»Manchmal wird das Abwasser in Gefängnissen untersucht.«

Sie lächelte. »Ich kann mir irgendwie nicht vorstellen, dass Tom das Wasser im Klo auf Drogen testet.«

Pellam lachte. »Wer weiß, welche Gerätschaften er sich beim Fachhandel für Kleinstadtpolizisten besorgt und ganz scharf drauf ist, sie endlich mal einzusetzen.«

Er trat ans Spülbecken, öffnete das Päckchen und ließ den Inhalt unter dem lächelnden Blick einer Holzgans mit Häubchen im Ausguss verschwinden. »Es gibt Leute, denen kämen die Tränen, wenn sie mich jetzt sehen würden.«

Pellam trocknete sich die Hände ab und ging zu einer hohen Anrichte. Er verstand nichts von Antiquitäten. Unbeholfen stand er vor dem aufwändigen Stück. »Das ist schon was.«

Meg servierte ihm die fertigen Frühstücksbrötchen. Er aß gleich zwei auf einmal. Sie schmeckten kräftig nach Hefe. Selbst gemacht.

Ein paar Minuten lang tranken sie schweigend ihren Kaffee. Er war bei seinem dritten Brötchen. »Das beste Kompliment, das es gibt«, sagte sie und aß selber eins.

»Ich nehme nie zu. Oh, ich bin nicht eitel. Das ist einfach eine Tatsache.«

Pellam ging in den Flur hinaus. Betrachtete die Tapeten und die Möbel.

Häuser.

Er erinnerte sich, was Tommy Bernstein über sein kleines Haus auf dem Beverly Glen nördlich des Sunset Boulevard gesagt hatte. *Scheiße, das ist ja ein »Drauffall-Haus«.* *Da kriegst du Schwierigkeiten ...* Häuser, die oben am Hang standen, waren »Runterfall-Häuser«; solche, die unten im Tal standen, »Drauffall-Häuser«. *Bei einem Erdbeben wirst du platt gemacht*, hatte er gesagt. *Verkauf den Scheiß sofort.*

»Ich wette, an freien Tagen ist das Leben hier richtig schön«, sagte er zu Meg.

»Freie Tage?« Meg machte eine Pause. »Ich denke, ja. Ruhig. Nur wir drei. Und manchmal Freunde. In einem Haus wie diesem hier muss eine große Familien leben. Als Kind war das anders. Unser ganzes Haus war voller Leute.«

Ihre Stimme erstarb. »Ich muss Ihnen was gestehen«, sagte sie schließlich.

»Gut.«

»Wegen des Unfalls, als ich Sie angefahren habe.«

»Der ist mir vertraut.«

»Es war kein Unfall. Also, ich meine, ich wollte Sie nicht anfahren. Aber ich wollte Sie kennen lernen. Ich habe gesehen, wie Sie die Straße entlanggegangen sind, und ich bin Ihnen mit Absicht hinterhergefahren. Ich wollte den Wagen zum Schleudern bringen. So tun, als würde ich von der Straße abkommen. Damit wir in Kontakt kommen.« Sie spielte mit ihrem Brillantring.

Fünftausend Dollar gepresster Kohlenstoff drehten sich zwanghaft an einem schönen, dünnen Finger.

»Warum?«, fragte er.

»Ich dachte, ich könnte eine Rolle in dem Film bekommen.«

»Deswegen haben Sie mich im Krankenhaus besucht?«

»Nein.«

Er stand neben ihr. Sie drehte sich zu ihm um, blickte ihm in die Augen. Draußen, kilometerweit entfernt, verhallte das Echo von Gewehrschüssen. »Na ja, vielleicht«, meinte sie.

Er beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie.

Einfach so.

»Nein«, sagte sie. Aber das war der einzige Widerstand, den sie leistete. Sie hatte die Arme um ihn gelegt, erwiderte seinen Kuss und zog ihn an sich heran.

Dann trat sie zurück.

»Nein«, wiederholte sie. Diesmal sprach sie zu sich selbst und entschied sich, anders als er, ihrem Befehl zu gehorchen.

Sie ging zurück in die Küche, stellte sich ans Fenster und wischte abwesend mit dem Lappen das Spülbecken.

Schon vor langer Zeit hatte Pellam es aufgegeben, sich für seine spontanen Reaktionen zu entschuldigen. Er ging ihr hinterher, griff zu seiner Tasse und schenkte sich Kaffee ein.

»Da gibt's noch was.« Meg blickte aus dem Fenster.  
»Ich habe eine Affäre.«

Er setzte die Tasse ab.

Gute Arbeit, Pellam. In dem Punkt kann dir echt keiner das Wasser reichen. Verliebst dich in eine Frau, die schon

zwei Männer hat, während du mit einem Blumenkind, das auf Drogen steht, zwischen den Ginkobäumen Fangen spielst – und die spargeldünne Geschäftsfrau aus Hollywood, die zu Hause auf dich wartet, kein einziges Mal anruft.

Er sah, wie sie versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Zeit der Geständnisse. Dinge, die sie von ihren sommersprossigen Schultern laden musste. Er setzte sich wieder. Dies könnte einige Zeit dauern. Er wusste, dass herumstreunende Ehefrauen und schlechte Filmemacher derselben Leidenschaft frönten: ausschweifenden Erklärungen.

»Wer ist es?«

»Ein Mann hier aus der Stadt.«

»Hat sich das noch nicht rumgesprochen?«

»Wir sind krankhaft vorsichtig gewesen. Schauen Sie, Keith ist ein wunderbarer Mensch, die Zuverlässigkeit in Person. Er liebt Sam. Er hat noch kein einziges Mal mit mir geschimpft. Er ist vernarrt. Er versorgt uns. Aber fühle ich mich verzaubert? Nein. Andererseits: Muss man sich überhaupt verzaubert fühlen?«

»Ich habe einmal den Satz gehört: Eine Beziehung ist wie ein Feuer – ein paar Monate lang ist man entflammt, ein Jahr lang glimmt die Kohle, dann raucht es nur noch.«

»Das ist bequem.«

»Bequemlichkeit ist nicht unbedingt das Schlechteste.«

»Aber ich will mehr, Pellam. Oder ich dachte, ich wollte mehr. Diese Sache mit Sam, die Drogen. Sie hat mir solche Angst eingejagt. Ich bin ganz aufgewühlt. Die letzte Nacht habe ich überhaupt nicht schlafen können.«

»Ihm geht's doch wieder gut, oder?«

»O ja, das wird schon wieder. Es hat mich nur so

verletzlich gemacht. Ich habe ...« – sie blickte ihn an –  
»... etwas Feuer gesucht, und fast scheint es so, als ob die Sache mit Sam die Rache dafür war.«

»Sie ... äh ... du ... liebst ihn? Diesen anderen Mann?«

Ein kurzes Zögern. »Ich dachte, ich täte es. Aber jetzt bin ich mir gar nicht mehr so sicher.«

»Liebst du Keith?«

»Ich weiß, dass ich Sam und mein Zuhause liebe. Ich glaube auch, ich liebe Keith. Ich bin es leid, eine Affäre zu haben. Das ist komisch, wenn ich ... dir ... das erzähle, oder?« Sie wirkte sehr jung, als sie ihn mit großen Augen anschaute.

Pellam lächelte. »Erzähle, was du willst. Ich höre gerne zu.«

»Keith ist so gescheit. Er kann nicht ... es ist nicht so, dass er mir das Gefühl gibt, ich wäre dumm. Jedenfalls nicht mit Absicht. Aber ich komme mir dumm vor.«

»Warum sagst du so was?«

»Ich bin nicht, nun ja, intelligent.«

»Was heißt das schon?«, fragte Pellam. »Dass du keine Integrale im Kopf ausrechnen kannst? Oder das Periodensystem der chemischen Elemente nicht auswendig aufsagen kannst?«

»Keith will mir immer was von seinem Geschäft erzählen, aber ich verstehe nichts davon. Ich versuche es, aber ...«

»Meg, er ist Chemiker. Warum solltest du was von Chemie verstehen?«

»Bei Politik ist es dasselbe. Und ich lese nicht viel. Ich versuche es, aber es übersteigt meinen Horizont.«

»Das sind so Redensarten, die du verwendest. Was genau übersteigt deinen Horizont?«

Hinter ihnen hörten sie einen Knall, und ein Licht blitzte auf. Meg fuhr zusammen, dann lachte sie. Eine Birne in einer der Wandleuchten in der Küche war geplatzt. Meg zog den Lampenschirm ab, blies auf die Birne, um sie abzukühlen, und schraubte sie heraus. »Als Mädchen hatte ich Angst vor Licht. Ist das nicht seltsam? Die meisten Kinder haben Angst vor der Dunkelheit. Aber ich habe Licht gehasst. Zu meinem Zimmer gab es keine Tür, und das Licht vom Wohnzimmer, das weißblaue Licht von nackten Glühbirnen, schien immer herein, so dass ich nicht einschlafen konnte. Als meine Mutter später, als ich älter war, ein Tuch in den Durchgang hängte, nützte das auch nicht viel. Weißt du, warum ich es gehasst habe? Wenn sich meine Eltern stritten, hatte ich immer den Eindruck, ihre Stimmen kämen aus dem Licht. Ich habe mich unter der Decke versteckt. Mutter dachte, ich hätte Angst vor Geistern oder so. Ich hatte Angst vor dem Licht. Genauso fühle ich mich jetzt auch. Vor Licht kann man so schwer fliehen.«

Meg drehte eine neue Birne ein. »Ich spüre, dass du etwas Dunkles an dir hast.« Sie lachte. »Ich bin sicher, das hört sich alles ganz komisch an.«

Nachdem Pellam mit der Drehortsuche begonnen hatte, hatte er sich eine Zeit lang gewundert, warum ihm so etwas immer wieder passierte – warum ihm Menschen so viel erzählten, ihre Geheimnisse und verborgenen Leidenschaften offenbarten. Geistliche bekamen nicht solche Dinge zu hören wie Pellam. Dann hatte er gemerkt, es lag nicht daran, dass er ein guter Zuhörer war; der Grund war, dass er Sicherheit bedeutete. Man konnte ihm den ganzen Müll vor die Füße werfen, weil er ein oder zwei Wochen später verschwunden sein würde. Und mit ihm ihre Geheimnisse.

»Ich wusste, dass du nichts mit der Sache mit Sam zu



tun hattest«, fuhr sie fort. »Wirklich.« Die Worte kamen stockend. Frauen fällt es gewöhnlich leichter als Männern, sich zu entschuldigen, aber bei Meg war das anders.

»Was wirst du jetzt tun?«, fragte er.

»Ich werde mit meinem Liebhaber Schluss machen.«

»Ist es wirklich das, was du willst?«

»Es ist das, was ich tun muss ...« Sie sah auf ihre Uhr.

»Pellam, kann ich dich um einen Gefallen bitten?«

Na ja, bei diesem Gefallen würden wohl keine Sommersprossen auf ihrer Brust oder sonstwo beteiligt sein. Das hatte er sich schon abgeschminkt. »Klar«, sagte er.

»Keith wird den ganzen Tag arbeiten. Aber Sam kommt bald zurück. Magst du hier bleiben? Oder hast du was vor?«

»Nichts, was der Rede wert wäre.«

»Also, bleibst du? Wir könnten gemeinsam zu Abend essen. Vielleicht hast du Lust, mit Sam ein bisschen schießen zu gehen. Wir haben ihm letztes Jahr eine .22 und eine kleine .410er Schrotflinte geschenkt.«

»Das würde ich gerne«, sagte Pellam.

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Sie lächelte wie ein freches Schulmädchen. Wieder ein Blick auf die Uhr. »Wir haben noch eine Stunde, bevor ich ihn abhole. Es gibt da noch etwas, das wir zusammen tun könnten – nur du und ich.«

Wohin sollte denn das nun führen?

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn zur Tür.

»Wohin gehen wir?«, wollte er wissen.

»Laub zusammenrechen.«

»Meinst du das im Ernst?«

Sie zog ihn nach draußen. »Klar. Los, komm. Das macht Spaß.«

»Ich habe seit zwanzig Jahren kein Laub mehr zusammengerechnet. In L. A. gibt es kein Laub. Und selbst wenn es welches gäbe, würde ich es nicht rechnen.«

Zuerst wollte er sich widersetzen. Aber da stand sie, eine schöne Frau, mit der er Geheimnisse ausgetauscht hatte.

»Denke ich jedenfalls«, fügte er schließlich hinzu.

Auf der hinteren Veranda blieb er stehen. Vor ihm erstreckte sich ein eineinhalb bis zwei Hektar großes Gelände voller Laub. Sie warf ihm einen Rechen zu.

Skeptisch betrachtete er das Gerät. »Ich weiß nicht, wie das geht«, sagte er.

Irgendwo blitzte Sonnenlicht in Metall auf.

Der Deputy bog mit seinem Streifenwagen von der Straße ab und parkte ihn im Schatten eines Zuckerahorns, der mit Narben von den Zapfventilen aus den vergangenen Jahren übersät war. Er stieg aus, setzte seine lavendelfarbene Sonnenbrille auf, marschierte durchs hohe Gras und schlug sich durch die Forsythiensträucher. Er hatte sein ganzes Leben in und um Cleary verbracht und kannte die Sitten und Gewohnheiten – wann man wo hinging und wen man dort wann erwarten konnte und wen nicht.

Und was man nicht erwartete, war am Sonntagmorgen ein geparkter Wagen auf diesem Feld.

Er stieg über die Reste einer niedrigen Steinmauer und ging an weiteren Zuckerahornbäumen vorbei zu einem schmalen Feldweg, der in eine Schonung führte, blieb aber plötzlich auf halbem Weg stehen.

Der Wagen parkte genau in der Mitte dieses Wegs. Zwanzig Meter davor blieb der Deputy stehen. Ein billiger Nissan. Weiß. New Yorker Kennzeichen und ein Aufkleber auf der Stoßstange von den Cleary Tigers. Er war nicht stehen geblieben, um diese Einzelheiten wahrzunehmen, sondern weil er nicht sehen wollte, was in dem Wagen war.

Weil er dachte, er könnte auch so schlussfolgern, was passiert war. Zwei Schüler hatten ihre letzten Stunden auf Erden damit verbracht, heimlich rumzuknutschen und wegen eines kaputten Auspuffs wegzudösen und zu sterben. Das war der einzige vorstellbare Grund, warum jemand Samstagnacht auf diesem Weg anhalten würde, und der einzige Grund, warum dieser Jemand noch hier war.

Er atmete tief durch, um sein pochendes Herz zu beruhigen, und ging weiter – um herauszufinden, dass er sich geirrt hatte. Es gab noch einen Grund, warum ein Fahrzeug mitten auf diesem verlassenem Feldweg parkte – weil der Fahrer ermordet worden war.

Dem Jungen war mit einer kleinkalibrigen Waffe dreimal in die Brust geschossen worden. Er hatte einen heiteren Gesichtsausdruck, und es war kaum Blut zu sehen. Das hieß, dass er schnell gestorben sein musste. Sein Gesicht war, vom Deputy abgewandt, gegen das Fenster der Beifahrertür gepresst, und seine Hand umfasste den Türgriff. Die Leichenblässe war noch nicht eingetreten. Das Blut war also noch nicht nach unten gesackt. Der Junge schien erst vor kurzem gestorben zu sein.

Verdammt. Sein Herz rutschte ihm in die Hose, dennoch ging er um den Wagen herum und sah dem Jungen ins Gesicht. Er erkannte Ned Harper. Schüler der Highschool, Football-Spieler und, wie er glaubte, Mittelgewichtsringer.

Er erinnerte sich, dass er gesehen hatte, wie Neds Vater mit dem Nissan durch die Stadt gefahren war. Warum hatten die Eltern nicht beim Sheriff angerufen und gesagt, dass sie ihren Sohn vermissten? Nimmt man vielleicht an, dass, wenn ein Sohn zum achtzehnjährigen Football-Spieler herangewachsen ist, er noch bis spät in der Nacht wegbleibt, und man macht sich keine Sorgen, auch wenn er ein oder zwei Tage gar nicht auftaucht? Die Tochter des Deputy war zwei Jahre alt, und er machte sich ununterbrochen Sorgen.

Er konnte sich nicht vorstellen, dass es jemals einen Zeitpunkt geben würde, an dem er dies nicht mehr tat.

Wer würde einen Jungen erschießen?

Vielleicht hatte er einen Anhalter mitgenommen. Vielleicht einen geflohenen Häftling aus Sing-Sing in Ossining. Aber warum würde er den Wagen stehen lassen? Vielleicht war es ein Unfall gewesen. Er war mit einem Freund auf der Jagd gewesen, die Waffe war losgegangen, und der andere Junge hatte Panik bekommen. Aber nein. Der Deputy verwarf den Gedanken. Das konnte nicht sein. Nicht mit drei Schusswunden in der Brust.

Langsam umkreiste er den Wagen, suchte nach Hinweisen, doch ihm war klar, dass sich der Sheriff darum kümmern müsste und auch die County-Polizei hinzuziehen würde. Dann merkte er, dass er einfach stehen geblieben war, weil er den Vorfall gar nicht melden wollte.

Die Sonne wurde im schräg abfallenden Fenster reflektiert, aus dem Wald drang das Gurren einer Taube. Langsam ging er zum Wagen zurück, betete darum, dass nicht er den Auftrag erhalten würde, den Eltern des Jungen die Nachricht überbringen zu müssen.

## **... Achtzehn**

Um halb fünf erinnerte sich Pellam an seine Verabredung mit Janine.

»Oh, Mist.«

Sam blickte auf. Dachte vielleicht, dass er mit der Mündung seiner einläufigen Schrotflinte falsch zielte oder eine der Sicherheitsvorschriften für den Waffengebrauch nicht beachtete, die Pellam ihm eingehämmert hatte.

Die letzten Stunden hatten sie mit den Schrotflinten in der Gegend rumgeschossen. Ab und zu hatte Pellam eine oder zwei Dosen in die Luft geworfen, und Sam hatte, vor Anstrengung schwitzend, die Flugbahn berechnet. Pellam hatte die Entschlossenheit in Sams Gesicht bemerkt. Einmal hatte er gehört, wie der Junge beim Abdrücken etwas gemurmelt hatte. Hatte sich angehört wie »Ned«. Pellam hatte ihn gefragt, was er gesagt hatte, doch er hatte nur mit dem Kopf geschüttelt und ihn gebeten, die nächste Dose in die Luft zu werfen.

»Ich muss leider die Segel streichen, Kleiner«, sagte Pellam. »Muss noch was in der Stadt erledigen.«

»Mom, du hättest mich sehen sollen«, sagte Sam, als sie wieder in der Küche waren.

»Das habe ich. Ich habe euch durchs Fenster beobachtet.«

»Wie habe ich mich angestellt, Mr. Pellam?«

»Gut, echt gut. Du musst dein Gewehr reinigen, Sam. Aber ich muss schnell in die Stadt. Wir machen das, wenn ich wieder zurück bin.« Er sah Meg an. In seinen Worten musste etwas mitgeschwungen haben, oder – verdammt, wurde er etwa rot?

»Macht's dir was aus, mich in die Stadt zu fahren?«, fragte er, als er ihr schüchternes Lächeln sah. »Dann komme ich mit meinem Wohnmobil zurück.«

»He«, rief Sam, dessen hohe Stimme noch ein paar Töne nach oben rutschte. »Kann ich mitkommen?«

Meg setzte ein nettes Lächeln auf.

»Oh, kann ich auch mitkommen?«

»Besser nicht.«

Sie ließ ihn eine Minute lang zappeln, dann sagte sie:

»Vielleicht hast du ja noch ein paar Freunde in der Stadt. Leute, die ich nicht kenne.«

»Sollte nicht länger als eine Viertelstunde dauern.«

Meg lächelte unschuldig. »Fünfzehn Minuten? Das ist ziemlich schnell.«

Er warf ihr einen bösen Blick zu, dann klingelte das Telefon.

Ihren Blick immer noch auf Pellam gerichtet, drehte sie sich langsam um und ging in den Flur.

»Hallo, Schatz ... Oh, nein. Bitte nicht. Was? Probleme?«

»Hi, Daddy!«, quiekte Sam und sprang zum Telefon. »Ich habe hundert Dosen geschossen ...«

Meg zuckte zusammen und brachte ihn mit einem Wink zum Schweigen. »Ich mache einen Braten. Du schaffst es nicht?« Sie seufzte. »Na gut, in Ordnung. Wir heben dir was auf. Bis später.«

»Tschüss, Daddy!«

»Er steckt in der Firma zeitlich in der Klemme«, meinte Meg zu Pellam. »Muss den ganzen Abend arbeiten. An einem Sonntag! Unglaublich. Er hat gesagt, er würde um elf nach Hause kommen ... dann essen wir also à *trois*.«

»Was ist das, Mom?«, fragte Sam. »Hört sich eklig an.«

»Das heißt, dass wir nur zu dritt essen.«

»Oh, ich dachte, das ist so was Komisches zum Essen, das du gerade kochst.« Er wandte sich an Pellam. »Mom macht manchmal richtig seltsame Sachen. Die sind so glitschig ...«

»Sam.«

»... und haben eklige Farben.«

»Junger Mann, das reicht.«

»Und ihr Apfelmus ...« Er zog sich zur Veranda zurück.

»Am Anfang ist es bräunlich, dann wird es irgendwie grün.«

»Sam ...«, warnte Meg gutmütig.

»Wie sieht's aus? Können wir fahren?«, fragte Pellam.

»Gehen wir.«

»Nicht mit dem Reinigen der Waffe anfangen, bevor ich zurück bin, junger Mann«, sagte Pellam.

»Ja, Sir. Und dann wird alles grau. Pfui ...«

Meg ließ ihn einen Straßenblock vom Wohnmobil entfernt aussteigen.

Sie drehte sich zu ihm, doch bevor sie etwas sagen konnte, kam er ihr zuvor. »Du redest nicht über Blumenkinder, und ich rede nicht über Apfelmus.«

Sie lachte laut. »Bis später.« Dies wäre ein Moment gewesen, um sie zu küssen. Doch stattdessen stieg er mühsam aus – seine Wunden schmerzten immer noch – und ging schnell zu seinem Wohnmobil. Drin brannte ein Licht. Er öffnete die Tür. Regungslos saß Janine auf der Bank und blickte nach unten.

Sie hob den Kopf. »Schwein.«

»Es tut mir Leid, aber ich habe gestern Abend ein paar Probleme gehabt, und ...«

»Schwein.« Sie beschwerte sich allerdings nicht darüber, dass er zu spät kam, sondern sie las das Drehbuch von *Todesstille*. Es lag aufgeschlagen auf dem Tisch, den größten Teil hatte sie schon durchgearbeitet.

Er schloss die Tür.

»Diese Person, die du dazugenommen hast – das bin ich, oder?«

Er setzte sich langsam hin.

»Ein Teil basiert auf dir. Ein Teil. Das entspricht aber nicht meinem Gefühl zu dir oder dem, wie ich dich sehe. Das ist Fiktion. Eine Geschichte, mehr nicht. Das meiste stammt aus meiner Vorstellung.«

Sie senkte den Kopf und las laut vor: »Du lebst einen Traum, den die Vergangenheit nicht rechtfertigen kann ...< – ›Weil die Vergangenheit so entfernt ist, fühlst du dich dort so sicher ...< – ›Das Zeitalter des Wassermanns war schon lange vorbei ...< *Janice*. Mein Gott, Pellam, du hättest wenigstens einen ganz anderen Namen nehmen können.«

»Ich habe nicht ...«

»Du!« Sie warf das Drehbuch gegen die Wand. Die Halterung ging auf, und die Blätter segelten einzeln auf den Boden. »Du bist derjenige, der in einem Traum lebt, nicht ich. Du drängst dich in das Leben von Menschen – niemand hat dich nach Cleary eingeladen. Du kommst mit einer großen Fantasie in eine Stadt, versprichst, Menschen in einem Film unterzubringen, versprichst den Menschen, sie von hier wegzubringen ...«

»Das habe ich nie gesagt.«

Sie weinte. Wütend zog sie an ihrem Haar, das an ihren



Wangen klebte. »Das brauchtest du auch gar nicht zu sagen. Was glaubst du denn, was die Leute denken? Du tauchst hier mit deinem Wohnmobil und deiner Kamera auf, siehst dir die Stadt an, lernst alle Leute kennen ... einige sogar sehr gut. Kapiert du denn nicht, welche Macht du hast? Kapiert du nicht, wie verzweifelt die Menschen sind? Verzweifelt darauf aus, einer Stadt wie Cleary den Rücken kehren zu können. Und was tun sie? Sie entblößen ihre Seele vor dir, und du verrätst sie. Warum? In wessen Namen? Welches Wort ist dir heilig, Pellam? Kunst? Tust du das im Namen der Kunst? Film? Wie rechtfertigst du das, dass du das Leben von Menschen nimmst und daraus einen Film machst?«

Er stand auf und streckte seine Arme nach ihr aus. Sie schlug sie fort. »Du kannst nicht einfach in das Leben eines Menschen eindringen, dir nehmen, was du willst, und dann wieder gehen.«

»Es tut mir Leid.«

Auch sie stand auf, ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen. Wartete auf etwas. Keiner von beiden wusste, was als Nächstes passieren würde.

»Ich dachte ...« Janines Stimme erstarb, und sie ging hinaus. Leise schloss sie die Tür hinter sich.

Pellam seufzte. Er bückte sich, um den Ordner aufzuheben, dann ging er in die Hocke und sammelte eine Seite seines Drehbuchs nach der anderen wieder ein.

Auf der Fahrt die Main Street entlang kam Pellam an einem Lebensmittelgeschäft vorbei, wo er eine Flasche Chardonnay kaufte. Als er wieder hinausging, blickte er die Straße auf und ab, ob er vielleicht Janine irgendwo sehen würde. Nichts. Und was würde er ihr sagen, sollte er sie sehen? Darauf hatte er keine Antwort.

Gurgelnd näherte sich ein Wagen, irgendein GT, vielleicht zehn Jahre alt, mit nach oben gewölbtem Heck. Der Fahrer parkte vor dem Cedar Tap, ließ aber noch einmal das erotische Dröhnen des Motors hören, bevor er ihn ausschaltete. Er stieg aus und betrat die Bar. Pellam ging zum Wagen und blickte hinein.

Dann stieg er wieder in sein Wohnmobil und fuhr langsam aus der Stadt hinaus. Er kurbelte beide Fenster herunter, weil er die kühle Luft spüren wollte.

Er fährt schnell in einem schnellen Auto. In einem Porsche. In einem deutschen Wagen, weil man in L. A. einen deutschen Wagen fahren muss. Ganz so einfach ist es allerdings nicht. Man muss nämlich die Tatsache ignorieren, dass man ein deutsches Fahrzeug besitzen muss, und man muss so aussehen, als würde man denken, man wäre der Erste an der Westküste mit einem solchen Fahrzeug. Der von Pellam ist schwarz. Er hat einen ruppigen Fahrstil, er liebt hohe Geschwindigkeiten, aber ohne in die Technik vernarrt zu sein, die es dem Fahrzeug erlaubt, so schnell zu fahren. Immer wenn jemand sagt: »Scheiße, die Deutschen machen gute Autos«, blickt er überrascht, als hätte sein Gegenüber gerade sein Geheimnis entdeckt.

Sie fahren in die Wüste hinaus, Tommy Bernstein und er.

»Thomaso«, ruft Pellam über den Fahrtwind hinweg.  
»Pass auf, dass du deinen Hut nicht verlierst.«

Das tut er schließlich, als er zu spät nach oben greift, um den steifen Dreihundert-Dollar-Cowboyhut mit gewellter Krempe festzuhalten. Doch der wird bei hundertsechzig Stundenkilometern vom Fahrtwind mitgerissen.

»Scheiße, Pellam, dreh um.«

Pellam johlt nur und drückt das Gaspedal durch.

Tommy scheint sich nicht daran zu stören. Irgendwie wäre es nicht richtig, den kleinen, schwarzen Wagen anzuhalten. Sie sind in einer dringenden Mission unterwegs. Tommy ruft etwas über den Hut und illegale Einwanderer. Pellam nickt.

Die Sonne steht als drückende Scheibe über ihnen. Der Wind, der in den Ohren schmerzt, ist heiß.

Los Angeles liegt hinter ihnen, vor ihnen nichts als Wüste.

»John, gib mir ein bisschen!«, ruft Tommy. Er muss noch zweimal betteln, bis Pellam ihn hört, und viermal, bevor er eine Antwort erhält.

»Bitte!« Ein Jammern, das der Wind mit sich fortträgt und im gleichen Augenblick verschwinden lässt.

Pellam wirft ihm den Salzstreuer zu. Er wird zum Spielball des Windes, doch Tommy schafft es nach verzweifelterm Herumfuchteln, das Geschoss zwischen die Finger zu bekommen.

»Das ist nicht komisch.«

»Verbessert deine Reflexe.«

Tommy versucht zu schniefen. »Du bist zu schnell. Ich kann nicht ...«

Pellam drückt gleichzeitig auf Kupplung und Bremse. Der Wagen rutscht und schleudert. Bei hundert Stundenkilometern kann sich Tommy das Koks in die Nase ziehen. Er hebt den Daumen. Pellam lehnt den angebotenen Salzstreuer ab und beschleunigt wieder.

Pellam ist gerade auf seinem philosophischen Trip. »Du glaubst, die Wüste ist ein einfaches System? Quatsch, das ist sie nicht. Sie ist verdammt komplex. Komplex wie ein, sagen wir, ein Kristall. So, wie sich Farben unter einem

Mikroskop entfalten. Erinnerst du dich an die wissenschaftlichen Filme auf der Highschool?»

»Ja«, ruft Tommy. »Über Geschlechtsdrüsen und Samen und Eizellen.« Er grinst wie der kleine, freche Junge, den er gerne abgibt, obwohl er über Pellams Bemerkung bereits nachdenkt. Eigentlich denkt er sehr intensiv darüber nach. Pellam wünschte, er hätte nicht davon angefangen.

Tommy leidet unheilbar unter mangelndem Selbstvertrauen. Nachdem er für seine schauspielerische Leistung einen Preis der L. A.-Filmkritiker und einen in Cannes gewonnen hatte, wurde er von einem großen Studioproduzenten hofiert und verleitet. Er hatte unglaublich viel Geld bekommen, und die Filme waren schlimmer als schlimm gewesen. Mit dem letzten hätte man besser einen Truthahn ausstopfen und der Bevölkerung des Landes zum Thanksgiving als Essen vorsetzen können, hatte ein Kritiker geschrieben. Tommy dachte über Möglichkeiten nach, seinen Fehler wieder gutzumachen. »Jetzt sei doch nicht so verzweifelt«, hatte Pellam ihm gesagt. »Diese Stadt steht nicht auf verzweifelte Menschen.«

Doch Tommy schnappte auch nach diesem Rat wie nach einem Rettungsring.

Pellam fährt schweigend weiter. Eine halbe Stunde später bemerkt er eine kleine Straße, die vom Highway ab und zu einem riesigen Felsen führt, der sich aus dem Gestrüpp und Sand der Wüste erhebt. Er rast um die Kurve, und der Wagen kommt außer Sichtweite von der Straße schleudernd zum Stehen.

Sie steigen aus, strecken sich und pinkeln gegen die Felsen.

»Nimmst du den Geigerzähler mit?«, fragte Tommy.

»Wozu brauchen wir den?«

»Wegen der dämlichen Armee. Sie testen hier Atombomben.«

»Das ist in New Mexiko.«

»Verdammt, nein«, widerspricht Tommy. »Cruise Missiles jagen die Schafe in die Luft, und futsch sind sie. Ich habe Angst.« Er blickt sich vorsichtig um.

»Hier gibt's keine Schafe«, stellt Pellam fest.

»Das sage ich doch! Sie sind tot. Sind zu Lammhackfleisch explodiert. Wir sind in Gefahr. Unsere Kinder werden in der Dunkelheit leuchten.«

»Machen wir uns an die Arbeit, *hombre*.«

Sie schleppen zwei schwere Mülltüten aus dem Auto, in denen Flaschen klimpern. Pellam zieht sie zum Felsen. Hier gibt es nicht viel Schatten, aber in ein oder zwei Stunden wird sich das ändern. Tommy, der doch darüber sauer ist, dass er seinen Hut verloren hat, schmiert sich Sonnencreme aufs Gesicht und die stärker werdenden Geheimratsecken, dann holt er eine große Kühltasche aus dem Wagen. Diese stellt er neben dem großen Felsen in den Sand. Wieder am Wagen, zieht er zwei Liegestühle von den so genannten Rückbänken.

»Deutsche Autos sind doch echt ein Scheiß«, schimpft Tommy. Er selbst fährt einen Chevy Impala.

Pellam zieht eine leere Bierflasche nach der anderen aus der grünen Mülltüte und reiht sie vorsichtig etwa zehn Meter von dort entfernt auf, wo Tommy die Liegestühle aufstellt. Er begutachtet seine Arbeit, dann öffnet er einen mit Ananas bedruckten Sonnenschirm, den er zwischen die Stühle in den Boden steckt.

»Wie viele Seiten?«, ruft Pellam, als alle Flaschen in einer Reihe stehen.

Tommy lässt die in Plastik gebundenen Blätter durch seine Finger laufen. »Hundertsiebzehn.«

»Dann brauche ich noch eine.«

Tommy schnappt sich eine Flasche aus der Kühltasche, öffnet sie und trinkt. Die leere Flasche wirft er Pellam zu, der sie ans Ende der Reihe stellt.

Einhundertsiebzehn Flaschen.

Sie setzen sich den Flaschen gegenüber auf die Stühle. Tommy nimmt noch eine Nase voll aus dem Salzstreuer.

»Kann ich bitte die Python haben?«, fragt Tommy.

Pellam nimmt aus einem großen, abgenutzten Aktenkoffer zwei Pistolen heraus. Die Ruger .44 behält er selbst, den Colt reicht er an Tommy weiter. Zwischen die Stühle stellt er gelb-grüne Schachteln mit Munition.

Zwei Exemplare des Drehbuchs tauchen auf. Auf dem Titelblatt: »Central Standard Time. Von John Pellam und Tommy Bernstein.«

Sie beginnen laut zu lesen und den Text umzuschreiben. Sie korrigieren sich gegenseitig, ändern die Dialoge, diskutieren. Pellam ist ruhiger und verbissener. Tommy ist nervös. Er schimpft laut, dann steht er auf, läuft herum und setzt sich wieder.

Als sie elf Seiten fertig haben – das Ende der ersten Szene –, stopfen sie sich Watte in die Ohren, laden ihre Pistolen und bringen mit fünfzehn abwechselnd abgegebenen Schüssen elf Flaschen zum Zerplatzen. Eine für jede Seite. So lautet ihre Regel.

Tommy dreht an der Trommel seines Revolvers. »Erinnerst du dich an die Szene ... aus welchem Film stammt sie?«, fragt Tommy. »Irgendein alter Dschungelfilm. Stewart Granger zielt auf Deborah Kerrs Kopf. Sie hat Angst, weiß nicht, was da vor sich geht.

Dann: *Bumm!* Er erschießt eine *Boa constrictor* direkt hinter ihr. Ich wollte diese Szene immer schon mal spielen. Sag mal, Pellam, magst du dich nicht da rüber zu den Felsen setzen? Da drin gibt es Schlangen.«

»Ja, ja, ich scheiß auf deine Schlangen.« Pellam nimmt sich ein Bier aus der Kühltasche. »Ich wollte mich schon immer mal von einem Schauspieler erschießen lassen.«

Sie arbeiten bis nachts um elf Uhr und pusten die letzten drei Flaschen im Scheinwerferlicht des kleinen deutschen Wagens um, dessen Auspuff vor sich hin blubbert. Sie zittern, und jeder benötigt zehn Schüsse, bis die letzte glänzende Flasche endlich zerspringt.

»Mit diesem geilen Film werden wir ganz groß rauskommen, Pellam!«, ruft Tommy. »Das wird ein Durchbruch gleich bis an die Spitze!« Und er schießt die letzten Patronen in den Nachthimmel.

Im Haus war es völlig ruhig.

Meg hatte noch etwas Zeit, bis Pellam zurückkommen würde. Sie nahm ihren Kaffee und ging die Treppe hinauf. Dort blieb sie stehen, setzte sich schließlich auf den Absatz, wo sie lange Zeit in den Flur, ins Wohnzimmer und ins Arbeitszimmer hinunterschaute. Auf den Parkettboden, die Möbel. Das Haus schien anders zu sein, das Haus eines Fremden. Sie erkannte es nicht mehr. Dieses Gefühl war nicht unangenehm; es war wie diejenigen Momente, in denen man einen vertrauten Gegenstand betrachtet – Türknäuf, Stuhl, den kleinen Finger –, der einem plötzlich absurd und fremd vorkommt. Dies hier war ihr Haus, das Haus, das sie immer geliebt hatte. Ihr Haus und das von Keith und Sam. Aber jetzt war etwas anders.

Meg ging ins Schlafzimmer und zog sich um, band ihr

Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen. Mitten in der Bewegung hielt sie inne.

Es klingelte. Wie Sam am Weihnachtsmorgen hüpfte sie die Treppe hinunter.

Schwungvoll öffnete sie die Tür. Sie hatte für Pellam schon eine sarkastische Bemerkung über Janine vorbereitet und wollte sie gerade von sich geben.

Doch sie blinzelte überrascht.

Wexell Ambler lehnte scheu am Türpfosten. »Ich bin gerade vorbeigefahren. Habe deinen Wagen in der Einfahrt gesehen, aber den von Keith nicht. Ich konnte nicht bis morgen warten.«

Unwillkürlich blickte Meg hinter sich in den Flur, um sicherzugehen, dass sie allein waren. Dann warf sie einen Blick hinter Ambler.

»Ist das Mr. Pellam, Mommy?«, rief Sam von oben. Ob Ambler gehört hatte, was der Junge gefragt hatte? Offenbar nicht.

»Nein, Schatz. Ich gehe nur kurz nach draußen«, rief sie zurück. Ihre Hand immer noch auf dem Türknapf, sagte sie zu Ambler: »Keith ist in der Arbeit.«

»Ich möchte mit dir reden. Ich muss mit dir reden.«

»Ich erwarte Besuch.«

Ambler zeigte keine Reaktion. Sie überlegte, ob sie ihm sagen sollte, wen sie erwartete, falls er fragte. Aber das tat er nicht. »Es wird nicht lange dauern«, sagte er stattdessen, aber so langsam und hintergründig, als wollte er, dass ihr Gespräch den ganzen Abend dauerte.

Wieder blickte sie hinter sich und die Treppe hinauf, dann ging sie hinaus und zog die Tür hinter sich zu, ließ sie aber nicht zuschnappen.

Er küsste sie auf die Wange, sie küsste ihn zurück,



obwohl er betrunken oder verrückt sein musste, dass er ihre Zurückhaltung nicht bemerkte.

»Ich musste dich sehen.«

»Ist alles in Ordnung?«

Er war überrascht. »Klar. Ich wollte mich eigentlich auch nach Sam erkundigen. Du hast mich gar nicht angerufen, um mir zu sagen, wie es ihm geht.«

»Ihm geht's gut. Ihm wird es wieder gut gehen.«

»Er ist ein toller Junge«, meinte Ambler.

Sie gingen bis zum Ende der Veranda, wo sie am Geländer stehen blieben, über die feuchte Wiese blickten, die im Lichtschein des Hauses glitzerte.

»Warum bist du hier, Wex?«

»Wegen dem, was ich dich gefragt habe. Ob du mich heiratest.«

Sie wandte sich ihm zu. Er war so ein hartnäckiger Mensch. Und gefährlich, vermutete sie. Dieser Mark zum Beispiel, dieser Schlägertyp von einem Leibwächter. Auch die Art, wie er es genoss, wenn sie hilflos war, sich fast vor ihm duckte, wenn sie miteinander schliefen – Meg dachte, dass Sex ein Fenster zur Seele war. Nie zuvor hatte sie ihm etwas abgeschlagen, und sie fragte sich, ob es ein Risiko für sie bedeutete, wenn sie es täte. Ein Schauer überlief sie.

Was sollte sie sagen?

Plötzlich erinnerte sie sich an einen Satz aus einem von Pellams Filmen. Jemand muss die Entscheidung treffen, ob er seinen Freund an die Polizei verrät. Er sagt zu seiner Frau: »Die wichtigsten Entscheidungen treffen wir immer mit dem Herzen.«

Nun ließ sie ihr Herz sprechen.

»Wex ...« Sie blickte zur Seite, hinauf zur schmalen

Mondsichel über den dunklen Baumwipfeln. »Ich kann mich nicht mehr mit dir treffen.«

Sie überlegte, ob dies für ihn völlig überraschend war. Ob er langsam nicken und einfach gehen würde. Ob er in Wut ausbrechen würde. Sie wusste es nicht.

Einen Moment schwieg er. Sie hörte seinen Atem, erinnerte sich an sein tiefes Schnaufen, als sie Seite an Seite gelegen hatten.

Die Spannung in ihrem Körper ließ sie zu Stein erstarren.

»Wolltest du gestern zu mir ins Haus kommen und es mir sagen?«, fragte er. »Oder wolltest du, dass ich es selbst herausfinde?«

Sie zögerte, und zum ersten Mal in ihrer Beziehung log sie. »Nein, ich wollte kommen.«

Meg sah zum Haus und zur Einfahrt, dann fasste sie seinen Arm. Er zitterte. Wut? Schmerz? Die Kälte?

Wird er mich schlagen?

»Es tut mir Leid, Wex«, fuhr sie fort. »Ich habe jede Minute geliebt, die wir zusammen verbracht haben, aber ...«

Sie suchte nach Worten, fand allerdings keine, die wirklich passten, um ihre Gedanken richtig auszudrücken. »Aber es ist Zeit, die Sache zu beenden.«

»Wie kannst du so was sagen?«, platzte er heraus.

»Es ist das, was ich fühle.«

»Was ist passiert?«

Sie konnte ihm nicht in die Augen sehen. »Nein. Es ist der Lauf der Dinge. Ich habe nach etwas gesucht. Ich ...«

»Du wirst zu Keith zurückgehen.«

»Ich weiß nicht.«

»Du bist in diesen Mann verliebt, in Pellam. Stimmt's?«

Das Zögern musste sich für ihn eine Ewigkeit hingezogen haben, doch für Meg dauerte es nur eine Sekunde.

»Nein, bin ich nicht.«

Ambler wich vor ihr zurück. »Es ist wegen ihm?«

»Nein.«

»Ich wusste es«, sagte er bitter. »Ich wusste es ab dem Moment, als du von dem Film gehört hast, dass du ihm hinterhersteigen würdest. Was hast du erwartet? Dass er dich mitreißt und zum Star macht?«

»Wex, jetzt hör auf!«

»Erinnerst du dich? Wir lagen im Bett ...«

»Pst!« Sie hob eine Hand.

»... sie waren den ersten Tag in der Stadt, mit ihrem verdamnten Wohnmobil, und du hast nur davon geredet, dass du unbedingt in einem Film mitspielen wolltest.«

»Vielleicht wollte ich das. Ich will bei irgendetwas erfolgreich sein. Warum ist das so schwer für dich zu verstehen?«

»Meg, du kannst nicht einfach eine Hollywood-Karriere anfangen. Du ...«

»Darüber will ich nicht reden.«

»Hat er dich gefickt?«, fragte er laut.

»Sei still!« Sie wirbelte herum zu ihm. »Du kannst nicht zu mir in mein Haus kommen und so mit mir reden!«

Er packte sie am Arm. Als sie wimmerte, beruhigte er sich und berührte ihr Gesicht. Sie hatte ihren Blick hinter ihn gerichtet, wo das Licht im Türspalt ihr verraten würde, ob Sam nach draußen kommen würde. »Ich liebe dich, Meg. Du weißt nicht, wie sehr. Ich will mit dir zusammen

sein. Ich werde mit dir zusammen sein.«

»Wex, es war nie richtig. Nicht hier. Cleary ist kein Ort für solche Sachen. Ich verstehe jetzt, wie falsch es war.«

»Du redest, als wäre es etwas Billiges gewesen. Das war es nicht.« Sein Flüstern klang hart.

»So habe ich es nicht gemeint. Ich bereue nichts. Ich denke nur ...«

Einen Moment lang blickte er sie noch an, dann ließ er sie plötzlich los, drehte sich um und ging die Stufen hinunter.

Meg spürte das Vakuum, das er hinterließ. Es gab zu viel, was nicht geklärt war. Wex Ambler war ihr einziger Geliebter gewesen. Endeten Affären immer so, dass es mehr Fragezeichen und Auslassungspunkte als Ausrufezeichen gab? Sie lehnte gegen den Türpfosten und sah ihm nach, wie er, ohne sich umzudrehen, in seinen Cadillac stieg.

Langsam fuhr er fort. An der Einmündung zur Straße leuchteten die Bremslichter auf, als er gerade so lange wartete, bis der Winnebago in die Einfahrt bog. Ambler drückte das Gaspedal durch und verschwand in der Nacht.

Sie warten darauf, dass ich das Tischgebet spreche, dachte er.

Meg und Sam blickten ihn erwartungsvoll an. Pellam räusperte sich. Vor ihm auf dem sonntäglich gedeckten Tisch stand ein Kalbsbraten, von dem so viele Männer satt geworden wären, wie man brauchen würde, um das Laub von den gesamten zweieinhalb Hektar hinterm Haus in einer halben Stunde zusammenzurechen. Eine große Schüssel mit Bohnen und eine mit Salat. Auf einem anderen Teller stapelten sich Kartoffelpfannkuchen. Er

und Meg tranken den Weißwein, Sam ein Glas Milch. Genau darauf warteten sie, auf das Tischgebet. Was mache ich jetzt nur?

Sie machten es sich auf ihren Stühlen bequem, die Kerzen waren angezündet, und ihre Augen waren auf ihn gerichtet. Als die Sekunden verstrichen, blickten sie sich gegenseitig an.

Pellam rollte seine Ärmel hinunter und knöpfte sie zu, um Zeit zu gewinnen. »Nun?«, sagte Meg.

»Das letzte Mal, dass ich so was getan habe, muss zwanzig Jahre her sein. Ich erinnere mich nicht mehr so genau.«

Sie runzelte die Stirn. »Zwanzig Jahre?«

»Na ja, im Wohnmobil spreche ich keine Tischgebete.«

Meg begann zu lachen, bis der Wein aus ihrem Glas über ihre Finger schwappte.

»Pellam ... nein. Wir warten nur darauf, dass du das Fleisch anschneidest.«

»Oh.« Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und lachte.

»Ich kann ein Tischgebet sprechen, Mr. Pellam«, sagte Sam. »In den Mund und durch den Schlund. So viel er kann tragen, kriegt der Magen. Amen.«

Pellam griff zum Messer und zur Serviergabel und machte sich an die Arbeit. Die ersten Stücke zerfielen.

»Darf ich zumindest um Beistand beim Schneiden beten?«

Sie saßen etwa eine Stunde beim Essen, als es Pellam unheimlich wurde. Ein Gefühl, das er sich nicht erklären konnte. Es passierte, als er über einen von Sams Witzen lachte, den er selbst vor dreißig Jahren bis zum Erbrechen zum Besten gegeben hatte. Er schaute Meg an, und ihre

Blicke trafen sich. Einen Moment lang, einen entscheidenden Moment lang gab es keine Filme, kein Studio, kein Wohnmobil, keinen Keith – nur ein Universum, in dem sie drei eingeschlossen waren.

Und in dem Moment, in dem ihm die Situation so vertraut und natürlich vorkam, war er auch schon vorbei, und Pellam bekam Angst.

Pellam betrachtete sein riesiges Stück Heidelbeerkuchen. »Pellam, du bist viel zu dünn«, widersprach Meg, als er abwehrend seine Hände hob.

Er aß zwei Stücke.

Als sie mit dem Nachtschisch fertig waren, half Pellam beim Tischabräumen. »Mr. Pellam«, fragte Sam, »zeigen Sie mir morgen, wie man mit Ihrer Waffe schießt?«

»Was für eine Waffe ist das?«, wollte Meg wissen.

Pellam erzählte ihr von seinem Colt.

»Mit Pistolen habe ich es ja nicht so«, meinte sie.

»Aber ...« Sie sah ihren Sohn an. »Du hörst auf das, was Mr. Pellam dir sagt.«

Als hätte man das noch extra erwähnen müssen.

»Hervorragend!«, kreischte der Junge.

»Als Nächstes bringst du ihm Pokern bei«, sagte Meg.

Pellam lachte.

Die beiden saßen eine Weile im Wohnzimmer und tranken Kaffee. Das nicht identifizierte Gefühl, das Pellam hatte, kam und ging. Er wusste nicht, ob er bleiben oder gehen wollte. Eins wusste er sicher – er wollte auf jeden Fall gehen, bevor Keith nach Hause kommen würde.

Das Telefon klingelte. Meg ging hinaus, um den Anruf entgegenzunehmen, und kam gleich darauf wieder zurück. Sie sagte nicht, wer angerufen hatte, aber jetzt schien auch

sie sich unwohl zu fühlen.

Was, zum Teufel, machst du hier, fragte sich Pellam. Sie ist verheiratet, sie hat einen Liebhaber ... solche Schwierigkeiten brauchst du doch gar nicht. Er erhob sich.

»Ich gehe lieber.«

»Sicher?«

Nein. Doch er sagte: »Ist besser so. Muss noch ein paar Dinge erledigen.«

»Am Sonntagabend?«

Er nickte. »Könntest du mir einen Gefallen tun?«, fragte er.

»Klar.«

»Kannst du mir eine Flasche Whisky leihen?«

»Leihen?«

»Nein, jetzt wo du fragst, kannst du sie mir auch schenken.«

»Kleiner Umtrunk nach dem Essen?«

»Die Sache ist ein bisschen komplizierter.«

»Klar.« Sie lächelte neugierig, bückte sich zu einem Schrank hinunter und brachte eine halbe Flasche Wild Turkey zum Vorschein.

»Was Billigeres hast du nicht?« Pellam griff zur Flasche.

»Nein, tut mir Leid. Was hast du vor? Meinem Sohn außer Schießen und Glücksspiele auch das Trinken beizubringen?«

Pellam hob die Flasche hoch und umarmte Meg. »Nochmals danke, Ma'am. Sie knausern ja ganz schön beim Essen. Wir sehen uns morgen.«

## **... Neunzehn**

»Ah, da ist ja der Enkel unseres Revolverhelden«, sagte Fred, der die Augen in seinem roten Rentnergesicht zusammenkniff und Pellams Wunden und blaue Flecke begutachtete. »O Mann, was ist passiert?« Er bestellte zwei Budweiser.

»Hatte einen Unfall.«

»Noch einen?«

»Manchmal bin ich halt ein Pechvogel«, erwiderte Pellam. »Was soll man dazu sagen?«

»Nimm mich nicht auf den Arm. Ist sonst alles in Ordnung?«, fragte Fred ernstlich besorgt.

»Ja, keine Probleme.«

»Die Wochenenden sind hier immer hart. Mit den vielen Touristen. Was macht man, wenn man den Touristen immer im Weg steht, die ein Bild von einem Blatt machen wollen? He, wie wär's mit einem Spielchen?«

»Heute Abend geht's nicht, Fred.«

»Was soll eigentlich der Scheiß, dass ihr hier jetzt doch keinen Film drehen wollt?«

»Darüber musst du mit dem Gemeinderat reden.«

»Der besteht doch nur aus einem Haufen alter Hurenböcke. Scheiße, jetzt ist meine Hollywood-Karriere im Eimer.«

»Wo kann ich Nick finden?«, fragte Pellam.

»Der Junge, mit dem wir neulich abends gespielt haben?«

Fred drehte seinen Kopf. »War vor ein paar Minuten hier. Vielleicht ist er im Hinterzimmer. Dort ist das, was



sie hier Restaurant nennen.«

Pellam leerte sein Bier und hob die Flasche zum Dank.

»He, Pellam, wenn du von Burt Reynolds eine Absage kriegst, ruf mich an.«

Im Hinterzimmer saß Nick an einem Tisch mit einem anderen, schlanken Mann mit langen Haaren, der ein paar Jahre jünger war als er, vielleicht achtzehn. Nick saß über eine Suppenschüssel gebeugt da und löffelte glitschige Nudeln in sich hinein.

»Hi, Nick.« Pellam zog einen Stuhl an den Tisch. Nick winkte, dann wandte er sich wieder seiner Suppe zu. Sah aus wie Dosensuppe. Na ja, was konnte man sonst auch im Cedar Tap erwarten?

»Das hier ist Rebo. Das ist Pellam«, stellte Nick die beiden vor. »Der Kerl, von dem du schon gehört hast – der die Filme macht.«

Rebo riss die Augen auf und grinste. »Wow, ein Filmmensch.« Sie schüttelten sich die Hände.

»'n Abend«, grüßte Pellam.

»Wow.«

Pellam wandte sich an Nick. »He, Nick, ich bin vorbeigekommen, weil mein Studio jemanden sucht wie dich.«

»Ja?« Der kräftige Kerl aß noch ein paar Löffel Suppe. »Ihr macht immer noch diesen Film? Ich dachte, das wäre vorbei.«

»Es geht um einen anderen Film. Mir ist eingefallen, dass du gerne fährst.«

»Ja, das tue ich.«

»Sie brauchen einen Fahrer für einen Stunt. Aber er muss gut sein.«

Rebo kaute auf einem Hamburger herum. »Oh, er ist gut«, sagte er. »Nick ist ein guter Fahrer.« Auf Rebos T-Shirt stand *Mötley Crüe 1987 Tour*.

»Hättest du Interesse?«

Ein Grinsen schlich über Nicks fette Wangen. »Ich denke schon.«

»Bedingung ist nur, dass du mir zeigst, was du drauf hast. Wie eine Prüfung.«

»Klar.«

»Wie wär's gleich jetzt?«

»Es ist Sonntagabend.«

»Sie brauchen bald jemanden. Nächstes Wochenende. Wenn ich niemanden finde, müssen wir jemanden von der Küste herkommen lassen.« Pellam warf ihm noch einen Knochen hin: »Du wirst im Abspann genannt.«

»Ich werde im Abspann genannt?«

»Und die Bezahlung ist hervorragend. Tausend Dollar für einen Stunt.«

Rebos Augen wurden noch größer. »He, Mann, erzähl ihm von deinem Wagen.«

»Also ...«

Der Mötley-Crüe-Junge preschte noch weiter vor. »Pontiac GT. Er hat ganz allein einen Chevy-442-Motor eingebaut.«

Nick grinste von einem Ohr zum anderen. »Schalthebel von Hurst«, sagte er. »Auch selbst eingebaut.«

Pellam pfiff zwischen den Zähnen. »Du kennst dich aber gut aus mit Motoren. Also, wie ist's?«

Nick zuckte mit den Schultern. »Gehen wir.«

Rebo erhob sich, doch Pellam schüttelte den Kopf. »Nur er und ich. Sonst kriegen wir Probleme mit der

Versicherung. Tut mir Leid.«

Rebo nickte und ließ sich wieder auf den Stuhl fallen, als hätte ihm eine höhere Macht befohlen, er solle sich setzen.

Als sie draußen waren und zum Wagen gingen, blickte Pellam sich um. Die Straßen von Cleary waren leer. »Moment, ich hole noch schnell was«, sagte er und verschwand in seinem Wohnmobil. Gleich darauf kehrte er mit der Flasche Wild Turkey zurück, die er Nick hinhielt. Der Junge schüttelte nur den Kopf. »Vielleicht hinterher, Mann. Das ist keine gute Idee, wenn ich noch in der Gegend rumrasen soll.«

Sie gingen zu Nicks schwarzem Pontiac.

In der Gegend rumrasen. Als würde er das jeden Tag machen.

Pellam schraubte den Deckel der Flasche auf, während er von Nick mit finsterem Gesicht beobachtet wurde.

»Du trinkst nicht, wenn du fährst?«, fragte Pellam. »Das ist komisch. Gestern Abend war das aber nicht so. Das habe ich gerochen. Über dein Rasierwasser hinweg. Das habe ich erkannt. Brüt, nicht wahr?«

Nick sah ihn argwöhnisch an und grinste wieder. »Was reden Sie da für einen Quatsch?«

Pellam nickte in Richtung des Wagens. »Den habe ich heute Nachmittag gehört. Dachte, der Klang kommt mir doch bekannt vor. Dann habe ich nachgesehen und dasselbe billige Rasierwasser gerochen. Was hast du nur für eine Erziehung gehabt, dass du nicht weißt, was gut ist?«

»Hä?«

»Wie geht's deinem Freund mit der gebrochenen Nase? Ich hoffe, es hat ihm ordentlich wehgetan.«

»Sind Sie übergeschnappt?« Er wurde ernst wie ein

Leichenbestatter.

»Ich weiß, dass du mir sagen willst, es sei nichts Persönliches gewesen.«

»Was war nicht persönlich?«, fragte er. Doch seine Augen verrieten alles. Nick überlegte kurz. »Sie haben mich ganz gut erwischt«, sagte er schließlich und fasste an seinen Unterkiefer. »Es wird eine Woche dauern, bis ich wieder was Festes essen kann. Meine Zunge brennt wie die Brustwarze einer Nutte. Warum haben Sie Moorhouse nichts davon erzählt?«

»Was hätte das genützt? Er hätte dich ja doch wieder laufen lassen, oder?«

»Ja.«

»Dann war er es also?«

»War er was?«

»Der dich dafür bezahlt hat, mich zusammenzuschlagen und mir die Drogen zustecken.«

»Ich weiß nicht, was ...«

Blitzartig hatte Pellam den Colt gezogen und auf den Bauch des Jungen gerichtet.

»Scheiße«, flüsterte der. »O Gott, Mister.«

»Wer hat dich bezahlt ...« Pellam, von Neugier gepackt, machte eine Pause. »Wie viel war es?«

»Hundert Dollar.«

»Mehr nicht? So ein Quatsch.«

»Nein, Mann, nein. Das stimmt. Ich schwöre.«

Pellam fühlte sich beleidigt. »Du hättest mehr verlangen sollen. Jetzt sag mir, wer.«

»Wir hatten nichts gegen Sie. Wir haben gehört ...«

»Wer?«, zischte Pellam und spannte den Colt, hoffte aber inständig, dass sein Daumen nicht vom Hahn

abrutschen würde. Die Waffe war mit 8,4-Gramm-Schrot Kaliber .45 geladen. Der Junge war zwar fett, aber ein Geschoss dieser Größe würde er auch nicht aufhalten können.

Er hatte beide Handflächen nach vorne gerichtet. »Gut, in Ordnung. Also hören Sie. Ich werde ...«

»Ich habe was gefragt«, brummte Pellam.

»... es Ihnen sagen. Stecken Sie aber dieses ...«

»Wer?«

»Mr. Ambler. Wexell Ambler. Also, der Typ, der für ihn arbeitet – er heißt Mark, aber seinen Nachnamen weiß ich nicht, ich schwöre es. Dieser Mark hat mit Bürgermeister Moorhouse geredet, und sie wollten, dass wir Sie ein bisschen durchmöbeln, ich und mein Freund.«

»Wo wohnt er, dieser Ambler?«

Pellam berührte Nicks Brust mit seinem Colt. Eine gute Möglichkeit, um schnell an eine Wegbeschreibung ranzukommen. Nick wurde zum erstklassigen Reiseführer. »Barlow Mountain Road. Gleich wenn man von der Route 9 Richtung Norden runterfährt. An der Shell-Tankstelle vorbei. Zweihundert Meter dahinter geht's nach links. Wirklich, Mister, ich habe nichts gegen Sie.«

»Schon gut, aber was hat er gegen mich?«

»Ich weiß nicht, das schwöre ich bei Gott. Bitte, Mister, zielen Sie damit irgendwo anders hin.«

Pellam richtete den Lauf auf den Boden, bevor er den Hahn zur Hälfte löste und den Zylinder drehte, bis eine leere Kammer vor dem Hammer lag. Dann ließ er den Hahn ganz herunter. Die Waffe behielt er in der rechten Hand und reichte Nick die Whisky-Flasche mit der linken.

»Nimm einen Schluck.«

Nicks Stimme zitterte. »Ich will nichts trinken.«

»Wir beide möchten es aber.« Pellam zielte mit der Waffe wieder auf ihn.

»Oh, Scheiße, jetzt kommen Sie schon ...«

»Trink sie leer.«

Nick nahm einen Schluck.

»Los, weiter. Trink wie ein Mann. Zugeschlagen hast du wie ein Mädchen. Dann trink wenigstens wie ein Mann.«

»Ich krieg Sie schon noch am Arsch, Pellam«, zischte er.

»Das hast du versucht, aber nicht geschafft. Trink.«

Nach fünf, sechs guten Schlucken nahm Pellam die Flasche und warf sie in den GT.

»Ah, Mist, wozu soll denn das gut sein?«

»Das werde ich dir sagen. Ich habe für einen Ausgleich gesorgt. Du bist ein bisschen größer als ich, aber jetzt bist du ein bisschen betrunken. Deswegen fahren wir aus der Stadt raus, und ich werde dir den Arsch versohlen, nur du und ich.«

»Sie haben eine Waffe.«

»Die lasse ich im Wagen. Fahr Richtung Highway zum Gehege. Ich bleibe dicht hinter dir. Ich werde auf die Räder zielen, aber ich könnte auch den Benzintank treffen.«

»Arschloch«, murmelte der Junge, als er in seinen Wagen stieg. Der Motor knallte beim Starten, und Nick drückte das Gaspedal durch.

Sie verließen das Zentrum von Cleary, Pellam mit seinem Wohnmobil dicht hinter dem GT.

Es kam alles noch besser, als Pellam gedacht hatte. Sie standen an einer Ampel drei Kilometer außerhalb der Stadt, als Nick genau das tat, was Pellam erwartete: Er schaute, ob die Straße frei war, ließ die Kupplung

kommen und jagte über die rote Ampel. Wie eine Kreissäge hörte sich der Motor an, als Nick sich durch die Gänge nach oben schaltete.

Er war wohl schon im vierten Gang, als die Verkehrskontrolle, die Pellam auf seinem Weg in die Stadt gesehen hatte, mit dem Wagen aus ihrem Versteck zwischen den Büschen hervorkam.

Nick verfehlte das Vorderteil des Polizeifahrzeugs nur um wenige Zentimeter.

Langsam fuhr Pellam vorbei, als Nick verhaftet wurde. Nick hatte Handschellen um, der Polizist notierte sich die Ergebnisse des Alkoholtests.

Am Zeichen vorbei, auf dem »Willkommen in Cleary« stand, fuhr er hinaus in die Dunkelheit.

*Gute Nacht, Officer.*

*Gute Nacht, Sir ...*

Pellam fuhr von der Barlow Mountain Road ab und eine überwucherte Seitenstraße entlang einen Hügel hinauf, von dem er annahm, dass es der Barlow Mountain war. Hier parkte er zwischen ein paar Hemlocktannen und schaltete den Motor aus. Den Colt, den er unter seinen Sitz gelegt hatte, steckte er sich in den Hosenbund und stieg aus. Unter seinen Stiefeln knirschte Sand, als er auf dem Asphalt auf das Haus zuing, dessen warme Lichter ihm vierhundert Meter entfernt den Weg wiesen.

Hundert Meter vor dem Haus schlug er sich ins Gebüsch. Der Geruch von Pinien und moderndem Laub lag in der Luft. Und der von einem Stinktier. Rechts von ihm spiegelten sich die Lichter auf einem See. Eine späte, einsame Zikade sang ihr scheinbar fröhliches Lied, und irgendwo bellte ein Hund. Langsam näherte sich Pellam

dem Haus, ohne die Zweige der Büsche zu berühren.

Das verschachtelte alte Ungetüm war gut zweihundert Jahre alt und wirkte mit seiner hässlich braunen Farbe der Steine ziemlich düster. Am Rand des Grundstücks schwappte das Wasser des Sees leise ans Ufer. Wieder schlug der Hund an, das Echo hallte über den See. Sonst war kein Geräusch zu hören, nichts bewegte sich, nicht einmal ein Wind wehte. Im Haus war alles ruhig, und die Lichter waren heruntergedreht. Pellam überlegte, ob die Bewohner sie angelassen hatten, während sie ausgegangen waren, um mögliche Eindringlinge abzuhalten. Pellam wusste ja jetzt, dass Ambler sich auf jeden Fall Sorgen darum machen musste – wegen der Polizei zum Beispiel.

Er dachte an die Drogen, die Marty – und ihm – untergejubelt worden waren, und an das Heroin, das Sam genommen hatte. Er erinnerte sich, dass ihm Meg oder jemand anderes von Leuten erzählt hatte, die eine Überdosis genommen hatten oder umgebracht worden waren. Vielleicht war ja Ambler für alles verantwortlich.

Feuchtigkeit drang durch Pellams Jeans, als er sich ins Gras kniete. Nach fünf Minuten, während denen er keine Bewegung feststellte, rannte er geduckt zu einer allein stehenden Garage, einem zweistöckigen Flachdachgebäude, und blickte durchs Fenster. Nur ein Wagen stand darin, ein Cadillac. Auf dem Beton, etwa drei Meter links vom Caddie, bemerkte er einen Ölfleck, was wohl hieß, dass Ambler zwei Fahrzeuge besaß.

Eine Familie, die am Sonntagabend zum Essen gegangen war? Warum nicht. Als Pellam zum Haus schlich, hielt er sich trotzdem im Schatten und näherte sich langsam den Fenstern im Erdgeschoss. Ruckartig hob er den Kopf und blickte hinein. Kleine Zimmer mit groben, lackierten Möbeln, Kränze aus Trockenblumen, primitive Gemälde aus der Kolonialzeit von gespenstisch aussehenden



Kindern und in Schwarz gehüllten Frauen – insgesamt eine steife, ungemütliche Atmosphäre.

Es schien aber niemand hier zu sein.

Die Fenster allerdings waren nicht verriegelt.

Das dritte Zimmer war das, das er suchte.

Es war mit dunklem Holz getäfelt, an den Wänden standen zwei große Waffenschränke mit Glastüren. Unter der niedrigen Decke hingen einige Trophäen – von ein paar Antilopen und einem mächtigen Hirschen. Doch sie hingen nur an einer Wand, als hätte es der Jäger satt gehabt, die Ergebnisse seines Könnens zur Schau zu stellen. Mit zusammengekniffenen Augen untersuchte Pellam die Gewehre in den Schränken. Einige sahen nach Kaliber .30 aus, und auf mindestens zweien steckte ein Zielfernrohr.

Pellam versuchte ein Fenster zu öffnen. Nicht verschlossen. Einen Moment blieb er völlig ruhig stehen, sein Gesicht nur wenige Millimeter vom glatten, teuren Lack entfernt. Dann schob er das Fenster, das sich nur langsam bewegen ließ, einen halben Meter nach oben. Mit seinem Bluterguss auf dem Oberschenkel und den schmerzenden Gelenken würde es ein schwerer Einstieg werden, dachte er.

Er blickte hinein. Irgendetwas war seltsam hier.

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Der zweite Waffenschrank. Der dritte Platz von links.

Leer.

Pellam dachte: Wenn ein Mann so organisiert war, wie Ambler es zu sein schien, und nicht genug Waffen hatte, um einen Waffenschrank zu füllen, würde er wahrscheinlich diejenigen, die er besaß, in der Mitte des Schranks aufbewahren. Was hieß ...

»Keine Bewegung«, sagte jemand.

Unwillkürlich sprang er auf. Doch der kalte Gewehrlauf an seinem Kopf gab ihm schnell zu verstehen, wer hier das Sagen hatte.

Die Stimme hörte sich nach der eines Mannes im mittleren Alter an. »Haben Sie eine Waffe?«, fragte er.

»Ja.«

»Hergeben.«

Wenn der andere vom Colt beeindruckt war, ließ er es sich nicht anmerken. Er steckte ihn einfach in seine Tasche.

»Gehen wir rein«, sagte er, ließ aber sein doppelläufiges Gewehr an Pellams Hals ruhen wie ein Kätzchen.

## ... Zwanzig

Langsam bewegte Pellam sich in dem Bugholzschaukelstuhl vor und zurück, zu dem er freundlicherweise mit Hilfe des plumpen Schrotgewehrs Kaliber 12 – Pellam hasste Trapflinten; sie machten immer so einen Höllenlärm – dirigiert worden war.

Der Mann – es war tatsächlich Wex Ambler, wie er sich mit einem Murmeln vorgestellt hatte – beobachtete Pellam sorgfältig. Pellam blickte zurück. Es war ein seltsamer Kontrast – dunkle Augen voller Hass und teure Sonntagsgärtner-Aufmachung von L. L. Bean mit hellgrünem Polohemd.

»Was hatten Sie vor?«, fragte Ambler.

»Ich hatte überlegt, einen Film hier zu drehen. Ich war ...«

»Sie wissen, dass ich Sie jetzt erschießen könnte. Eine Ladung in Ihren Kopf jagen, und der Sheriff würde nur sagen, wie Leid es ihm um das kaputte Fenster und wegen des Bluts auf dem Boden tue.«

Die Ruhe, die Amblers Augen ausstrahlten, sagten Pellam, dass er es hier mit einem Mann zu tun hatte, der ohne Schwierigkeiten jemanden töten würde.

»Ich wollte sehen, ob Sie wirklich der Mann sind, der versucht hat, mich für zehn Jahre in den Knast zu schicken«, sagte Pellam.

»Ich wollte nicht, dass Sie im Knast landen«, entgegnete Ambler. »Ich wollte, dass Sie die Stadt verlassen. Dass Sie hier verschwinden und nie wieder zurückkommen.«

»Sie hätten mich darum bitten können.«

»Sie wurden darum gebeten. Mehrmals.«

*Lebt wohl ...*

Ambler's Augen funkelten. »Typen wie ihr ... wir sind eine anständige Stadt, und ihr glaubt, ihr könntet von Hollywood hierher kommen und eure Filme drehen, aber ihr lacht über uns. Hinter unserem Rücken lacht ihr. Ich hasse euch.«

Pellam lachte jetzt tatsächlich. »So ein Quatsch. Ich bin in die Stadt gekommen, um ein paar Häuser und Geschäfte für einige Wochen zu mieten. Mehr wollte ich nicht. Mein Freund wurde umgebracht, ich wurde zusammengeschlagen, und jemand hat mir Drogen zugesteckt ...«

Ambler schüttelte den Kopf, wischte Pellams Worte vom Tisch, als wären es lästige Mücken.

Pellam schätzte den Abstand ab, bemerkte, dass die Schrotflinte gesichert war, dass Ambler's Finger nicht auf dem Abzug lag und die Mündung um sechzig oder sieben Grad zur Seite gerichtet war. Auf der Theke lag ein Tranchiermesser mit Geweihgriff und polierter, geschliffener Klinge. Selbst die Serviergabel sah gefährlich aus.

»Sündenpfuhl«, zischte Ambler.

Pellam schaukelte vor und spannte die Beine an. Er dachte, dass er es vielleicht schaffen könnte. Wie es wohl wäre, jemanden zu erstechen? »Das ist doch nur ein Geschäft«, konterte Pellam.

Ambler hörte ihn nicht. »Die Menschen hier gehen zur Kirche, sie haben Kinder, sie bringen ihnen christliche Werte bei, sie arbeiten hart, sie ...«

... verdienen Millionen mit dem Verkauf von Drogen, dachte Pellam.

»... brauchen nicht eure Art von Einfluss.«

Einfluss von außen. So stand es offensichtlich im Drehbuch. Moorhouse, Ambler und der Sheriff hatten die gleiche Vorlage mit den gleichen furchtbaren Dialogen. Natürlich hatten sie sich alle darauf eingeschworen. Dieser Mann mit einem Haus im Wert von einer Million Dollar war vielleicht der Rädelsführer. Er hatte dafür gesorgt, dass die Drogen in die Gegend gebracht worden waren. Dann hatte er sie in kleinen Städten wie Cleary verteilen lassen. Ein unberührter Markt. Moorhouse, der Sheriff und die Deputies mit ihren pastellfarbenen Sonnenbrillen waren seine Vollstrecker.

Ambler hielt seinen Vortrag – Sünde, Vorsehung, nicht gehaltene Versprechen.

Die Worte passten nicht so recht zu der Tatsache, dass dieser Mann Marty getötet hatte. Oder im gottesfürchtigen Dutchess County für die Verbreitung von Drogen sorgte. Doch Pellam erinnerte sich an einen früheren Bekannten aus Block E im Westflügel von San Quentin in Kalifornien, der jeden Tag in die Kirche gerannt war.

Ambler schwatzte wie ein durchgeknallter Penner. Er war wütend. Speichel sammelte sich in seinen Mundwinkeln. Der Gewehrlauf tanzte auf und ab.

Doch Pellam schenkte Amblers Besessenheit und der moralischen Reinheit von Dutchess County keine große Beachtung.

Seine Aufmerksamkeit war auf das Tranchiermesser gerichtet.

Die Füße unter den Schaukelstuhl geschoben, drückte er mit den Ballen gegen die Fliesen.

Das Messer, das Messer, das Messer.

Seine Waden spannten sich an wie Stahlfedern.

Das Messer ...

Er hielt seinen Blick fest auf Amblers Augen gerichtet. Man konnte sich so leicht verraten, wenn man zu einem Schlag ausholen oder nach einer Waffe greifen wollte. Das hatte er von einem anderen Bekannten gelernt, aus Block D im Nordflügel. Also sah Pellam nur zu Ambler, ohne mit den Augen zu zucken.

Er schaukelte nach vorne. Der Stuhl wippte wieder nach hinten, dann wieder vor, Pellams Körper immer mit.

Das Messer.

*Auf die Plätze ...*

Verdammt, Schrotflinten sind so laut.

*... fertig ...*

Blut auf den Fliesen? Nein, Sir, es wird Blut an der Decke sein, an den Wänden, auf der Tresenplatte aus falschem Granit ...

*... los!*

»Was haben Sie ihr erzählt?«, fragte Ambler schroff.

Pellam erstarrte, hörte auf zu schaukeln. »Wem?«

Ambler's fiebrige Augen blitzten kurz nach draußen, als sich ein Auto näherte. Es fuhr vorbei.

Pellam schaukelte nach hinten. Seine zitternden Beine entspannten sich wieder. Mit einer Schrotflinte erschoss man sein Gegenüber eigentlich nicht, man durchlöcherte es.

»Dass Sie einen Star aus ihr machen?«, fuhr Ambler fort.

»Wovon reden Sie überhaupt?«

»Sie hat Ihnen doch erzählt, dass sie mal als Model gearbeitet hat«, erklärte Ambler. »Und Sie haben ihr versprochen, ihr Rollen zu besorgen. Ihr versprochen, sie mit nach Kalifornien zu nehmen. ›Geh doch weg aus diesem Provinznest. Verlass deinen Sohn.« Und dann

haben Sie sie verführt, stimmt's? Sie haben ihr eine Rolle versprochen und sie dann gefickt.«

»Ich habe nicht ...«

»Sie ist doch nur Futter für sie, oder?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

Sein erster Gedanke war: Janine. Doch dann fragte er vorsichtig: »Meg?«

Ambler nickte.

*Er? Er ist derjenige, der ...?*

Meg, also wirklich! Dieser Typ?

»Oh, sie wäre bei Ihnen in guten Händen«, brummte Ambler. »Jesses, Sie haben Sam das verdammte Heroin gegeben oder was auch immer es war und ihn so gut wie getötet ...«

Die Überraschung in Pellams Gesicht muss echt gewirkt haben. Ambler unterbrach seinen Redefluss.

»Ich habe Sam das Zeug nicht gegeben.«

Ambler runzelte die Stirn. »Sie haben sie aber verführt, oder?«, fragte er schließlich.

»Zwischen uns ist nichts gewesen. Wir haben geredet. Wir haben zusammen zu Abend gegessen.«

Ambler blickte ihn einen Moment an – ein Liebhaber, der seinen Rivalen unter die Lupe nimmt. Er achtete auf jeden Lidschlag, auf jede Silbe.

»Sie ist ein bezaubernder Mensch«, sagte Pellam.

»Zu gut für Sie«, wies ihn Ambler zurecht.

»Das könnte sein, ja.«

»Ich liebe sie«, sagte Ambler.

»Das war der Grund?«, fragte Pellam. »Der Grund dafür, mir ein Verbrechen anzuhängen? Weil Sie dachten, ich würde sie Ihnen wegnehmen?«

»Ja! Und jetzt kommen Sie auch noch und drohen mir. Um mir zu sagen, ich soll meine Beziehung zu ihr abbrechen ...«

»Ich wusste doch nicht einmal, dass Sie eine Beziehung mit ihr haben«, widersprach Pellam.

»Was wollten Sie dann heute Abend hier?«

Pellam versuchte Ambler einzuschätzen. Tommy Bernstein hatte einmal gesagt, es gebe Momente, in denen ein Mann einen Sprung nach vorne wagen müsse. Er hatte es philosophisch gemeint, von so was wie einem von Glauben getragenen Sprung geredet. Allerdings war er betrunken gewesen und bereit, aus dem Fenster im ersten Stock seines Hauses in Beverly Hills in den Swimmingpool zu springen, in dem Liberace angeblich etwas sehr Skandalöses getan hatte.

»Ich werde Ihnen was zeigen«, sagte Pellam.

»Was?«

»Ich werde in meine Tasche greifen, okay? Ich will Ihnen nur was zeigen.«

Pellam schob seine Hand in seine Tasche und zog die beiden Patronenhülsen heraus.

»Was ist das?«

»Das sind zwei Hülsen von den Patronen, mit denen mein Partner umgebracht wurde. Derjenige, der das getan hat, verkauft die Drogen, die Sam genommen hat. Ich habe angenommen, dass es dieselbe Person ist, die dafür gesorgt hat, dass ich zusammengeschlagen wurde.«

»Und Sie dachten, ich wäre das?« Amblers Gesicht drückte Entsetzen aus. Langsam schaukelte Pellam nach vorne, gab seinen festen Stand auf, dachte nicht mehr an das Messer. »Ich bin Christ«, sagte Ambler.

Pellam lachte. »Na ja, Sie haben unser Wohnmobil



beschädigt, oder? Sie haben Drogen im Wagen deponiert, und Sie haben den Sheriff angerufen und gesagt, Marty würde das Zeug verkaufen. Das stimmt doch, oder?«

Ambler zögerte mit seiner Antwort. »Am Tag, als Sie und Ihr Freund in die Stadt kamen, war ich mit Meg zusammen. Sie war so aufgeregt. Ich hatte sie noch nie so erlebt. Sie war besessen von der Idee, in einem Film mitzuspielen. Von nichts anderem hat sie mehr geredet. Ich hatte Angst, sie zu verlieren, wenn ihr hier einen Film drehen würdet. Sie würde versuchen, eine Rolle zu bekommen, sie würde nach Hollywood gehen. Ja, ich habe jemanden Drogen im Wagen deponieren lassen. Und er hat auch die Polizei angerufen. Aber ich habe diesen Marty nicht töten lassen. So was würde ich niemals tun.«

»Sie waren derjenige, der veranlasst hat, dass der Parkplatz umgebaggert wird?«

»Nach dem Unfall – also als der Wagen explodiert war – hatte ich Angst, dass man mir die Schuld geben würde. Ich habe Moorhouse gesagt, er solle ihn umpflügen lassen, damit alle Beweise verschwinden.«

»Und Sillman? Der Autoverleih?«

»Mein Mitarbeiter hat mit Sillman geredet. Wir haben vereinbart, der Familie von Marty Geld anzubieten. Ziemlich viel Geld. Es sollte aussehen wie eine Vereinbarung mit der Versicherung.«

»Und Sie haben dafür gesorgt, dass mir die beiden Jungs aus dem Ort einen Besuch abstatteten? Mich zusammenschlugen?«

Ambler nickte. »Ich wollte unbedingt, dass Sie verschwinden. Sie hat nur noch von Ihnen geredet. Und über Filme. Ich war dabei, sie zu verlieren. Ich war verzweifelt.«

Er blickte hinunter auf seine Hände, betrachtete seine

langen Finger. Dann legte er die Schrotflinte auf den Tresen und griff zu den Patronenhülsen. »Winchester .300er, aber sie sind anders.«

»Magnums«, sagte Pellam.

»Ich habe keine Waffe, in die diese hier reinpassen.« Er sah auf. »Wollen Sie das überprüfen?«

Pellam sah zur Schrotflinte, die Ambler sich wieder schnappen und schließen konnte, um mit einem lauten Knall Pellam zu durchlöchern, noch bevor er auch nur auf halbem Weg bei dem Messer wäre. »Ich glaube Ihnen«, sagte er.

Ambler gab ihm die Hülsen zurück. »Das sind ziemlich ungewöhnliche Geschosse.«

»Die werden für besonders weite Entfernungen verwendet.«

»Was für eine Waffe könnte das sein?«, fragte Ambler.

»Man kann eine entsprechende Kammer in einen Beretta-Schlitten einbauen. Eine SIG-Sauer hat eine .300 Magnum, und ...«

»Beretta, sagen Sie?«

Pellam wurde neugierig. »Kennen Sie jemanden, der so eine verwendet?«

»Ja, aber ich glaube nicht ...«

»Wer?«

»Sie kennen sie nicht. Zwei Brüder.«

Pellam hatte einen Gedankenblitz. »Die beiden sind nicht zufällig Zwillinge?«, fragte er.

»Doch, das sind sie tatsächlich.«

»Das wird dir gar nicht gefallen«, sagte der Deputy zum Sheriff.

»Mir gefällt ganz vieles nicht, was in letzter Zeit hier in der Gegend passiert«, erwiderte Tom.

Sie waren auf dem Polizeirevier, und es war Sonntagabend, wobei eine Sache wirklich komisch war: Der Sabbat in Cleary war nicht ruhiger als die anderen Wochentage. Einziger Unterschied: Alle drei Polizisten hatten Dienst – zwei im Büro, einer der Deputies draußen –, und sie erwarteten Besuch von einem Detective und einem Deputy vom Büro des County Sheriffs, die sie bei den Ermittlungen von Neds Tod unterstützen sollten.

»Ich habe mit Leuten geredet, die ihn in den letzten vierundzwanzig Stunden gesehen haben. Die Ned gesehen haben, meine ich.«

Das wusste der Sheriff, da er den Deputy losgeschickt hatte, um genau das herauszubekommen. »Und?«

»Ein paar Leute haben ihn mit Sam Torrens zusammen gesehen. Auf dem Fest.«

»So?« Tom war erschöpft. Ein Wagen, der in die Luft fliegt, Drogen, Brandstiftung, Schlägereien. Und jetzt ein ermordeter Schüler. Das Leben in einer amerikanischen Kleinstadt. So ein Scheiß.

»Das war kurz bevor der Junge umgekippt ist.«

»Der Junge? Welcher Junge? Jetzt erklär mir das mal.«

»Ich meine, dass es so aussieht, als hätte Ned Sam Torrens die Drogen gegeben«, erklärte der Deputy. »Dieses Heroin.«

»Oh.« Der Sheriff schloss die Augen und rieb sie mit den Knöcheln. »Und was wird mir nicht gefallen? Du hast vorhin gesagt, mir würde das gar nicht gefallen.«

»Keith Torrens hat seinem Jungen letztes Jahr zu Weihnachten eine .22 gekauft«, fuhr der Deputy fort. »Ich habe gesehen, wie er Patronen besorgt hat.«

»Wann?«

»Nicht erst neulich. Aber ich weiß, dass er eine .22 zu Hause hat. Und dass er Patronen hat.«

»Komm schon, Randy. Jeder in der Stadt hat eine .22. Die kriegt man doch praktisch mitgeliefert, wenn man ein Haus kauft.«

»Ich sage ja nur.«

»Und wir wissen nicht sicher, dass Ned mit einer .22 getötet wurde. Es könnte auch eine .25 oder .222 gewesen sein.«

»Vielleicht. Aber meinst du nicht, dass dann die Einschusslöcher größer gewesen wären?«

»Das – wissen – wir – nicht.«

Der Deputy nickte. »Wenn man eine Tat entschuldigen kann, dann die«, schlussfolgerte er schließlich.

Der Sheriff wunderte sich, woher der Deputy diese Meinung nahm. Er hatte in seinen vier Dienstjahren an genau einem Mordfall gearbeitet, und das war, als Bernie Slater von seiner Frau im Schlaf mit einer Jagdpatrone umgebracht wurde, damit er nicht mehr mit dem Lampenkabel auf sie einschlug. Sie hatte die Deputies mit frischem Kaffee empfangen. »Das sind Dinge, die im Ermessen des Staatsanwalts liegen, nicht in unserem«, sagte der Sheriff schließlich.

»Wann war der Todeszeitpunkt?«, fragte Tom nach einem Moment.

»Etwa um zehn heute Morgen.«

»Gottesdienstzeit. Meg war hier, um diesen Filmtypen mit der Kautio n rauszuholen – also das ist eine Sache, über die ich lieber nicht allzu viel nachdenken will. Was ist mit Keith? Geht er in die Kirche?«

»Ich weiß nicht«, antwortete der Deputy. »Wir können

anrufen. Sie gehören der First Presbyterian an.«

»Und wer ist der Pfarrer?«

»Jim Gitting. Ein guter Mann. Hält gute Predigten.«

Tom war es egal, ob der Pfarrer des Teufels eigener Bruder war. »Ruf ihn an. Frag ihn, ob Torrens heute in der Kirche war.«

Der Deputy griff zum Telefon. »Reverend Gitting bitte ... Hallo, Reverend, wie geht's? Ja, tut mir wirklich Leid, aber ...«

Tom nahm ihm den Hörer aus der Hand. »Reverend, hier ist der Sheriff. War Keith Torrens heute Morgen in der Kirche?«

»Äh, nein, Sheriff«, antwortete der Reverend mit weinerlicher Stimme. Hörte sich nicht an, als würde er gute Predigten halten. »Darf ich fragen, warum?«

»Wir müssen nur ein paar Dinge überprüfen. Geht er normalerweise zum Gottesdienst?«

»So gut wie nie. Er hat heute Morgen gearbeitet – wie üblich.«

»Moment. Sie haben gesagt, er war nicht da. Woher wissen Sie dann, wo er war?«

»Er war zwar nicht im Gottesdienst, aber er hat Sam zur Sonntagsschule gebracht. Rufen Sie wegen der Sache mit Sam heute Morgen an? Das war nichts Schlimmes. Er hat den Lehrern nur ein bisschen Angst eingejagt.«

»Was war mit Sam los?«

»Na ja, der Junge war plötzlich verschwunden. Rufen Sie deswegen an?«

»Was ist passiert?«

»Die Jungs saßen in ihrer Lerngruppe draußen. Es war eben gutes Wetter. Etwa eine halbe Stunde später haben

die Lehrer bemerkt, dass der Junge verschwunden war. Wir haben Meg angerufen, aber sie war nicht zu Hause ...«

Genau, sie hat die Kautions für dieses Arschloch von der Filmgesellschaft hinterlegt.

»... und dann haben wir Keith angerufen.«

»In seinem Büro?«

»Genau. Er wollte schon losgehen, aber dann ist Sam wieder aufgetaucht. Er war aufgeregt, wollte aber nicht sagen, warum. Mrs. Ernelt hat mit ihm geredet, dass er doch nicht so einfach abhauen könnte, ohne was zu sagen, aber es schien alles in Ordnung zu sein. Es war nicht von Bedeutung.«

»Um wie viel Uhr war das, Reverend?«

»Das weiß ich nicht ganz genau. Etwa viertel vor zehn oder zehn.«

Bruder ...

»Gut, Sir, ich danke Ihnen.«

»Können Sie mir nicht sagen, um was es überhaupt geht?«

»Nichts Wichtiges. Guten Abend.«

Der Deputy konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Tom, wenn jemand meinem Kind Drogen gegeben hätte, hätte ich ihm auch etwas angetan«, sagte er. »Ich hätte ihn vielleicht nicht getötet. Aber ich hätte was gemacht. Du kannst Keith keine Schuld dafür geben.«

»Der Pfarrer hat Keith angerufen, als Sam verschwunden ist. Er war im Büro.« Bevor der Deputy erleichtert nicken konnte, fuhr Tom fort: »Aber der Junge hat kein Alibi.«

»Sam? Komm schon, du glaubst doch nicht etwa ...«

Doch die Stimme des Deputy erstarb.

Müll.

Das Geheimnis dessen, was hinter dem Palisadenzaun von R&W lag, war gelüftet: keine Restbestände, keine Schrottverwertung. Das mit dem Verkauf von Antiquitäten konnte man vergessen. Nicht einmal guten Trödel gab es.

Robert und William besaßen einen Müllplatz und sonst nichts.

Pellam hatte die Rückseite von R&W in weitem Bogen umkreist und bewegte sich langsam zwischen den Bäumen hindurch. Anders als in den ursprünglichen Wäldern rund um Amblers Haus hing hier ein schwerer, stechender Geruch von Abfall und Methan in der Luft, der Pellam die Kehle zuschnürte. Mehrmals musste er gegen eine aufsteigende Übelkeit ankämpfen. Im schwachen Licht des Mondes, der vom Nebel verhüllt wurde, hatte er das Gefühl, in den Eingeweiden eines toten Tiers herumzuwühlen. Der Boden unter seinen Stiefeln war glitschig und weich.

Er erreichte den Rand des Schrottplatzes: ein umgekippter Kühlschrank ohne Tür, zehn Meter weiter amputierte Furniermöbel, Plüschtiere, Bücher, Kabelsalat, riesige, von Rost zerfressene Eisenstücke.

Noch zwanzig Meter weiter, und er war am eigentlichen, Grundstück von R&W angekommen. Er hatte einen kleinen Bolzenschneider mitgenommen, sah aber jetzt, dass der billige Maschendrahtzaun schon vor langer Zeit eingefallen war – vielleicht Vandalismus, vielleicht auch einfach die Wirkung der Schwerkraft. Pellam steckte den Seitenschneider zurück in die hintere Tasche seiner Hose und hüpfte über die Reste des Zauns.

Dann blieb er stehen und lauschte, ob ein Hund bellte.

Nichts. Auch keine Stimmen. Nur der scharfe Geruch

und das Mondlicht, das sich vielfältig in den unzähligen glänzenden Oberflächen spiegelte. Pellams Weg zur Hütte, die offenbar als Büro diente, war von schäbigem, zerbrochenem Müll übersät, den er vorsichtig umging.

Pellam drückte sich mit dem Rücken gegen die Hütte. Ein rascher Blick durchs Fenster, dann duckte er sich unter dem Fensterbrett hindurch. Leer. Noch ein Blick.

Völlig versaut da drin. Essenskartons, leere Bierdosen, eine Menge Zeitschriften – er hätte das *Penthouse* erwartet, aber er sah nur alte Ausgaben von *National Geographic*, *Cosmopolitan* und *Reader's Digest* – muffige, schmutzige Kleider. Bücher, Geschirr, Zeitungen, Zettel, Kisten.

In der Ecke standen zwei mit Leder überzogene Gewehrkästen.

Er sah sich um, dann versuchte er das Fenster zu öffnen. Es war verschlossen. Pellam nahm den Seitenschneider und schlug eine kleine Scheibe ein, griff hinein und löste den Riegel. Er schob das Fenster hoch, und nachdem er sich mit einiger Anstrengung hinaufgezogen hatte und der Schmerz von seinem Schenkel über die Rippen bis zu seinem Kiefer hinaufjagte, fiel er fast über die Fensterbank in die Hütte.

Für einen Moment lauschte er, hörte aber nichts außer einem vorbeifahrenden Wagen. Er huschte in die Ecke und hob den Deckel von einem der Gewehrkästen an. Dieser enthielt einen Colt AR 15, die Zivilversion des Army M16.

Im anderen Kasten lag die .300 Magnum Beretta.

Eine einfach aussehende Waffe mit Zylinderverschluss. Walnussgriff, dunkelblaues Metall, schwarzer Schulterschutz, hoch aufgesetztes Zielfernrohr. Es war ein Scharfschützengewehr ohne spiegelnde Metallteile. Die



Hülsen, die Sam gefunden hatte, passten perfekt.

Aschenputtels Schuh.

War das Beweis genug? Pellam wusste es nicht. Seine einzige Kraftprobe mit der Polizei hatte er von der anderen Seite aus ausgetragen – von dort, wo man verdammt leicht verhaftet und verurteilt werden konnte. Pellam legte die Waffe zurück und kontrollierte Schreibtischschubladen, Schränke und die an der hinteren Wand gestapelten abgewetzten, olivgrünen Rucksäcke.

Dort, wo die Drogen versteckt waren.

Tausende Röhrchen wie die in der Art, in der Crack transportiert wurde. Mussten fünf- bis sechstausend sein. Und in jedem steckte ein kleiner Kristall, so einer, wie der Arzt ihnen gezeigt und die jemand Sam gegeben hatte. Ein kleines Bonbon.

Damit war das Problem mit dem hinreichenden Tatverdacht gelöst. Wenn die Waffe nicht reichen sollte, dann das hier.

Ein Wagen fuhr vorbei. Als er sein Tempo zu verlangsamen schien, schob Pellam die Rucksäcke schnell wieder an ihren Platz und zog die Pistole. Doch das Auto fuhr vorbei, so dass Pellam sich wieder hinkniete und die Rucksäcke erneut öffnete.

## **... Einundzwanzig**

»Nackig«, sagte Bobby.

Sein Bruder nickte.

Sie waren im Cleary Inn und aßen vorzügliche Rippchen. Es war ein ziemlich feudales Restaurant für Dutchess County und nicht so verflucht ländlich wie die meisten anderen. Die Einrichtung bestand aus Chrom, Spiegeln und Plastik – alles, was man für gutes Geld bekommen konnte, war hier zusammengedrängt. Die Zwillinge saßen an einem Tisch mit roter Leinendecke, die Stoffservietten auf ihren schwarzen Hosen warfen dicke weiße Falten.

Vielleicht waren sie ja nur Inhaber eines Schrottplatzes, aber diese beiden Jungs aßen sehr gerne und verwöhnten sich dementsprechend. Ein guter Teil des Geldes, das sie verdienten – natürlich durch Drogen, da sie mit dem Schrottplatz nur Verluste einfuhren, seit sie ihn leiteten –, landete in ihren Mündern. Wegwerf-Einkommen. »Wir besitzen einen Schrottplatz – unser gesamtes Einkommen ist Wegwerfware! Ha, ha, ha.«

An diesem Abend hatten sie ihre Fingernägel gereinigt, und eine süßliche Duftnote wie von den Gängen der Parfümabteilung einer Drogerie ging von ihnen aus, allerdings überdeckt vom Geruch ihres Teershampoos.

»Da war ich also, nackig wie ein Eichelhäher«, fuhr Bobby fort. Er machte eine Pause, überlegte, wie ein Eichelhäher eigentlich aussah. »Die Rollläden waren hochgezogen. Sie konnte nicht weiter als fünf Meter entfernt sein. Hinter dem Haus.«

»Fünf Meter.«

»In einem weißen BH. Titten wie Torpedos.«

»Die Geschichte ist aber völlig doof.«

»Nein, nein, nein«, wehrte Bobby ab. »Es kommt noch besser.«

»Bis jetzt ist überhaupt noch nichts gut«, beschwerte sich Billy. »Wie kann sie dann noch besser werden?«

Bobby schwieg, um seinen Yorkshire Pudding zu essen, der inzwischen entsprechend der Menüabfolge serviert worden war. So etwas hatte er noch nie gegessen. Na, ein Pudding war das jedenfalls nicht. Eher ein außer Kontrolle geratener Pfannkuchen. Bobby dachte, er könnte dem Koch mal ein oder zwei Tricks zum Thema Pfannkuchen zeigen.

Billy aß an seinem Salat Caesar weiter.

»Dann winkte sie irgendwie«, erzählte Bobby seine Geschichte weiter. »Allerdings hat sie sich nicht getraut, richtig zu winken. Du weißt schon, eindeutige Zeichen zu geben.«

Billy kaute.

»Und dann drehe ich mich um und stehe frontal vor ihr, und sie lächelt und schaut mir auf meinen Hampelmann.«

»Du redest mehr über dieses Ding, als dass du es benutzt«, stellte Billy fest.

»Aber in der Nacht habe ich es benutzt«, behauptete Bobby. »Wie lange wird er wohl noch hier bleiben?«, fragte er, nachdem ein weiteres Stück Yorkshire Pudding in seinem Mund verschwunden war.

Er brauchte nicht zu erklären, dass er von Pellam sprach, der zu Hause bei der Familie Torrens war – sie hatten auf dem Weg ins Restaurant sein Wohnmobil gesehen –, Billy wusste auch so, wen sein Bruder meinte.

»Weiß ich nicht. Woher denn auch?«

»Dann werden wir es einfach tun?«, meinte Bobby. »Es wird doch irgendwie verdächtig aussehen, oder nicht? Zuerst sein Freund im Auto, dann er.«

»Hm«, machte Billy, sagte aber weiter nichts. Nicht weil er auf seinem Salat kaute, sondern weil er nachdachte.

Bobby betrachtete einen Zwölfender über einem Kamin mit Rauchglasverkleidung. Es war komisch, eine Trophäe in einem Restaurant zu sehen, das man eher am Fort Hamilton Parkway in Brooklyn oder irgendwo in Paramus in New Jersey vermuten würde. Er sah sich die toten Augen und das glänzende Fell des Tieres an, und ihm lief das Wasser im Mund zusammen, als er sich vorstellte, wie frische Morgenluft durch seine Nase zog und er, ein gutes Gewehr in seiner Hand, das stoppelige Gras unter seinen Stiefeln spürte.

»Das kann ich mir nicht vorstellen, weißt du«, sagte er. »In der Gegend rumreisen. Das würde mich ... äh ...«

»... desorientieren«, ergänzte Billy den Satz. Oft lieferte er die Worte, die seinem Bruder fehlten.

»Ja, aber ich würde gerne rumreisen. Es gibt viel auf der Welt zu sehen. Ich meine nur, ich würde nicht die ganze Zeit reisen wollen.«

»Aha.«

»Du redest heute Abend aber nicht gerade viel.« Er schlug mit der Gabel auf einen knusprigen Teil seines Puddings. Es kam ihm komisch vor, dass man normalerweise Bratensoße darüberschüttete. Bobby überlegte schon, ob er nicht nach Ahornsirup fragen sollte.

Pfannkuchenpudding mit Bratensoße. Die Engländer hatten echt einen Sprung in der Schüssel.

»Eine Sache macht mir immer noch Sorgen«, sagte Billy. »Der Junge von den Torrens.«

»Was ist mit ihm?«

»Ned hat ihm doch das Zeug gegeben, oder? Dann müssen sie auch eine Zeit lang miteinander geredet haben. Was wäre die logische Frage für den Jungen, die er stellen müsste?«

Bobby konnte es sich nicht vorstellen. »Sag schon.«

»Er wird ihn fragen, woher er das Zeug hat, und Ned ist – war – dämlich genug, es ihm zu sagen.«

»Der Junge ist neun oder zehn. Was hat der schon für eine Ahnung?«

»Manchmal denkst du einfach nicht nach«, beschwerte sich Billy.

So genau stimmte das nun auch wieder nicht. Bobby dachte viel nach. Leider waren seine Gedanken gewöhnlich nicht sehr hilfreich, denn sie führten zu nichts. Also beschäftigte er sich lieber damit, Baseball-Spieler durcheinander zu bringen, Pfannkuchen so in der Luft zu wenden, dass sie einen an diesen Knochen in dem Science-Fiction-Film erinnerten, Hirsche durch sein Zielfernrohr anzuvisieren und aus dreihundert Meter Entfernung abzuknallen und die Straßenränder in Dutchess County vom Müll zu befreien, von dem nur ein kleiner Teil einen minimalen Wiederverwendungswert hatte, das meiste aber nicht einmal das. Ja gut, darüber hinaus überließ er einen Großteil der Denkarbeit seinem Bruder Billy. Der weder schießen noch kochen konnte. Und der – so ein Arsch – den *National Geographic* nicht mochte.

»Er könnte viel wissen«, sagte Billy. »Nur weil er ein Kind ist, heißt das nicht, dass er *auch* dumm ist.«

Bobby überlegte, ob sein Bruder ihn beleidigt hatte.

»Was willst du damit sagen?«

Doch Billy ging auf seine Frage nicht ein. »Was hältst

du von der Missis?«

Torrens. Das musste Meg Torrens sein.

»Weiß nicht«, antwortete er. »Isst du deinen Pudding noch?«

»Hä?«

»Deinen Pudding?«

»Ich dachte, es wäre was aus Kartoffeln oder so. Ja, ich werde ihn noch essen. Also, was hältst du von ihr?«

»Weiß nicht.«

»Sie entspricht nicht gerade dem typischen Bild einer Mutter und Ehefrau.«

»Typisches Bild einer Mutter? Hört sich irgendwie nazimäßig an«, überlegte Bobby.

»Meinst du, sie hat große Titten?«, träumte Billy.

»Weiß nicht. Was hast du ...«

»Hast du dir schon mal Gedanken über Torrens gemacht?«, unterbrach ihn Billy. »Ich meine, wirklich *Gedanken*?«

»Gedanken über ihn?« Bobby wiederholte oft die Fragen seines Bruders so, als wäre es dämlich, sie zu stellen – damit konnte er gewöhnlich Zeit gewinnen, um sich eine Antwort auszudenken.

»Meinst du, er ist schlau?«

»Schlau genug.«

Billy sah seinen Bruder an, dann lachte er. »Was heißt das, ›schlau genug?‹ Hört sich an wie ›sein Schwanz ist lang genug‹.«

»Ja, okay«, räumte Bobby ein. »Er ist schlau genug, seinen Schwanz nicht dahin zu stecken, wo er nicht hingehört. Und wenn ich mich nicht verhöhrt habe, hast du genau das gerade vor.«

Na, Kumpel, so dämlich bin ich doch gar nicht, oder?

»Wie viel ist Torrens deiner Meinung nach wert? Wie viel wird er verdienen?«

»Mann, du suchst ...«

»Im Vergleich zu dem, was, sagen wir, zum Beispiel wir verdienen?«

»... verdamnte Schwierigkeiten.«

Billy aß seinen Pudding ganz auf, bis zum letzten Krümel. Bobby sah ihm enttäuscht zu. Er dachte, dass bei dreizehn fünfundneunzig, für die man eine gute Portion saftiger, roter Rippchen bekam, etwas mehr britischer Pudding herauspringen müsste.

»Sie haben ein echt hübsches Häuschen«, stellte Billy fest, der auf dieser Schiene weiterfuhr, die Bobby nicht richtig verstand, von der er aber auch wusste, dass sie ihm nicht gefiel.

»Das ist okay.«

Billy sah seinen Bruder an, als hätte er gerade Karten fürs Entscheidungsspiel abgelehnt. »Okay, es ist absolute Spitze. Jetzt zufrieden?«

»Wir wollen einfach nur ...«, begann Billy.

»Ich glaube, du bist durchgeknallt. Das ist's, was ich denke.«

»... eine Möglichkeit durchspielen.«

## **... Zweiundzwanzig**

Sie fragte sich, wo Pellam war. Was er vorgehabt hatte.

Hat sich den Whisky geschnappt und ist einfach so verschwunden, ohne ein Wort zu sagen.

Meg Torrens spürte einen Anflug von Eifersucht, weil ihr einfiel, dass er vielleicht zu Janine gegangen sein könnte. Doch sie zwang sich, diesen Gedanken nicht weiterzuverfolgen. Sagte sich: Du hast so schon genug am Hals, Kindchen.

Aber trotzdem ...

Und wieder dieses verdammte Geräusch. Von dem Tag, an dem sie Pellam im Krankenhaus kennen gelernt hat. Die Polaroid-Kamera. *Bzzzt*.

... Zu Ihrer Information: Ich lebe hier seit fünf Jahren ...

Sie dachte darüber nach, wie er sie geküsst hatte, darüber, wie sehr sie seinen Kuss erwidern wollte.

Genug ...

Sie brachte Sam ins Bett und ging wieder hinunter in die Küche, goss sich noch ein Glas Wein ein und ging ins Wohnzimmer, wo sie die Lampen herunterschaltete. Sie waren ganz aufgedreht gewesen, während Pellam hier gewesen war, obwohl sie grelles Licht verabscheute. Sie wusste nicht, warum sie das getan hatte ... ja gut, eigentlich schon. Weniger Romantik, weniger Botschaft. Sie ...

Es klopfte an der Tür.

Sie hoffte, dass es Pellam war, hatte aber Angst, dass es Ambler war, der sein Gespräch fortsetzen wollte. Sie erinnerte sich, dass er Pellam beim Wegfahren gesehen



haben musste, und nun überlegte sie, ob er an der Straße gewartet hatte, bis Pellam wieder abgezogen war. Um es mit seinem Antrag noch einmal zu versuchen. Wie konnte ein so starker Mensch nur so verzweifelt sein?

Dazu bin ich nun echt nicht in der Stimmung ...

Doch als sie die Tür öffnete, stand der Sheriff auf der Veranda.

»Tom.«

»'n Abend, Meg.«

Sie zuckte zusammen. »Ist mit Keith alles in Ordnung?«

»Wie? Ach so, ich bin nicht wegen Keith hier.«

»Pellam?«

»Auch nicht. Darf ich reinkommen?«

Er sah ernst aus, aber das tat er eigentlich immer. Mit einem Nicken bedeutete sie ihm einzutreten und stellte den Wein in der Nähe auf eine Ablage. Sobald sein Fuß die Türschwelle berührte, setzte er seine Mütze ab.

»Kaffee oder was anderes?«

Er schüttelte den Kopf und setzte sich aufs Sofa.

»Warum bist du hier?«

»Ich wollte dich nur ein, zwei Dinge über Sam fragen. Du weißt, dass er heute Morgen eine Zeit lang aus der Sonntagsschule verschwunden war.«

Was sollte das?

»Ich wusste nicht, dass das ein Verbrechen ist«, erwiderte sie steif.

»Meg, ich glaube, wir wissen beide, dass es das nicht ist. Und ich glaube, du weißt sehr gut, dass mehr dahinter steckt, wenn ich dich danach frage.«

»Und das wäre?«

»Wusstest du das von Sam? Würdest du es mir bitte

sagen?«

Ihre Entscheidung fiel, wenn auch nur knapp, auf die Wahrheit. »Ja. Keith hat es mir erzählt. Sie haben versucht, mich anzurufen, aber ich war nicht da. Dann haben sie in der Fabrik angerufen, aber Sam war nach ein paar Minuten wieder zurück.«

»Nach fünfundvierzig Minuten.«

»Was soll das Ganze, Tom?«

»Und du hast mit Sam darüber geredet?«

»Natürlich.« Der Sheriff schwieg, so dass Meg sich gezwungen fühlte fortzufahren, während sie auf und ab ging.

»Er war völlig aus dem Ruder gelaufen wegen dem, was passiert ist. Mit diesen Pillen. Er hat gesagt, er hätte sich nicht wohl gefühlt, und weil schönes Wetter war, ist er spazieren gegangen.« Sie verlor den Faden und schwieg kurz.

»Ich will wissen, warum du das wissen willst.«

Tom nickte. »Meg, kurz nachdem er die Kirche verlassen hat, wurde Ned Harper umgebracht. Es ist etwa eineinhalb Kilometer entfernt passiert – das ist zwar eine hübsche Strecke, aber er hätte es in der Zeit schaffen können, in der er weg war.«

»Ned? Was hat Sam mit Ned zu tun?«

»Wir glauben, Ned war derjenige, der Sam diese Pillen gegeben hat. Und wir glauben, Sam könnte ihn getötet haben.«

»Nein«, sagte sie fester Stimme.

»Wir wissen es nicht sicher. Aber wir können mit gutem Grund annehmen, dass Ned dem Jungen gedroht hat. Du hast gesehen, welche Angst er hatte. Und es klingt logisch, dass Sam es ihm heimzahlen wollte.«

»Sam würde nie jemandem wehtun.«

»Ned wurde von einem kleineren Kaliber getötet. Könnte .22 sein. Wir haben die Kugeln noch nicht. Randy Gottschalk, mein Deputy, hat mir gesagt, dass Keith dem Jungen letztes Jahr zu Weihnachten eine .22 geschenkt hat.«

Ihr Blick wanderte ins Arbeitszimmer – wo die kleine Winchester normalerweise aufbewahrt wurde. Sie erschrak, als sie die Waffe dort nirgends entdecken konnte. Aber dann erinnerte sie sich, dass Sam und Pellam am Nachmittag zum Schießen gewesen waren. Hatten sie die .22 benutzt? Oder das kleine Schrotgewehr? Vielleicht lagen beide Waffen hinten auf der Veranda, weil Pellam sie noch reinigen wollte. Oder im Keller. Im Schrank befand sich nur die alte Springfield – die einzige Hinterlassenschaft ihrer Eltern, abgesehen von ihrer starken Abneigung gegen helle Lampen.

»Tom, du kennst Sam seit seiner Geburt. Glaubst du, dass er fähig ist, jemanden umzubringen?«

»Ich nicht, nein. Aber ich bin nicht der Einzige, der danach fragen wird. Wir hatten schon genug Scherereien in Cleary – diese Toten letztes Jahr, ein paar andere Fälle von Überdosis. Die Staatspolizei wird diesen Fall übernehmen. Und sie werden mit Sam reden und seine Waffe überprüfen wollen. Ballistische Untersuchungen durchführen.«

»Was beweisen wird, dass es nicht die Tatwaffe ist.«

Noch während sie diese Worte aussprach, wurde sie von heftigen Zweifeln geplagt. Aber nein, ihr Sohn war doch nicht zu einem Mord fähig!

Dann allerdings erinnerte sie sich an sein Gesicht heute – als er mit Pellam zum Schießen gegangen war. Er hatte entschlossen ausgesehen. So erwachsen. Auch

erschreckend, manchmal jedenfalls.

»Kann ich mit ihm reden?«

»Er schläft.«

Lächelnd blickte Tom an ihr vorbei. »Scheint nicht so.«

Sam stand im Schlafanzug im Flur und blickte den Sheriff unsicher an.

»Ich hab was gehört und Angst bekommen.«

»Hallo, Sam. Wie geht's?«

»Hallo, Sheriff.«

»Geht's dir besser?«

»Ja, Sir.«

»Du musst mich gehört haben. Tut mir Leid, dass ich dich geweckt habe.«

»Ich hatte nicht geschlafen. Ich habe gehört, wie Sie reingekommen sind. Da war ein anderes Geräusch draußen vor meinem Fenster.«

Meg betrachtete sein rundes, verschlafenes Gesicht. Nein, dachte sie, er würde niemals einen Menschen töten. Dennoch ... seine Augen wirkten so kalt, und er wirkte verändert. Sie rang sich ein Lächeln ab. »Schatz, das ist vielleicht die Eule. Erinnerst du dich?«

»Das war nicht die Eule.«

Meg überlegte fieberhaft, wo die .22 lag. Nein, nein, nein, Sam konnte es nicht getan haben.

Tom stand auf. »Wie wär's, wenn ich mal nachschaue?«

»Wäre gut«, meinte Sam.

»Tom ...«, begann Meg.

»Okay, Meg«, flüsterte Tom ihr zu. »Ich komme morgen wieder. Dann bist du mit Keith hier, und ihr könnt auch einen Anwalt dazukommen lassen, wenn ihr wollt. Okay?«

Sie nickte.

Tom legte seine Hand auf die Schulter des Jungen und ging mit ihm die Treppe hinauf. »Jetzt wollen wir doch mal sehen, was das für ein Geräusch war.«

»Ich komme gleich hoch und sage dir noch gute Nacht«, rief Meg.

Wo war bloß diese Waffe? Sie musste sie finden.

Sie war auf dem Weg zur hinteren Veranda, als ein Schuss von oben das Haus erschütterte.

Sie schrie auf und rannte zur Treppe, konnte gerade noch ausweichen, als Tom ihr mit einer fürchterlichen Wunde in der Brust entgegenstolperte.

»Ich ...« Er sah sie mit unbestimmtem Blick an, wankte Richtung Haustür, sackte aber nach einem Meter zusammen und blieb still liegen. Blut sickerte in den Teppich.

»Mein Gott ... Sam!« Sie raste die Treppe hinauf.

Einen schrecklichen Moment lang glaubte sie, dass ihr Sohn für alles verantwortlich war – dass er Ned getötet und jetzt den Sheriff nach oben gelockt hatte, um auch ihn umzubringen. Und dachte, dass alles ihre Schuld war – wegen ihrer Untreue und Undankbarkeit gegenüber Keith, der ihr ein so wunderbares Leben bot.

Doch dann erschien der Junge auf der Treppe, rannte ihr mit tränenüberströmtem Gesicht und voller Panik entgegen.

»Da war ein Mann! Er hat Sheriff Tom was angetan. Er hat ihn erschossen!«

»Wer war es?«

»Ich weiß nicht. Er war am Fenster. Ich habe Angst ...«

Dann hörte sie ein Geräusch.

Es kam aus dem Keller und erinnerte sie daran, wie sie einmal mit einem Zimmermannshammer Nägel aus alten Gemüsekisten gezogen hatte. Das Quietschen, als das rostige Metall übers Holz gerutscht war.

Dann ein Knacks und das Klirren von Scherben auf Steinfliesen.

Das Kellerfenster.

»Mommy! Da ist er. Er ist da. Er ist im ...«

»Pssst.«

Meg rannte zur Kellertür, verriegelte sie und griff zum Telefon. Die Leitung war tot. Sie drückte die Tasten.

Nichts.

Sie sah zu Tom, doch in seinem Halfter steckte keine Waffe mehr. Sie musste ihm irgendwo aus der Hand gefallen sein, oder der Einbrecher hatte sie geklaut.

»Sam, wo sind die Waffen, mit der du und Mr. Pellam zum Schießen wart?«

»Ich ...«

»Sam, ist schon in Ordnung, Schatz. Alles wird wieder gut. Wo sind die Waffen?«

Er keuchte vor Angst. »Ich habe sie in den Keller gelegt. Wir wollten sie sauber machen. Mr. Pellam hat gesagt, dass ich das nicht allein machen soll.«

»Ist schon in Ordnung, Sam.«

Sie brachte ihn ins Gästezimmer im Erdgeschoss, in dem es keine Fenster gab. »Du schließt die Tür ab, wenn du drin bist, und machst sie nur auf, wenn Daddy oder ich das sagen.«

»Ich habe Angst.«

Sie nahm ihn fest in die Arme. So fest, als wollte sie ihn nie wieder loslassen. »Dir wird nichts passieren. Das

verspreche ich dir.«

Sie schloss die Tür und hörte, wie Sam sie verriegelte.

Meg rannte ins Arbeitszimmer, riss den Waffenschrank auf und schnappte nach dem nach Öl und Schwefel riechenden Karabiner. Die hundert Jahre alte Springfield – *Hinterlader, kein Vorderlader* ... oh, Pellam, wo steckst du bloß? Der Sattelring klimperte, als sie den Staub vom braunen Lauf fortblies.

Im Schrank lagen auch ein Dutzend der langen, schweren Patronen, von denen sie eine in die Kammer schob, die anderen in die Tasche ihres Pullovers. Sie ließ den Verschluss einschnappen und rannte in den Flur zurück.

Im Erdgeschoss prüfte sie den Vorder- und Hintereingang. Beide waren verschlossen. Und die Fenster? Normalerweise waren sie geschlossen, aber hatte sie nicht vorhin noch gelüftet? Sie erinnerte sich nicht mehr, würde aber jetzt auch nicht mehr nachsehen.

Sie blieb stehen, hörte ein leises Kratzen. Metall auf Holz. Sie ging in die Küche. Langsam. Gut, du Arschloch, dachte sie, und spannte mit beiden Händen den Hahn zur Hälfte.

Jemand kam die Kellertreppe herauf.

Meg schaltete die Küchenlampe aus. Sie atmete tief ein, griff nach vorne, löste die Sperrvorrichtung und riss die Tür weit auf. Dann trat sie so schnell nach hinten, dass sie beinahe gestolpert wäre.

Der Mann war schon fast oben. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen. Er blieb stehen, lachte überrascht. In der Hand hielt er eine Taschenlampe. Mit hoher, verstellter Stimme, die Meg irgendwie bekannt vorkam, sagte er: »Der Stromableser.«

»Ich habe eine Waffe«, warnte Meg. »Noch einen Schritt weiter, und Sie sind tot.«

Der Lichtstrahl wanderte auf sie zu.

»Wenn Sie mich blenden, sind Sie tot.«

»Ganz schön gefährlich hier.«

»Was wollen Sie?« Sie versuchte, ihre Stimme nicht zittern zu lassen.

»Ich muss nur schnell über ›Los‹ gehen und meine zweihundert Dollar kassieren. Aber Spaß beiseite, Leute ... ich sag Ihnen was: Lassen Sie mich einfach rausgehen, dann sehe ich von einer Anzeige ab.«

»Ich will, dass Sie sich mit dem Gesicht auf den Boden legen.«

Er lachte. »Oh, ich meine das nicht persönlich, aber es ist nicht gerade sauber hier. Und da sind vielleicht Spinnen. Ich mag keine Spinnen.«

»Sofort!« Sie schaffte es mit nur einem Daumen, den Hahn vollständig zu spannen. Das Klicken hallte laut in der Küche wider.

Er ging eine Stufe nach unten, war am Überlegen. »Ich glaube nicht«, sagte er schließlich. »Danke für das Angebot, aber ich glaube, ich gehe lieber. Behalten Sie Ihren Schmuck und das Silber. War sowieso nicht mein Geschmack. Ja, was ich noch sagen wollte ...«

Sie hob die Waffe an die Schultern, begann den Abzug durchzuziehen.

Er ging noch zwei weitere Stufen hinunter in die Dunkelheit.

»... das Abendessen riecht hervorragend. Tut mir Leid, dass ich nicht bleiben kann. Vielleicht ein andermal.«

Los! Jetzt mach schon.



Ihr Finger lag wie erstarrt auf dem Abzug. *Drück ab!*

Der Mann verschwand.

»Scheiße.«

Sie schlug die Tür zu und verriegelte sie, während sie seine Schritte unten im Keller hörte. Dann rannte sie zur Vorderseite des Hauses und spähte durch die Spitzenvorhänge neben der Tür. Niemand zu sehen.

Mist, Mist, Mist. Wo steckt er? Wo ist er hingegangen?

Pellam, dachte sie, bitte komm her ...

Keith ...

Sie ging in Richtung des Gästezimmers, in dem sich Sam versteckte.

Doch in dem Moment kam ein anderer Kerl aus dem Wohnzimmer und packte sie von hinten. »Au weia!«, sagte er mit derselben komischen Stimme wie sein Partner.

»Große Waffe für ein kleines Mädchen.«

Mein Gott, jetzt wusste sie, mit wem sie es zu tun hatte. Mit den Zwillingen. Denjenigen, denen der widerliche Schrottplatz außerhalb der Stadt gehörte. Billy, oder Bobby, hatte eine Hand über ihr Gesicht gelegt und tastete nach dem Gewehr, das sie fest und voller Verzweiflung umklammerte.

Er tat ihr weh, als er mit der anderen Hand nach ihrem Busen grabschte. »Hmmm«, machte er anerkennend. Sie roch billiges Rasierwasser und Teershampoo.

Er war stark, doch sie war es auch. Keiner konnte dem anderen die Waffe entreißen.

Deswegen richtete sie die Mündung in die Küche und drückte den Abzug.

Die Explosion erfüllte den Flur mit Rauch. Es stank nach

Schwefel. Ihr Mikrowellenherd zerbarst in tausend Stücke. Der Rückstoß drückte Meg nach hinten gegen den Kerl. Über das Klingeln in ihren Ohren hinweg hörte sie ihn überrascht einatmen, dann knallte er mit dem Kopf gegen den Griff der Haustür.

»Oh, verdammt! Scheiße, tut das weh.« Er ließ sie los und fasste mit beiden Händen an seinen Kopf.

Meg ließ sich auf die Knie fallen, riss den Verschluss des Gewehrs auf, ließ die leere, heiße Patrone herausfallen und schob eine neue rein.

Der Mann blinzelte, befühlte seinen Hinterkopf und wirbelte herum, um die Haustür zu öffnen. Die weiß lackierte Tür und der Teppich waren mit Blut verschmiert.

Kette weg, Riegel zur Seite, Schließmechanismus lösen.

Hastig ließ Meg den Verschluss einrasten ...

Die Tür ging auf.

... und zielte.

»Gewehr«, rief er seinem Bruder zu, der draußen sein musste. »Sie hat ein Gewehr!«

Dann ein Schrei hinter ihr.

»Mommy!« Sam hatte das Gästezimmer verlassen und rannte durch den Flur auf sie zu.

Meg drehte sich ihm zu. »Nein, Sam, nein!«

Und den Blick wieder zurück zur Tür. Doch es war zu spät. Bobby – oder Billy – sprang auf sie zu, und Meg schaffte es nicht, rechtzeitig zu zielen, so dass sie das Gewehr wie einen Schlagstock schwenkte. Ohne Mühe schnappte der Kerl danach und rammte ihr seine Faust gegen den Unterkiefer.

»Mommy«, rief Sam, als sie in die Knie sank.

Der Kerl kam wütend näher und schlug noch einmal zu,

aber härter als vorher. Gleich unterhalb des Ohrs. Ihr Blick verschwamm, als sie an der kornblumenblauen Wand nach unten rutschte. Sie versuchte, wieder hochzukommen. Billy riss ihr das Gewehr aus den Händen. Ihr Kopf fiel nach hinten gegen die Wand.

Dann öffnete der Kerl die Tür. »He, Bobby. Alles unter Kontrolle. Komm rein.«

Bobby trat ein. Schnüffelte. »Stinkt. Schwefel. Jetzt sieh dir das Ding mal an.« Bewundernd nickte er zu der Springfield hin. Dann sah er den Sheriff auf dem Boden liegen.

»Musstest du das tun?«

»Er hat mich gesehen, wie ich durchs Fenster gestiegen bin«, erklärte Billy, der die Stelle seines Kopfes massierte, mit der er gegen den Türknauf geknallt war. »Was hätte ich denn sonst tun sollen, hä? ›Hallo, wie geht's‹ sagen?«

Bobby schloss die Tür und sah hinüber zu Sam. »He, Kleiner. Keine Angst. Dir wird nichts passieren«.

»Verdammte Hexe«, brummte sein Bruder. »Ich blute.«

Voller Befriedigung beobachtete er Meg, die, kreideweiß im Gesicht, benommen mit dem Kopf an der Tapete hin und her wackelte. »Wo ist Keith?«

Meg antwortete nicht. Er verpasste ihr einen Schlag ins Gesicht. Immer noch Schweigen. Sie war nur halb bei Bewusstsein.

»Nein!«, schrie der Junge.

»Wo ist dein Vater?«

Er zögerte. »Er ist im Büro, aber er kommt gleich nach Hause und wird euch umbringen«, sagte er dann.

»Gleich«, wiederholte Billy und sah seinen Bruder an.

Doch Bobby betrachtete den kleinen Jungen. »Wie wär's, wenn wir zwei Fernsehen schauen oder so was?

Drüben im Wohnzimmer? Während wir auf ihn warten.«

»Nein.«

»Du willst doch nicht, dass ich deine Mama noch mal schlage, oder?«

Sam sagte nichts, schüttelte nur den Kopf und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

Bobby lächelte. »Komm schon. Wir zwei gehen jetzt mal da rüber.«

»Für so was haben wir jetzt keine Zeit«, knurrte Billy.

Es fühlte sich gut an, dass Bobby an etwas gedacht hatte, worauf sein Bruder nicht gekommen war. »Wir müssen doch sowieso warten, oder«, meinte er. »Dann können wir uns ruhig auch ein bisschen vergnügen.«

## **... Dreihundzwanzig**

Die Straßenschilder waren wie Botschaften für ihn.

Wenn der Wissenschaftler in Keith Torrens ein gelbes Warnschild mit einer Kurve und einer eingezeichneten Seitenstraße sah, dachte er an eine Sigma-Bindung. Und seine Gedanken schweiften ab zu gemeinsamen Elektronen und der ungleichmäßig verteilten Ladung in einer Halogenverbindung.

Oder er sah ein »Vorfahrt achten!«-Schild und dachte Delta – und peng, da war sie in seinen Gedanken, die Gibbs-Gleichung zur Berechnung der freien Energie.

Sein Geist wanderte. Ging seltsame Wege wie schon damals, als er als kleines Pummelchen noch mit dem Rechenschieber hantiert hatte. Auch damals hatte er doch bereits seine magischen Momente erlebt, oder etwa nicht?

Und noch ein Schild – der Hinweis auf einen alten, verlassenem White-Castle-Hamburgerstand. Castle ... die abblätternde Farbe an den Geländern schimmerte in der Dunkelheit.

Castle – mittelalterliche Burgen. Alchimisten.

Er dachte an den Location-Scout.

Pellam ...

Er war müde. Nach diesem Vierzehn-Stunden-Tag in der Fabrik war es fast elf. Und wieder war ein Sonntag vorbei. Während er mit seinem Cougar über die verlassene, dunkle Straße rollte, bemerkte er vorne wieder dieses verdammte Quietschen. Wissenschaftler. Ich bin Wissenschaftler, aber nicht in der Lage, ein quietschendes Stück Metall festzumachen.

Doch das war alles egal – die Müdigkeit, das

Quietschen, die Kopfschmerzen. Es machte ihm nichts aus. Was gab es da schon zum Aufregen? Er würde sich einfach einen neuen Cougar kaufen. Oder einen Cadillac oder Mercedes.

Er erlebte gerade einen magischen Moment.

Die Antwort war ihm ganz plötzlich gekommen: um zwei Uhr am Nachmittag ein Geistesblitz, den er dann mühsam versucht hatte, zu einer logischen Abfolge aus Zahlen, griechischen Buchstaben und wissenschaftlichen Symbolen zu ordnen. Er war aus der Fabrik in sein Büro gerannt, hatte die Tür abgeschlossen, das Telefon ausgeschaltet und wild vor sich hingeschrieben – hektisch, ängstlich, dass er etwas vergessen könnte. Keith hatte gespürt, wie die Angst schlagartig in ihm aufgestiegen war wie beim ersten und einzigen Mal, als er Speed genommen hatte – auf dem College, als er darum gekämpft hatte, sein Abschlussprojekt rechtzeitig fertig zu bekommen. Klarheit und vollständige Konzentration, die alles nach vorne trieb.

Ein magischer Moment.

Dass die Lösung des Problems – ein Stabilisator für einen Hustensirup der Firma – nichts Weltbewegendes war und in keinem Verhältnis zu seiner Euphorie stand, kam ihm nicht in den Sinn. Und wenn, wäre seine Aufregung auch nicht geringer gewesen.

Der Zauber funktionierte. Er hatte ein Problem in sein Gehirn gepackt und dort gären lassen, bis die Lösung da war. Er war auf Hochtouren, er lebte. Solche Momente machten alles wieder wett – diesen ganzen Geschäftsscheiß, um den er sich kümmern musste, die vielen Stunden, das Risiko, die Geschwüre, die sich ohne jeglichen Zweifel in seinem Magen bildeten. Und dass er die ganze Zeit von Meg und Sam getrennt war.

All das wurde in einem einzigen Moment wieder

wettgemacht – dem magischen Moment.

Apropos Meg ...

Zum zehnten Mal an diesem wie auch an jedem anderen Tag bedauerte er, dass sie nicht wirklich an seiner Arbeit teilhaben konnte. Natürlich würde sie auch ihren Vorteil davon haben. Und zur Multimillionärin werden. Aber sie würde nie seine Geschäftspartnerin werden.

Das bedauerte Keith Torrens am meisten.

Burgen, mittelalterliche Alchimisten.

Alchimie – Gold in noch leuchtenderes Gold verwandeln.

Goldringe. Eheringe. Meg.

Er erinnerte sich an einen Vers von irgendeinem Countrymusik-Sender, den sie immer hörte.

*Sich lieben und lügen, das schließt sich aus, es ist, als zöge schlechtes Wetter durchs Haus ...*

Wieder fragte er sich, ob sie heimlich eine Beziehung hatte. Er glaubte nicht. Aber Keith Torrens, der seine Frau nie betrogen hatte, glaubte, dass Männer und Frauen zwar über die gleichen Fähigkeiten verfügten, den anderen an der Nase herumzuführen, Frauen aber besser ihre Spuren verdecken konnten. Keith – ein empirischer, rationaler Kartesianer, ein Wissenschaftler – hatte geschlussfolgert, der Grund dafür müsse darin liegen, dass Frauen, die auf ihre Nachkommen aufpassen mussten und körperlich weniger stark waren als Männer, während der Evolution an ihren tückischen Schutzmechanismen herumgefeilt hatten.

*Atomarer Stickstoff – dreiwertig ...*

Er hatte also keine Indizien gefunden. Nichts in ihren Augen entdeckt. Keine Kreditkartenabrechnungen – kaum vorstellbar, was diese widerlichen kleinen blauen Belege

bewirken konnten. Ihm fiel keine Situation ein, in der sie nicht zu Hause gewesen wäre, obwohl sie es hätte sein sollen – aber woher hätte er das auch wissen sollen? Schließlich war er zwölf Stunden am Tag in der Fabrik. Aber Sam hatte nie von einem Onkel erzählt, der Mommy im Garten, beim Reinigen der Dachrinne oder beim Einkaufen geholfen hätte.

*... ein vierwertiges Kohlenstoffatom ...*

Wer könnte denn aufopfernder sein als er? Ein besserer Vater? Er unternahm nie lange Geschäftsreisen wie einige andere Männer, die für die großen Firmen entlang des Hudson arbeiteten. Er riss Meg und Sam nicht von zu Hause fort und zerrte sie durchs Land. Er war nicht wie der Kerl, den er eines Sonntags auf dem Golfplatz kennen gelernt hatte, ein Freund von einem Freund, der in Westchester für IBM arbeitete – »Ich wurde immer wieder weggeschickt«. Vier Häuser in sechs Jahren.

*... eine Ethylenkette und ein Keton ... Lege alles zusammen in den Ofen, und erhitze es. Peng – ein magischer Moment, bei dem etwas ganz Neues entsteht.*

Nein, sie war treu. Obwohl man sich die Frage nach der Treue nur auf eine bestimmte Weise stellte – schnell und unkonzentriert –, als wollte man die Möglichkeit ausschließen, die wahre Antwort zu finden. Wissenschaftler bringen nicht die besten Voraussetzungen für solche Fragen mit. Sie sind erst glücklich, wenn sie die Wahrheit herausgefunden haben, und er war sich nicht sicher, ob er auf diese Frage wirklich die Wahrheit wissen wollte.

Keith Torrens fuhr nach Hause. Er würde es bei ihr wieder gutmachen. Aber wieder gutmachen wofür?

Er war sich nicht sicher.

Und wie?



Das wusste er auch nicht.

Pellam bog mit seinem Wohnmobil in die Einfahrt.

Ein beigefarbenes Fahrzeug parkte auf der Straße gleich hinter der Einfahrt. O nein! Er wusste, wer die Besucher waren.

Ihm fiel das Versprechen der Big Mountain Studios ein, alle Wohnmobile mit Autotelefonen auszustatten. Keiner von Lefkowitz' Speichelleckern hatte es jemals umgesetzt. Und hier war das nächste Haus mehrere Kilometer weit entfernt. Keine Zeit, um dorthin zu fahren.

Keine Zeit für gar nichts.

Er schaltete das Licht aus, parkte den Wagen im Gras und stieg aus.

Niemand im Haus schien ihn bemerkt zu haben.

Alles schien in Zeitlupe abzulaufen wie in den charmant-schlechten Karateszenen von diesen Hong-Kong-Streifen oder wie in den Gewaltszenen, die Sam Peckinpah drehte.

Pellam atmete tief durch und ging neben dem Kiesweg zum Haus.

Zumindest hatte er den Vorteil des Überraschungseffekts.

O Mann, keine Frage – es war Herbst. Kühle, feuchte Luft und der süße Geruch von brennendem Eichen- und Kirschbaumholz.

Pellam dachte darüber nach, wie wenig die Jahreszeiten in den großen Städten zu merken waren. New York, L. A. Und ist es nicht merkwürdig, dass die Rückkehr aufs Land während einer der besonders beeindruckenden Jahreszeiten – beim ersten tiefen Schnee oder in der Woche, in der die bunten Blätter besonders stark leuchteten – einen mehr als alles andere an die Jugend

erinnerte? Quälendes Heimweh, Überdenken von Prioritäten und Möglichkeiten.

Beeindruckende Jahreszeiten.

Pellam fand seine Beobachtungen richtig gut, und er überlegte, ob er in seinem Leben noch Gelegenheit hätte, sie in einem Film zu verwenden.

Der Himmel war mittlerweile fast klar, leer gefegt von einer Kaltfront. Er blickte hinauf zu den Sternen im schwarzen Nichts, das den Raum über ihm von einem von Bäumen begrenzten Horizont zum anderen überspannte.

Eine perfekte Herbstnacht in Cleary, New York, der Heimat des perfekten Friedhofs.

So waren er und Marty hier gelandet – auf der Suche nach dem idealen, erstklassigen Friedhof.

Eine perfekte Herbstnacht.

Er ging weiter über die Wiese, bemerkte Schatten im Haus, den flimmernden Fernseher. Keiths Wagen war nicht da. Also waren die Zwillinge allein mit Meg und Sam.

Rasch ging er aufs Haus zu, schob seine Waffe in den Hosenbund. Das Fenster rechts von der Tür stand offen, dahinter war es dunkel. Er könnte ein Rosengitter hinauf und durchs Fenster klettern, sich von hinten anschleichen.

Sie waren zu zweit und wahrscheinlich beide bewaffnet.

Zumindest hatte er den Vorteil des Über...

Ein Wagen bog in die Einfahrt und erfasste Pellam mit seinem Scheinwerferlicht. Dann wurde lange gehupt.

Am Haus, fünfzehn Meter entfernt, schalteten sich die Sicherheitslampen ein und blendeten ihn.

»Was ist da los?«, rief Keith von der Einfahrt. Er hatte seinen Wagen abgestellt und war ausgestiegen.

»Bleiben Sie dort. Bleiben Sie weg«, rief Pellam.

Er drehte sich wieder zum Haus. Die Tür ging auf, einer der Brüder kam heraus und richtete eine Pistole auf Pellams Brust.

So viel zum Überraschungseffekt.

## ... Vierundzwanzig

Pellam vermutete, dass er schon die ganze Zeit gewusst hatte, dass es so weit kommen würde.

Er trat nach rechts auf die Einfahrt und aus dem Lichtschein heraus. Kies knirschte unter seinen abgelaufenen Schuhen. Als er stehen blieb, überkam ihn ein seltsames Gefühl – als würde er in den Boden hineinwachsen, als hätte er Wurzeln, die so hart waren wie die Granitblöcke, aus denen sich der Kies gebildet hatte.

»Hallo, Mister. Hallo, Mr. Torrens.«

»Was, zum Teufel ...«

»Ruhe«, sagte Pellam zu Keith, der wie erstarrt stehen blieb.

Das war ganz eindeutig das Ende des Films – aber nicht einer von seinen, in dem die Zuschauer die ganze Spannung spürten, dann aber nichts passierte und wo von den Hauptdarstellern langsam in den Abspann überblendet wurde. Au weia, für solche Schlüsse hatte er herbe Kritik geerntet – *löse das Ende auf, John, löse es auf*. Die Menschen hassen Unklarheiten, auch wenn die Realität so ist.

Aber da war sie, die klare Situation. Ein Mann latschte auf die Veranda heraus, in der Hand eine Automatik. Meg hatte gesagt, sie mochte keine Handfeuerwaffen. Es seien Waffen, mit denen man Menschen tötete, einen anderen Zweck hätten sie nicht.

Der Typ latschte also auf ihn zu.

»Sie haben mich unterbrochen«, sagte er. »Ich wollte mich gerade hinsetzen und mit einem kleinen Freund fernsehen.«

Und wo ist der andere, fragte sich Pellam, der Bruder?  
Hinter ihm?  
Hinter mir?  
Drinne mit Sam?  
»Wo ist Meg?«, fragte er.  
»Was tun Sie hier, Mister?«  
»Welcher von beiden sind Sie?«  
»Bobby. He, nicht bewegen da hinten, Mr. Torrens. Sonst muss ich Sie auch umbringen.«  
»Sind Sie derjenige, der es getan hat?«, wollte Pellam wissen.  
»Was getan?«  
»Meinen Freund umgebracht.«  
»Wenn ich es Ihnen sage, müsste ich dafür sorgen, dass sich das nicht weiter rumspricht.«  
»Das ist doch wahrscheinlich sowieso Ihr Plan, oder?«, fragte Pellam.  
»Heh.«  
»Ich wollte nur wissen, ob Sie Marty umgebracht haben.«  
»War ein tierisch guter Schuss. Muss mich selber loben.«  
Kein Grinsen, nur die reine Tatsache.  
»Was haben Sie da?«, fragte Bobby. »In Ihrem Gürtel?«  
»Einen Colt Peacemaker.«  
»Echt? Rauchloses Pulver? Eine Nachahmung?«  
»Quatsch, der Echte.«  
»Tatsächlich? Ein Vierundvierziger?«  
»Fünfundvierziger.«

»Oh Mann!«

»Wo ist Ihr Bruder?«

»Vielleicht hinter Ihnen.«

»Dann werden Sie als Erster sterben«, sagte Pellam.

»Heh.«

»Bitte ...«, bettelte Keith. »Wo ist mein Sohn?«

Beide achteten nicht auf ihn.

Die Szene war wie eingefroren. Pellam stand auf dem feuchten Kies, die Füße in den ausgetretenen Stiefeln leicht gespreizt.

Kein Geräusch war zu hören.

Für Pellam gab es nichts auf dieser Welt außer diesem Mann, der mit einer Waffe in der Hand vor ihm stand. Ein großes viktorianisches Haus. Mit einer Frau und einem Kind darin, der Mann ganz in seiner Nähe. In der kühlen Herbstluft unter einem klaren Himmel.

Pellam hatte auf Enten und Gänse, auf ein paar Gila-Krustenechsen und Klapperschlangen sowie auf Hunderte von Heineken-Flaschen geschossen.

Aber noch nie auf einen Menschen.

Die Sicherheitslichter blendeten ihn, ließen von Bobby nur die Silhouette erkennen. Ach ja, fiel es Pellam wieder ein, auf Schießübungsplätzen hatte er auf genauso viele Silhouetten geschossen wie auf Gila-Krustenechsen und Klapperschlangen zusammen.

Kein Gesicht, keine Bewegung, kein Geräusch.

In dieser Stille, in diesem erdrückenden Frieden, kam ihm ein Gedanke. Ein Satz aus einem Drehbuch über die Indianer in den Great Plains. Sioux waren es, glaubte er. Wenn sie an einem schönen Tag aufwachten, dachten sie nicht, wie gut es war zu leben. Was sie dachten, war: »Es

ist ein guter Tag zum Sterben.«

*Gut, Pellam, guter Einfall.*

Na ja, Wild Bill hatte auch keine vierzig Jahre geschafft.

Dann kam plötzlich Bewegung ins Bild. Es war ein Klischee – eins, das Pellam einem Drehbuchautor nie erlauben würde, sollte er bei einem Western die Regie führen: Er zog vorne seine Jeansjacke leicht auseinander, damit der Griff der Pistole ganz frei lag.

Die Chancen standen gut für ihn, so wie Bobby die Sache sah – Bobby, der nicht nur einen Menschen, sondern schon mehrere erschossen hatte, aber nur von hinten in den Kopf, nachdem er jedes Mal zehntausend Dollar dafür kassiert hatte. Pellam wurde geblendet, und er hatte nur eine Single Action, bei der er zuerst den Hahn spannen musste, bevor er schießen konnte. Sie hatte sechs Schuss, und es würde wohl drei Minuten dauern, um sie wieder zu laden. Falls der Typ überhaupt Ersatzmunition dabei hatte. Was wahrscheinlich nicht der Fall war.

Außerdem dachte er sich, dass Pellam noch nie jemanden für Geld in den Hinterkopf oder sonst wohin geschossen hatte.

Bobby dagegen hielt eine schon gespannte Browning Automatic .380 mit zwölf Schuss in der Hand. Er brauchte nur zu zielen und den Abzug zu drücken. Das Licht kam von hinten. Und zum Laden der Waffe würde er nur zwei Sekunden brauchen.

Torrens stand in der Einfahrt, das stimmte, aber er würde schon keine Faxen machen, sondern nur wie ein verängstigter Hase stehen bleiben.

Er hoffte, Billy würde ihn beobachten. Er ließ ungern eine Gelegenheit ungenutzt verstreichen, seinen

gescheiteren Bruder zu beeindrucken.

Sein Plan war, den Kerl nach seiner Waffe greifen zu lassen und ihm dann ins Bein zu schießen. Zusehen, wie er fiel. Dann ihn ein Stück krabbeln zu lassen und noch einmal zu schießen.

Vielleicht würde er auf Pellams Stiefel zielen. Schwarz auf weißem Kies – ein guter Kontrast. Aber auch seine Augen, in denen sich das Verandalicht als zwei gelbe Punkte spiegelte, waren gut zu erkennen. Und das weiße Hemd unter der dunklen Jacke.

Doch dann dachte er, dass ihn die Art, wie der Mann seine Jacke auseinander gezogen hatte, nervös machte. Keine Spielchen. Erledige Pellam. Erledige Torrens. Geh zurück zum Jungen. Oder zur Mutter. Oder zu beiden.

Ziele auf die Brust.

Ohne sich wirklich zu entscheiden oder nachzudenken ging Bobby in die Hocke.

Er riss die Waffe in einem Bogen nach oben, hielt seinen Arm gerade, wie er es gelernt hatte und jede Woche übte. Nicht dieses zweihändige Wettkampfschießen, an dem niemand, der wirklich mit Waffen umgehen kann, jemals teilnimmt. Mit leicht zusammengekniffenen Augen zielte er genau auf den weißen Streifen von Pellams Hemd und wollte gerade den Abzug betätigen ...

*Wumm.*

Eine Schaufel.

Verdammt, wer war das?, dachte Bobby.

Jemand hatte sich rangeschlichen und ihm eine Schaufel in die Brust gedonnert. Oder ... Scheiße, tut das weh. Er hustete. Oder vielleicht war es ein Axtstiel. Bobby ließ die Waffe fallen, ohne geschossen zu haben. Er blickte nach unten. Wo war sie, die Schaufel? Er sah hinter sich.



Niemand da. Wieder ein Blick auf die Brust – Blut. Oh, tut das weh. Ihm wurde schwindlig. Dann sah er Pellam, der seinen Colt, von einer kleinen Rauchwolke umgeben, auf Hüfthöhe hielt, Bobby griff nach seiner Waffe. Und fiel auf die Veranda. Er suchte nach der Schaufel.

»Wer ...?«, fragte er.

Und starb.

Pellam wirbelte herum, sah hinter sich und am Haus vorbei ins Feld.

Kein Billy.

»Runter«, flüsterte er Keith Torrens zu. »Und nicht bewegen.« Er ging los, kam aber nicht weit. Die Tür wurde mit einem Knall aufgerissen. Billy stolperte heraus, ließ sich bei Bobby auf die Knie fallen und schrie laut auf. Dann hob er seine eigene Waffe und schoss vage in Pellams Richtung.

Blaue Funken blitzten an seiner Hand auf, Schüsse dröhnten durch die Nacht. Pellam hatte gerade noch Zeit für einen Schuss aus der Hüfte. Er spürte den Rückstoß, roch den Schwefel im schwarzen Schießpulver. Die Kugel riss ein Stück Holz aus der Veranda. Unter Billys schnell hintereinander abgegebenen Schüssen ließ Pellam sich auf den Boden fallen, landete auf dem Ellbogen. Ein lautes Knacken, gefolgt von einem alles durchdringenden Schmerz. Ihm wurde schwarz vor Augen, und er ließ sich auf den Rücken rollen. Sein Schultergelenk renkte sich von allein wieder ein.

Eine Sekunde lang wurde er ohnmächtig. Schweiß trat ihm auf die Stirn, und ihm wurde übel.

Er hob den Colt an, der ihm aber aus der Hand fiel. Sein rechter Arm war wie gelähmt.

»Bobby, o Bobby ...«, jammerte Billy.

Wieder schoss er mit seiner Automatik. Die Kugeln trafen auf Pellams Wohnmobil und den Boden neben ihm.

*Sechs Schüsse, sieben, acht.*

»Drecksackdrecksackdrecksack! Du ... verdammter ... Drecksack!«

Pellam versuchte noch einmal den Colt hochzuheben, doch mit dem gleichen Ergebnis. Er fiel mit einem doppelten Salto wieder auf den Boden.

Meine Güte, wie viel Schuss waren denn in seinem Magazin?

*Zehn, elf, zwölf ...*

Leer. Er war am Ende. Danke schön ... Pellam hob den Kopf und sah, wie Billy seine Waffe lud.

Er spürte den feuchten Kies unter sich, hatte den strengen, erdig-ölgigen Geruch des Granits in der Nase. Pellam senkte den Kopf. Billy kam näher, unter seinen Schuhen knirschte der Kies.

Pellam griff nach dem Colt, berührte ihn aber nur am Kolben und stieß ihn aus Versehen fort.

Er hörte Billys Atem. Pellam hob den Kopf, öffnete die Augen. Zwei Meter von ihm entfernt hielt Billy die Waffe auf ihn gerichtet.

Billy blieb stehen.

*Ein guter Tag zum Sterben ...*

Billy stand vor ihm.

Er sah hinter sich, als hätte er etwas gehört.

Dann flog er förmlich durch die Luft.

Wie ein Stuntman in einem Kriegsfilm, der von einem Sprungbrett hüpfte, bei dem rechts und links Schwarzpulverladungen montiert sind.

Mit ausgestreckten Armen und Beinen landete Billy auf Pellam, dem die Luft mit einem Stöhnen aus den Lungen strömte, als würde er mit jemandem im Bett liegen. Billy rollte zur Seite. »Bobby«, stöhnte er und musterte den zwei Zentimeter unter seinen Augen liegenden Kies. »Drecksack.« Er schloss die Augen. »Drecksack.« Dann durchfuhr ihn ein Schauer, bevor er regungslos liegen blieb.

Pellam drückte sich vom Boden ab, wurde für ein paar Sekunden ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, setzte er sich auf.

Vor ihm auf der Veranda stand Meg und weinte, in der Hand die rauchende Springfield. Sie kramte hastig in ihren Taschen – suchte wahrscheinlich Munition, dachte Pellam.

»Meg!«, rief er. »Alles in Ordnung. Sie sind tot. Sie sind beide tot.«

Doch sie hörte ihn nicht, ließ sich auf die Knie sinken, schob eine neue Patrone ins Gewehr und zielte mit beiden Händen. Sie stand wieder auf, wischte sich die Tränen aus den Augen und ließ ihren Blick über das Grundstück gleiten wie ein Polizist im Einsatz. Dann ging sie wieder hinein und rief nach ihrem Sohn.

## **... Fünfundzwanzig**

»Alles in Ordnung?«, fragte Keith. Pellam keuchte vor Schmerzen, nickte aber. Keith folgte Meg ins Haus.

Pellam vergewisserte sich, ob Billy auch wirklich tot war, dann stolperte er ebenfalls hinein.

Sie waren im Wohnzimmer. Keith hatte den Arm um Meg gelegt, beide starrten fassungslos auf den toten Sheriff hinab. Meg richtete ihre vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen zur Tür, zu Pellam.

Keith ging auf die Knie und umarmte Sam. Dieser sah Pellam entgegen, sagte aber nichts. Er weinte.

»Haben sie dir wehgetan?«, fragte Keith.

Der Junge schüttelte den Kopf.

»Er wollte ihn ...« Meg schnappte nach Luft. Auch sie weinte. »Er hat ihn da mit reingenommen ...« Sie nickte in Richtung Wohnzimmer. »Aber dann haben sie die Hupe gehört, und er ist rausgegangen, um nachzusehen, wer kommt.«

»Oh, Schatz ...«

Keith erhob sich wieder und nahm Meg in die Arme, die ihren Kopf an seine Schulter lehnte.

»Was ist passiert?«, murmelte Keith.

»Schatz, dein Telefon, im Wagen. Wir müssen die Polizei rufen.«

»Mein Telefon?«

»Im Wagen. Hier haben sie die Leitung durchgeschnitten. Das Telefon geht nicht.«

»Ich habe es in der Fabrik gelassen«, meinte er. Er wirkte wie betäubt, unfähig, mehr als ein paar Worte auf

einmal von sich zu geben.

»Dann fahr zu den Burkes, und ruf von dort aus an!«

»Was ist passiert? Ich ...« Er ließ seinen Blick durchs Haus schweifen. »Ich verstehe das nicht.«

»Es war so furchtbar ...«

»Warum war Tom hier?«, wollte Keith wissen.

Meg schielte zu Sam hinüber und flüsterte ihrem Mann etwas zu. Er runzelte die Stirn, und sie nickte. »Dann hat einer von ihnen Tom erschossen. Sie sind irgendwie reingekommen. Ich weiß nicht, warum. Ich habe keine Ahnung.«

Einen Moment lang schwieg Keith, blickte nur auf Toms Leiche, dann zu Sam. »Ich werde dich ins Bett bringen. Deine Mutter und ich müssen uns unterhalten.«

»Keith ...« Meg ging ihm hinterher. Doch Pellam, der unter den Schmerzen in seiner Schulter zusammenzuckte, ging auf sie zu und berührte sie am Arm. »Meg, warte.«

Vater und Sohn verschwanden nach oben.

Sie drehte sich um. »Du bist verletzt ...«

»Setz dich.«

Meg zögerte.

»Ich muss mit dir reden. Ich muss dir sagen, warum ich heute Abend noch mal zurückgekommen bin ...«

Sie hatte ihr Gesicht Tom zugewandt. »Keith muss anrufen. Er muss zu den Burkes gehen.«

»Meg, hör mir zu. Heute Abend habe ich deinem Freund einen Besuch abgestattet.«

Sie erstarrte, war aber jetzt mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit bei Pellam. »Meinem Freund?«, fragte sie.

»Ambler.«

Sie überlegte einen Moment. »Woher weißt du, dass er mein ... Freund war?«

»Wir haben uns unterhalten.« Pellam machte eine Pause und blickte zur Treppe. Doch Keith war immer noch bei Sam oben. »Er mag dich. Ziemlich sogar«, fuhr er fort.

Sie war nicht sicher, was sie mit dieser Information anfangen sollte, schnappte sich einen kleinen Afghanenteppich und deckte damit Gesicht und Oberkörper des Sheriffs zu.

»Warum bist du zu ihm gegangen?«, fragte Meg.

»Ich dachte, er wäre derjenige, der Marty umgebracht hat.«

»Was?«

Pellam schüttelte den Kopf. »Hat er nicht getan. Aber er hat Marty die Drogen untergejubelt und mich zusammenschlagen lassen.«

»Das würde Wex nie tun ...« Doch ihre Stimme erstarb, als sie zu dem Schluss kam, dass er sehr wohl zu so etwas fähig war.

»Der Grund war, dass er Angst hatte, ich würde dich von hier wegholen.«

»Wirklich?«

Sie sah verwirrt aus, aber vielleicht war in ihrem Gesicht auch ein ganz kleines bisschen Stolz zu erkennen. Wahrscheinlich gibt es auf der Welt keine einzige Frau, die es nicht aufregend findet, wenn ein Mann alles Erdenkliche tut, um sie zu halten.

»Wir kamen zu dem Schluss, dass es wahrscheinlich die Zwillinge waren, die hinter der Schießerei steckten. Deshalb bin ich zum Schrottplatz, und dort, in ihrer Hütte, habe ich die Waffe gefunden, mit der Marty umgebracht wurde. Auch noch ein paar andere Sachen, nämlich ...«

Schritte näherten sich; langsam kam Keith die Treppe herunter. Sein Blick traf den von Pellam. Er blieb kurz stehen, bevor er weiterging. »Mit Sam ist alles okay. Ich habe ihm was gegeben. Er schläft.«

Meg achtete nicht auf ihn. »Warum erzählst du mir das?«, fragte sie Pellam.

Doch Keith kam ihr zuvor, weil er einen Teil des Gesprächs mitbekommen hatte. »Was haben Sie sonst noch in der Hütte gefunden?«, fragte er ihn.

»Ich habe diese Drogen gefunden, von denen Sam welche genommen hat«, sagte er zu Meg.

»Dann waren es die beiden?«, platzte sie heraus. »Sie stecken also dahinter ... aber warum sind sie hergekommen? Weil Sam Zeuge war?«

»Sie waren nicht hinter Sam her.«

Keith schwieg und setzte sich; Pellam wandte sich ihm zu. »In der Hütte waren fünf- oder sechstausend Röhrchen. Alle fertig eingepackt und bereit zum Abtransport. Also, Keith, dann erzählen Sie doch mal: Haben die beiden das Zeug für Sie verkauft, oder wurden Sie von ihnen erpresst?«

Keiths Blick irrte rastlos durchs Zimmer. »Scheinbar beides.«

»Was meinst du damit?«, fragte Meg ihren Mann.

»Ihre Partner kamen her, um Sie zu töten«, antwortete stattdessen Pellam. »Und Ihre Familie.«

»Partner?«, keuchte Meg.

»Besäßen sie etwa genügend Informationen, um die Drogen selbst herzustellen?«, fragte Pellam, an Keith gewandt.

»Hätten sie es ohne Ihre Fabrik geschafft?«

Keith sagte nichts.

*Scheinbar beides.*

Keith sah zur Wand, vor der einer seiner Mitarbeiter lag.

»Ich habe ihnen genug bezahlt dafür.«

»Genug ist nie genug.«

»Wie haben Sie das rausgefunden?«

»In einem der Beutel in der Hütte waren Mitteilungen von Ihnen«, erklärte Pellam. »Einige mit Ihrem Briefkopf. Und ein bisschen Bargeld.« Er nickte. »Ich bin hergekommen, um es Meg zu erzählen.«

»Das waren nur zwei Spinner, aber sie hatten Kontakte in New York, New Jersey ... Brooklyn«, sagte Keith. »Ich brauchte sie.«

»Was genau ist das? Die Droge?«, wollte Pellam wissen.

»Ein orales synthetisches Narkotikum«, erklärte Keith.

»Nein, sag, dass das alles nicht wahr ist«, flüsterte Meg.

Keith holte tief Luft. Pellam war klar, dass er seinen Vorrat an Lügen durchging, um eine davon auszuwählen. Wie ein Junge, der mit dem Fußball gerade eine Scheibe zertrümmert hatte. »Es ist nicht so, wie ihr denkt«, sagte er zu beiden.

»Nein, nein, nein ...« Meg schüttelte unablässig den Kopf.

»Meg, es ist nur ein Produkt. Ich ...«

»Produkt!«, blaffte Meg. »Diese Scheiße ist Gift, und du nennst es ein Produkt?«

»Das verstehst du nicht, Meg«, schnauzte er zurück.  
»Das ist gar nicht so was.«

»Was ist es denn?«

»Eine fantastische Entdeckung! Ich habe zwei Jahre gebraucht, um sie perfekt hinzukriegen.«

»Entdeckung?«



»Der neueste Entwicklungsstand«, schaltete sich Pellam ein. »Normalerweise muss man sich Heroin spritzen, um die optimale Wirkung zu erzielen. Dieses Zeug braucht man nur zu kauen.«

»Ich habe ein neues gefäßerweiterndes Mittel entdeckt. Es ist genial. Das Betäubungsmittel geht unter der Zunge in Bruchteilen einer Sekunde direkt ins Blut.«

»Eine neue Yuppie-Droge«, fuhr Pellam fort. »Keine Spritze mehr. Keine Nadeln. Kein AIDS-Risiko ...«

»Ich wollte es patentieren lassen«, fuhr Keith fort. »Ich meine, ich werde es für legale medizinische Zwecke patentieren lassen. Wir brauchten nur noch ein bisschen mehr Kapital. Wir wollten Proben an medizinische Forschungslabors verteilen – dafür braucht man keine Genehmigung der FDA, ihr wisst schon, der Bundesbehörde zur Überwachung von Nahrungs- und Arzneimitteln. Aber Dale hatte angefangen, das Zeug auf dem Schwarzmarkt zu verkaufen, um an Bargeld ranzukommen. Als ich das schließlich herausgefunden hatte, steckten wir schon zu tief in der Sache drin.«

»Lügner.«

»Nein, Meg, wirklich ...«

Sie trat auf ihn zu. »Erzähl mir, wie mein armer Junge so tief da reingeraten konnte! Du und Dale, ihr hattet vom ersten Tag an keine Liquiditätsprobleme. Du hast dich aus dem Vertrag freigekauft ... oh, du hattest jemanden, der dich finanziell unterstützt hat und genau wusste, wem du diesen Dreck vom ersten Tag an verkaufen würdest, an dem ihr eure Fabrik eröffnet habt.«

»Hör auf!«

»Erzähl mir doch, wie dir jemand eine Waffe an den Kopf gehalten hat und dich dazu gezwungen hat ...« Mit gerunzelter Stirn unterbrach sie ihren Redeschwall.

»Warte.« In ihren Augen zeigte sich noch mehr Entsetzen.  
»Und was ist mit ihm passiert, mit Dale?«

»Er ...« Keith wandte den Kopf ab.

»Sie haben ihn umgebracht. Diese Zwillinge ... warum?  
Wurde er zu gierig?«

»Die ganze Sache ist aus dem Ruder gelaufen.« Keith wurde zornig. »Es war nicht mein Fehler.«

»Und diese anderen Leute, die aus New York«, fuhr Meg fort. »Und der Junge, der letztes Jahr an einer Überdosis gestorben ist ... und Ned! Heute Morgen. Ihn haben sie auch getötet! Und Tom dachte, Sam hätte es getan! Jesus, Maria und Josef.«

»Und Marty«, ergänzte Pellam die Liste.

Keith brauchte einen Moment, bis er sich erinnerte, wer Marty war. »Das war ein Unfall«, redete er sich raus. »Das schwöre ich bei Gott. Bobby und Billy haben versucht, euch Angst einzujagen, damit ihr hier verschwindet. Mehr nicht. Wir wollten keine Fremden in der Stadt. Wir konnten uns diese Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht leisten.«

»Unfall?« Pellam war außer sich. »Sie haben Ihren Partner und wer weiß wen noch umgebracht – und Sie erwarten von mir, dass ich glauben soll, Sie wollten Marty nur Angst einjagen?«

Meg schüttelte ungläubig den Kopf, ihr Pferdeschwanz schaukelte hin und her. »Und du hast fast unseren Sohn umgebracht?«

»Ich habe ihnen gesagt ...« Er nickte in Richtung der Haustür, »... sie sollen niemals hier in der Gegend was verkaufen. Aber sie haben nicht auf mich gehört. Es war nicht mein Fehler. Ich ...«

»Nicht dein Fehler? Du hast das Zeug hergestellt, und

jetzt verkaufst du es. Was willst du damit sagen, es sei nicht dein Fehler? Erklär mir das, Keith.«

Keith konnte ihr nicht mehr länger in die Augen sehen und senkte den Blick.

Sie schüttelte nur den Kopf. Ihre Wut war so groß, dass sie zu mehr nicht in der Lage war.

Pellam merkte, dass Keith in eine Rolle verfallen war – eine, die Meg schon die ganze Zeit über auf die Nerven gegangen sein musste: Keith, der Junge mit dem dichten Haar und dem runden Gesicht. Das pummelige Kind, das um Liebe flehte.

»Darüber gibt's nichts mehr zu diskutieren. Überhaupt nichts.«

»Bitte, lass es mich erklären.«

Sie drehte sich zu ihm, wie er sich kraftlos gegen den Türrahmen lehnte, als brauchte er das Haus, um nicht umzufallen.

»Du hast mich die ganze Zeit über angelogen«, sagte Meg.

»Ich wollte es dir nicht erzählen. Zu deinem eigenen Schutz.«

»Wie kommst du auf so einen Gedanken?«, fragte Meg verbittert.

»Falls irgendwas passieren würde, wollte ich nicht, dass du in die Sache reingezogen wirst.«

Sie lachte überrascht. »Wie könnte ich denn nicht in die Sache reingezogen werden? Mein Ehemann, der Drogen herstellt. Wie sollte das gehen, dass Sam und ich nicht da mitten reingezogen werden? Sieh doch nur, was mit Sam passiert ist – er hätte sterben können.«

»Das wird nicht wieder vorkommen.«

Meg hatte angefangen zu weinen. »O Gott, Keith ... du

hörst dich an, als würdest du nicht damit aufhören. Tom ist tot! Vor meinem Haus liegen zwei weitere Leichen. Es ist aus damit. Wir rufen die Polizei.«

»Nein, Meg. Was ich herausgefunden habe, ist Magie.«

Seine Augen leuchteten. »Niemand vor mir hat je so etwas zustande gebracht. Niemand kann das.«

»Du scheinst auch noch stolz darauf zu sein«, blaffte sie.

»Klar bin ich stolz!«, schrie er. »Du weißt ja gar nicht, wer ich bin. Du hast dich nie auch nur annähernd bemüht zu erkennen, wer ich bin. Ich bin nicht so wie die anderen. Meine Gedanken gehen nicht spazieren, sie rasen. Ich bin schon so auf die Welt gekommen. Ich bin nicht wie du. Oder er.« Er schielte zu Pellam hinüber. »Oder sonst jemand.«

»Aber wir haben uns doch geliebt«, weinte Meg.

»Was hat das denn damit zu tun? Jetzt tu doch nicht so selbstgerecht. Ich habe es für dich getan. Und für Sam. Und warum? Was meinst du wohl? Du hast dauernd von einem hübschen Haus geredet, von Geld, von deinem verdamnten Schmuck! Wie sollte ich das mit dem Gehalt eines Chemikers schaffen?« Er zeigte auf ihren Ring. »Meinst du, ich hätte mir das leisten können, wenn ich noch bei Sandberg arbeiten würde?«

»Willst du allen Ernstes *mir* die Schuld geben? Versuche lieber herauszufinden, was dich glauben lässt, dass du andere Regeln befolgen könntest als alle anderen. Da liegt deine Schuld. Und jetzt? Sollen wir alles vergessen, was passiert ist? Ich werde es nicht vergessen. Sam und ich werden gehen.«

»Du gehst mit *ihm*?«, fragte Keith ungläubig mit Blick auf Pellam.

»Ich gehe einfach. Das ist die einzige Erklärung, die ich

dir schulde. Sam und ich – wir gehen beide.«

»Du kannst mich nicht einfach verlassen.«

»Dich verlassen?« Meg lachte.

Die Spannung im Zimmer wurde fast unerträglich.

»Das lasse ich nicht zu!« Keiths kreischende Stimme passte hervorragend zum grellen Licht. »Du bist meine Frau. Du bleibst bei mir. In sechs Monaten habe ich das Patent, dann wird das Zeug nicht mehr auf der Straße verkauft. Wir kriegen eine Lizenz von Pfizer oder Merck. Wir erzählen der Staatspolizei, dass die Zwillinge versucht haben, bei uns einzubrechen und dich zu vergewaltigen. Tom war wegen Sam hier, und sie haben ihn umgebracht. Wir können sagen ...«

»Hör auf!« Sie schloss die Augen und ließ den Kopf langsam vor und zurück schaukeln. »Hör auf.« Sie erhob sich.

»Diese Nacht werden wir nicht mehr hier verbringen.«

»Nein, Meg.« Er war nicht mehr der kleine Junge, sondern bössartig und bedrohlich.

Ihre Worte schwirrten um Pellam herum. Er hörte die beiden zwar miteinander reden, beobachtete ihre Gesichtsausdrücke, aber alles wie aus weiter Ferne.

*Du tauchst hier mit deinem Wohnmobil und deiner Kamera auf, siehst dir die Stadt an, lernst alle Leute kennen ... einige sogar sehr gut. Kapiert du denn nicht, welche Macht du hast?*

Aber nein, dachte er, ich habe keine Macht. Er konnte ihnen nichts sagen und nichts für sie tun, was ihnen bei der Suche nach ihrem Glück oder dem Weg aus der Sackgasse, in die sie sich manövriert hatten, helfen würde. Klar, er half den Menschen, ihrem Leben zu entfliehen, aber nur für ein paar Stunden und nur an diesem einen

speziellen Ort – dem abgedunkelten Kinosaal. »Ich gehe jetzt.«

Keith nahm Pellam ins Visier. »Wenn Sie zu jemandem auch nur eine Andeutung darüber machen, können Sie sich wohl vorstellen, was mit ihnen passieren wird.« Er nickte in Megs Richtung.

»Wovon redest du, Keith?«, fragte sie.

Es war Pellam, der ihr den Sachverhalt erklärte. »Er sagt, dass er, selbst wenn er eine Mordklage abwenden kann, zumindest von den Opfern auf Schadensersatz verklagt werden wird. Die Staatsanwaltschaft wird die Fabrik schließen und das Haus und eure Ersparnisse einkassieren.«

Keith nickte. »Das hätten Sie mit Ihrem Gewissen zu vereinbaren.«

Darauf lachte Pellam nur und sah Meg an. »Soll ich dich wohin mitnehmen? Familie oder Freunde, die in der Nähe wohnen?«

»Sie geht nicht mit«, drohte Keith.

»Das ist nicht Ihre Entscheidung.«

»Ich hole nur noch schnell Sam«, sagte Meg zu Pellam.

»Meg, du bist meine Frau, du ...«

»Hör auf!«, schrie sie. Keith, der Junge, Keith, der Mann, hörte auf zu reden. »Ich bin nicht dein Eigentum. Ich gehe!«

Auf einmal merkte Pellam, was passieren würde. Intuitiv wusste er es.

Pellam kombinierte, was er aus dem Augenwinkel heraus sah: Keith griff zum Hosenbund – und was er hörte: Keith keuchte, dann klickte eine Metallfeder.

Keith hatte den Hahn einer Waffe gespannt. Die von Bobby natürlich, die unter der Leiche auf der Veranda

gelegen hatte. Keith musste sie auf dem Weg ins Haus mitgenommen haben.

Das Klicken wurde fast von einem einzigen laut gerufenen Wort, seinem eigenen Namen, übertönt, während Keith die Waffe auf ihn richtete und voller Wut schrie: »Pellam!«

»Nein, Keith!«, rief Meg.

Es war sinnlos, aber automatisch ließ Pellam seine linke Hand nach vorne schnellen, um die Kugel aufzuhalten.

Eine ohrenbetäubende Explosion. Der Luftstoß aus der Mündung fegte über seine Hand und sein Gesicht.

»John!«, schrie Meg.

Sie erstarrten wie Kinder, die »Ochs vorm Berge« spielen. Alle drei.

Eine endlose Stille folgte, während der die Luft von süßlich stechendem Rauch erfüllt wurde.

Keith ließ die Waffe fallen und ging mit einem gequälten Jammern in die Knie.

Unbeweglich wartete Pellam, bis der Schmerz einsetzen, ihm schwarz vor Augen werden und sein Blut fließen würde.

Nichts. Er war unverletzt.

Der Kerl hatte tatsächlich danebengeschossen. Aus fünf Metern Entfernung hatte Keith danebengeschossen.

»Es ist alles in Ordnung«, flüsterte er.

Meg schüttelte den Kopf. »Was soll ich damit nur machen?«

»Was?«, fragte Pellam.

Meg antwortete nicht; sie hielt den Kopf gesenkt und begutachtete den Diamantring an ihrem Finger. »Schau dir den Ring an. Was für eine Schweinerei.«

Meg hielt die Hand nach oben, bedeckt mit dem Blut, das sich vorne auf ihrer Bluse ausbreitete. »Kannst du mir helfen? Das werde ich nie wieder sauber kriegen.« Ihr Lächeln erstarb, mit flatternden Lidern schloss sie die Augen.

»Kannst du mir helfen?«, flüsterte sie, als sie mit einer Drehung zusammensank. »Bitte.«



## **... Sechszwanzig**

Trudie, braun gebrannt, dunkle Haare und dünn wie ein, Model – mit den schönsten Waden, die er je gesehen hatte, aber leider weit und breit keine einzige Sommersprosse – fuhr auf dem Santa Monica Boulevard im dichten Morgenverkehr Richtung Osten zur Schnellstraße.

John Pellam saß auf dem Beifahrersitz ihres weißen Mercedes 450 SL.

Er schwieg, auf dem Schoß sein Koffer – gekauft auf der Main Street in Cleary, nicht auf dem Rodeo Drive. Trudie hatte gute Laune. In Gedanken war sie bei einem Fernsehspiel, mit dem sich Lorimar befasste. Sie besaß zweiundfünfzig Prozent der Filmrechte. Zumindest hatte sie ihm das erzählt, dachte er. Sie nickte im Takt der lauten Radiomusik und grinste breit, obwohl Pellam wusste, dass sie nicht die Top Forty mitsummte, sondern die Geschäfte bei ihr gerade den Ton angaben.

Pellam hielt sie für eine wunderbare Frau. Er hatte es genossen, mit ihr auszugehen, später im riesigen Bett neben ihr zu liegen und auf ihrer Steinterrasse hoch über einem dschungelähnlichen Tal – sie hatte eindeutig ein »Runterfall-Haus« – süße Cocktails mit ihr zu schlürfen.

Sie kamen am Park in Beverly Hills vorbei, wo er eines Morgens – es musste fünf Uhr gewesen sein – Tommy Bernstein ohnmächtig im Smoking gefunden hatte. Pellam selbst war auch am Ende gewesen. »Scheiße, das ist die US-Kavallerie«, hatte Tommy gesagt. »Bring mich nach Hause. Bin ich schon im Bett? Ich glaube nicht, nein. Bring mich nach Hause!«

Nach langer Zeit und viel Mühe hatte Pellam es auch

geschafft.

Der Pfarrer auf Tommys Beerdigung war gekauft gewesen, was nicht allzu sehr überraschte, nachdem Tommy dreißig Jahre lang keine Kirche mehr von innen gesehen hatte. Der melancholische Mann hatte viele harmlose Dinge erzählt – allgemeine Gefühlsduseleien, wogegen eigentlich gar nichts zu sagen gewesen war. Pellam dachte, dass der schwammige alte Kerl mit dem steifen weißen Kragen unter den gegebenen Umständen sogar gute Arbeit geleistet hatte. »Tommys lebhaftes Wesen, seine Energie, mit der er uns in seinen vielen Filmrollen angesteckt hat ...«

Nun, Tommy hätte gesagt: »Ey, zum Kotzen«, und er hätte gehohlt. Aber das war kaum der Fehler des Pfarrers. Die Beerdigung hatte in der Nähe der Kreuzung stattgefunden, über die sie gerade fuhren. Avenue of the Stars.

»Ich habe mit diesem Exec Producer geredet.«

Das machte Trudie gerne – Wörter abkürzen und sie in der Gegend herumzuschmeißen. Exec oder Roids oder Res wie in *Klärst du das im Restaurant mit der Res ab?*

»Ja?«, fragte er fröhlich.

»Er war ganz außer sich.«

»Ja?« Pellam erinnerte sich nicht genau, von welchem Executive sie sprach oder warum er außer sich war oder sein sollte. Schweigend fuhren sie weiter, geblendet vom Licht, dem kalifornischen Licht, das Bäume und Gras in besonderer Weise zum Leuchten zu bringen schien. Es ist nicht zu übersehen, wie ein wunderschönes, unanständiges junges Mädchen. Durch seine Sonnenbrille geschützt, beobachtete Pellam die Umgebung. Und die Autos – tausend deutsche Autos –, die in die entgegengesetzte Richtung, nach Hollywood, fuhren.

»Kommst wohl eine ganze Weile nicht zurück, was?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Darauf erwiderte Trudie nichts, drückte nur sein Knie und drehte das Radio lauter. Sie waren in Beverly Hills – Gefühle gab es hier nicht.

»So, du bist also sicher, dass du das tun willst?«, fragte sie schließlich.

»Jau.« Mehr sagte er nicht.

Nach weiteren schweigsamen zehn Minuten setzte sie ihn am Flughafen ab. Er wollte nicht und erwartete nicht, dass sie ausstieg. Sie küssten sich wie Bruder und Schwester, und der einzige Hinweis auf ihr gemeinsames Jahr zwischen mal Ja und mal Nein war ein leichtes Kopfschütteln ihrerseits und ein trauriges, geheimnisvolles Lächeln, das ab und zu über ihr Gesicht huschte.

»Ruf mich mal an«, sagte sie.

Pellam versprach, dass er das tun würde.

Er reichte seinen Koffer dem am Bordstein wartenden Mitarbeiter der Abfertigung, und als er sich wieder umdrehte, war Trudie fort.

John Pellam saß auf einem hundert Jahre alten Grabstein und blickte hinaus auf das mit roten und gelben Blättern gefärbte Tal im Norden des Staates New York. Die Sonne war gerade hinter einer Wolkenkette verschwunden; die Stimmung hatte etwas Bedrohliches bekommen.

Eine Stimmung, die durch den jungen Mann verstärkt wurde, der heimlich auf Pellam zukam. Er trug ein dunkles Hemd und Jeans. Als er nur noch sieben Meter entfernt war, blieb er stehen und schloss die Augen, als würde er von irgendwoher Kraft auftanken, dann zog er eine schwarze Pistole hinten aus seiner Tasche.

Und ging noch ein Stück weiter.

Pellam erhob sich und kniff die Augen zusammen.

Plötzlich bewegte sich etwas in der Nähe. Der Angreifer wich überrascht zurück und stolperte über einen Grabstein. »Jesus Maria«, rief er und ließ die Pistole fallen.

»Was ist?«, schallte eine Stimme aus einem Lautsprecher.

»Es hat mich angegriffen!«, rief der Mann zurück, erhob sich und wischte Gras von seiner Hose.

»Schnitt!«, rief die elektronische Stimme wieder. »Was ist passiert?«

Der Friedhof füllte sich mit Menschen. Die Mannschaft kam hinter der Panaflex-Kamera hervor, die Maskenbildnerin machte sich am Gesicht des Schauspielers zu schaffen.

»Ein Eichhörnchen!«, rief er. »Es hat mich angegriffen!«

Ein Stuntman schnappte sich seine Jacke und stürmte auf den Friedhof. »Olé! Olé!«

»Nein, wie übermütig!«, rief der Regisseur sarkastisch durch den Lautsprecher zurück.

Pellam entfernte sich von dem Grabstein und setzte sich neben seinen Winnebago auf einen alten Gartenstuhl mit grün karierten Polstern. »Ist dir kalt? Willst du reingehen?«, fragte er.

Meg drückte seine Hand. »Nein. Das hier möchte ich um nichts in der Welt verpassen.«

»Ich will eine durchgehende Aufnahme«, seufzte der Regisseur und ging zurück zur Kamera. Jemand von den Kostümen rollte die Manschetten am Hemd des Schauspielers hoch, um zu verhindern, dass sie von der Feuchtigkeit im Gras dunkel wurden. Das Mädchen für die Continuity notierte sich die Position des Schauspielers vor

dem Angriff des wilden Tiers sowie die Stellung aller Kameras und den Hintergrund.

»Die wievielte Einstellung?«

»Jetzt kommt die achte«, rief jemand.

»Mein Gott. Und in zehn Minuten ist das Licht weg. Wie wird das Wetter morgen?«

»Regen.«

»Mein Gott.«

Pellam und Meg beobachteten die Filmcrew auf dem Friedhof. »So geht's beim Film immer zu«, sagte er. »Eine Einstellung nach der anderen wird wiederholt, dann wartet man eine Weile, dann wird sie noch einmal gemacht.«

Doch zumindest Sam hatte seinen Spaß, selbst wenn ihm ein Weltraumabenteuer oder irgendwas mit Robotern und Maschinengewehren lieber gewesen wäre als diese dumme Liebesgeschichte mit dem Titel *Todesstille*. Am besten aber gefiel ihm die riesige, komplizierte Kamera.

»Wow«, sagte er immer wieder zu Pellam. »Die sieht aus wie ein Raumschiff.« Pellam hatte vom Kameramann die Erlaubnis bekommen, ihn kurz mal auf die Hebebühne zu setzen.

Alan Lefkowitz duckte sich durch die Tür des Klowagens hindurch und marschierte zum Regisseur. Er trug seine Spielklamotten, seine Dreh-Kluft: Baumwollhosen und ein rotweiß gestreiftes Hemd. »Das würden die Schiedsrichter tragen, wenn Hollywood eine eigene Hockey-Mannschaft hätte«, sagte Pellam zu Meg.

»Hallo, Johnny«, grüßte Lefkowitz und hob die Hand, in der er ein unsichtbares Glas mit sehr teurem Single Malt Scotch hielt, und hob die Augenbrauen.

»Geht nicht. Habe noch was vor«, lehnte Pellam ab.

»Hier in der Gegend?«, flachste Lefkowitz mit einem

Grinsen und einem sehnächtigen Blick auf Megs strammen Hintern. Dann wedelte er mit ein paar Blättern dem Regisseur zu.

»Erzähl mal«, sagte Pellam. »Was ist in Cleary los?«

Sie lachte, gab aber keine Antwort. »Gehen wir ein Stück spazieren. Ist das okay?«

»Sie benützen gerade die Teleobjektive. Wir gehen dort entlang, zum Wald, dann sind wir nicht im Blickfeld. Geht's dir gut?«

»He, na klar.«

Sie griff zum Stock und stand ohne Hilfe auf. Langsam gingen sie an den vielen Einheimischen vorbei, die mit jedem Drehtag mehr geworden waren. Das Kleinstadtleben war für die Zeit der Hauptdreharbeiten zum Erliegen gekommen. Die Zuschauer schienen von allem fasziniert zu sein – selbst vom Angriff des Eichhörnchens. Schweigend und wie erstarrt standen sie da, als würde selbst das leiseste Zappeln die magische Kamera zu Boden stürzen lassen.

Meg und Pellam schlenderten ein kurzes Stück die Straße entlang. Immer wieder drehte Meg sich nach hinten, um Sam nicht aus den Augen zu verlieren. »Der Arzt hat gesagt, wenn ich zur Krankengymnastik gehe und ein paar Übungen mache, würde ich schon in einem Monat nicht mehr humpeln«, erklärte sie.

»Und?«

»Wenn ich mir diese jungen Dinger im Fernsehen anschau, die dauernd nur rennen und Aerobic machen und Gewichte heben ... das sieht immer so albern aus. Ich warte, bis es von allein weggeht.«

»Wie klappt's mit dem Maklergeschäft?«

»Habe letzte Woche ein Haus verkauft. Und ein paar

Zusagen erhalten in der Art von ›Vielleicht, aber ich muss erst meine Frau fragen‹. Niemand hat behauptet, dass es leicht ist.«

»Und wie macht er sich?« Pellam drehte sich nach hinten zu Sam.

»Wir reden viel darüber. Ich muss mich zwar dazu zwingen, aber ich denke, es ist nur zum Besten. Das sagt jedenfalls der Therapeut. Rauslassen, alles rauslassen. Vielleicht ist es auch für mich das Beste. Sam sagt immer: ›Erzähl mir noch mal von Daddy.‹ Dann reden wir miteinander, und er versteht das dann oder sagt zumindest, dass er das tut. Ich tue es natürlich nicht.«

»Hast von was von ihm gehört? Von Keith?«

»Die Verhandlung ist nächsten Monat.«

Pellam nickte. »Werden sie dir dein Haus wegnehmen?«

»Kann sein. Mein Anwalt meint, es besteht durchaus die Möglichkeit, dass wir es verlieren. Aber das heißt auch, es besteht die Möglichkeit, dass das nicht passiert.«

Er spürte ihren Blick. »Ich treffe mich mit meinem ... Freund wieder«, sagte sie nach einer Pause.

»Ambler?«

»Er hat sich richtig um mich bemüht nach meiner Verletzung.«

»Scheint ja doch ein netter Kerl zu sein.«

Für einen erzkonservativen, antikommunistischen, zügellosen, fanatischen und selbstgerechten Kapitalisten.

»Am Anfang wollte ich gar nicht. Ich meine ...«

»Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen«, wehrte Pellam ab.

Sie blickte zum Horizont. »Das weiß ich.« Sie lächelte.

»Pellam, denkst du ...« Sie beendete den Satz nicht.

Das hatte er. Sehr viel sogar.

Er war zu dem Schluss gekommen, dass die Antwort ziemlich klar war und sie beide sie kannten. Deshalb sagte er nichts und sah sie auch nicht an; und sie wiederholte ihre Frage nicht.

Sie erreichten ein Schild auf der Straße, die vom Drehort wegführte.

*Willkommen in Simmons*  
*im Herzen der wunderschönen Catskills.*  
*6300 Einwohner*

»Wie viele waren es, als du hier aufgewachsen bist?«, fragte Meg. »Einwohner, meine ich.«

»Oh, ich weiß nicht mehr. Ich denke, genauso viele wie in Cleary.«

»Wie kommt's, dass der Film hier gedreht wird?«

»Es ist eine schmutzige, kleine Stadt. Genau das brauchte ich für die Geschichte.«

»Dann hat ihnen dein Drehbuch am Ende doch gefallen?«

»Zum größten Teil. Natürlich will der Regisseur von meinen Kameraeinstellungen nichts wissen.«

»Warum beschwerst du dich nicht einfach bei ihm?«

»Autoren sagen dem Regisseur nicht, wo sie die Kamera aufbauen sollen. Höchstens in vorsichtigen Andeutungen, und auch dann nur, wenn sie ihr Geld schon haben.«

»Warum hast du den Film nicht in Cleary spielen lassen?«

»Unser Friedhof hier ist besser.« Er nickte nach hinten zu den Schauspielern. »Für die Schießerei. Und später für



die Beerdigung. Bei der Auseinandersetzung zwischen Janice und Shep.«

»Ein besserer Friedhof als der von Cleary? Ich bin beleidigt.«

Pellam betrachtete ihr mittlerweile kurz geschnittenes Haar, das einen freien Blick auf ihren mit Sommersprossen übersäten Nacken erlaubte. Sie trug Jeans, ein blaues Drillichhemd und braune Wildlederstiefel.

»Heute Abend«, begann er. »Lass uns zusammen in die Kneipe essen gehen, ja? Nur wir beide.«

»Macht ihr das nichts aus?« Meg nickte die Straße hinauf in die Richtung, in der fünf Kilometer weiter das Haus stand, in dem Pellam seine Kindheit verbracht hatte. Sie meinte Pellams Mutter.

»Sie hat mich in der letzten Woche länger gesehen als in den fünf Jahren davor zusammen. Also wird sie froh sein, wenn sie mich los ist. Sie kommt nicht gut mit Männern klar, die Whisky trinken. Wir leihen ihr Sam für den Abend.«

Eine junge Assistentin in Jeansjacke und -hose und mit lockigem Pony marschierte die Straße entlang wie ein Soldat. An ihrer Hüfte baumelte ein riesiges Funkgerät hin und her.

»Wann fährst du nach Cleary zurück?«, wollte Pellam von Meg wissen.

»Morgen. Wir können nur eine Nacht bleiben. Ich möchte nicht, dass Sam allzu lange von zu Hause fort ist. Es ist besser, denke ich.«

Meg sah auf das hoch stehende Gras hinunter. Die zunehmende Abenddämmerung vermittelte den Eindruck, als würde sich eine tintenfarbene Glocke über die

Landschaft legen. Es herrschte absolute Ruhe.

Mit einem Wink bedeutete er ihr, ihm zu folgen. Langsam betrat er den Friedhof und zeigte auf ein zehn Jahre altes Grab.

»Dein Vater hieß Benjamin?«, fragte Meg.

»Nach Benjamin Franklin, hat er immer behauptet.«

»Ich bin überrascht, dass er dir nicht den Namen William gegeben hat«, meinte sie.

»William?«

»Nach Wild Bill, deinem Vorfahren.«

Pellam seufzte übertrieben. »Er hieß James, nicht William. James Butler Hickok.«

»Oh, stimmt, das hast du ja erzählt.«

Die Stimme des Regieassistenten schallte durchs Megafon. »Ruhe bitte, alles Ruhe!«

Pellam und Meg schwiegen und sahen zu, wie die Szene wiederholt wurde. Der Schauspieler schlich langsam zwischen den Grabsteinen hindurch, bereit, einen Mord zu begehen.

»Dann bist du jetzt Autor?«

»Nö. Immer noch arbeitslos. Lefkowitz muss mich als Autor angeben, aber auch das nur wegen der Gewerkschaft. Demzufolge bin ich nur hier, falls am Drehbuch was geändert werden muss. Ich gelte immer noch als rausgeschmissen, bin ich doch des schlimmsten Verbrechens in Hollywood für schuldig befunden worden: Ich habe dafür gesorgt, dass das Magengeschwür des Produzenten schlimmer wurde.«

»Dann schreib doch noch ein paar Drehbücher.«

Pellam lachte und sah auf die Uhr. »Wenn mich die Laune packt. Ich habe einen Auftrag für eine Drehortsuche

in Utah bekommen.«

Die Schauspieler wurden lauter und wieder leiser.

Dann ertönte die Stimme des Regisseurs durchs knisternde Megafon. »Schnitt! Schnitt! Jemand ... du, ja, du! Schaff dieses Scheißeichhörnchen hier weg. O Mann, ich glaub's nicht. Ich glaub's einfach nicht.«

Sie kehrten zum Wohnwagen zurück und setzten sich in die Gartenstühle. Langsam. Meg wegen ihrer Schussverletzung, Pellam wegen der ausgerenkten Schulter.

»Und? Kommst du mal wieder Richtung Osten?«

»Es gibt noch viele Filme zu drehen.«

»Wenn du kommst, könntest du doch auf einen Besuch vorbeischaun. Sam würde es gefallen«, meinte Meg.

Pellam streckte die Beine aus, die scharfen Spitzen seiner fleckigen Cowboy-Stiefel zum grauen Himmel gereckt.

»Ich denke, das lässt sich machen«, sagte er, während sie beide beobachteten, wie die Mannschaft über den Friedhof strömte, um das Gras wieder aufzurichten, Blätter zurechtzuzupfen, die Schminke zu richten, Manschetten glatt zu ziehen und ein Eichhörnchen zu verjagen. Alle waren ernst, alle hatten es eilig, und alle versuchten die nächste Einstellung in den Kasten zu kriegen, bevor unweigerlich die Novembernacht über sie hereinbrechen würde.

## ***Hinweis des Autors***

John Pellams Bemerkung über Feuer, Kohle und Rauch stammt von einem seiner Lieblingsautoren, Reynolds Price. Unter den gegebenen Umständen war Pellam nicht in der Lage, ihm die gebührende Ehre zukommen zu lassen.